1794

Von Johan Nepomuck von Füll
auf Windach, Freÿherr zu Kamerberg
Herr zu Grunertshofen, Eresing, und Pißliz
Sr. Kurfürsts Durchleucht zu Pfalzbai
ern Kamerer, wircklich Geheimer
und Hofrath.

Polem. 2457.

Von der

Schädlichkeit

des

Religionszwanges.

Die Sache

nur nach gemeinem Menschensinne

betrachtet.

MDCCXCIII.

Cenſura.

Ce petit ouvrage eſt le plus inutile, qui aît jamais été écrit. Quand il s'agit de prouver des choſes ſi claires, on eſt ſûr de ne pas convaincre.

Monteſquieu l'Eſp. des Loix.
Liv. XXV. chap. XIII.

& Approbatio.

Si de veritate ſcandalum ſumitur, utilius permittitur naſci ſcandalum, quam veritas relinquatur.

Hyeronimus in Math. Cap. XVIII.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Meâ quidem ſententiá paci, quæ nihil habitura ſit inſidiarum, ſemper eſt conſulendum. Cic. off. l. I.

Die Stiftung eines ewigen Friedens zwiſchen Staat und Religion iſt die Abſicht dieſer Blätter.

Ein groſſes Unternehmen für eine ſo kleine Broſchüre!

Ja! der Gegenſtand iſt groß, und wäre würdig von einem gröſſeren Meiſter nach ſeinem ganzen Umfang bearbeitet zu werden. Ich habe ihn hier, ſo gut es mir meine eben ſo wenige Fähigkeiten als Hülfsmittel erlaubten, darzuſtellen getrachtet. Die Quelle des Uebels ſowohl, als auch das einzige ſichere Hülfsmittel dagegen meyne ich doch ſo ziemlich richtig angezeigt zu haben.

Keine Religion ſollte die Staaten jemals weniger beunruhiget haben, als die chriſtliche; und dennoch haben wir, ſeit dem ſich dieſelbe mit Konſtantin auf den Thron geſetzt, und den Staat zu ihren Dienſten gleichſam in Sold genommen hat, faſt immerwährenden Unfrieden. Dieſe Herr=

scherinn hat in Wahrheit bey den neuen Ehren ihre alte Sitten gewechselt, und wir müssen sehen, daß ihre eigenthümliche göttliche Sanftmuth dem unruhigen, und kriegerischen Verfolgungsgeiste Platz gemacht habe. Eine Erfahrung von anderthalb tausend Jahren sollte hinlänglich seyn, uns die Unschicklichkeit dieser Einrichtung zu zeigen. Dem Geist des Religionsstifters ist dieselbe ohnehin offenbar zuwider, als welcher seinen Aposteln weder Liktoren vorgehen, noch Armeen nachfolgen ließ, sondern sie mit der ganz simpeln Weisung hinsandte: gehet in alle Welt, und **lehret** die Völker! Es sollte wohl auch nicht schwer seyn das rechte Mittel zu finden, um dieser langwierigen Verwirrung der Dinge ein Ende zu machen. Nämlich wir dürfen nur jedes an seinen, ihm eigenen, Ort stellen, so wird die schönste Harmonie an die Stelle der Unordnung tretten. Die Religion steige von dem Throne herunter, und bequeme sich auf dem Lehrstuhl ihren alten, ihr eigenen Platz wieder einzunehmen, so werden wir von dieser Seite her weiter nie etwas zu besorgen haben. Die verschiedenen Religionen werden in unseren Staaten eben das seyn, was die verschiedenen Sekten der Philosophen in den älteren waren. Der Bürger wird der Ruhe und Freyheit, und der Staat des Friedens und der Sicherheit sich zu erfreuen haben.

Noch haben wir wenige Staaten in Europa, welche in diesem Punkte, nach ächten Staatsgrundsätzen, ganz naturgemäß eingerichtet wären, und jene, welche sich der Natur am meisten genähert haben, kostete es die äusserste Anstrengung, der Religion die Waffen aus den Händen zu winden. Holland und England haben lange genug dieserwegen kämpfen müssen, geniessen aber nun seit geraumer Zeit die Früchte der Duldsamkeit. In wie weit es Frankreich gelingen werde, muß die Zeit noch lehren. Deutschland insbesondere hat sich nach seinen langwierigen Kämpfen auf zwey Systeme eingeschränkt. (Die Reichsfriedensschlüsse begreifen das der Lutheraner, und jenes der Reformierten unter dem gemeinsamen Namen der Protestanten). In dieser Einschränkung liegt der Keim zu allen jenen Unheilen, welche Deutschland so lange verheeret haben, noch ganz lebhaft verborgen. Es braucht nichts, als ein Zusammentreffen günstiger, oder vielmehr ungünstiger Umstände, so werden die Sprossen hervorbrechen, und das giftige Unkraut wird in seiner ganzen Vegetazionskraft aufs neue dastehn. Wie bald diese Umstände eintreffen möchten, ist nicht wohl zu kalkulieren, und ohnedem will ich für nichts weniger, als für einen Propheten mich ausgeben. Genug daß Vermöge der dermaligen Staatseinrichtung jeder, dessen Kopf in keinen der beeden vor-

liegenden Modeln passet, als ein Staatsfeind angesehen, und wohl auch behandelt wird. Weiter konnte es der so berühmte westphälische Friede nicht bringen; ja er verlangte es auch nicht einmal. Unsere Fürsten verlangen es eben so wenig, und sind vielleicht nie weniger, als gerade heut zu Tage geneigt gewesen, dem forschenden Geiste seine naturgemässe Freyheit zu gönnen. Es ist bekannt, wie rasch man einigen schäzbaren Forschern in den Weg getretten, und wir sehen eine Art von Inquisizionstribunal so gar an einer Stelle entstehen, wo noch vor kurzem die Philosophen mit den Musen, unter der Begünstigung ihres gekrönten Freundes, auf das freyeste scherzten. Wie weit das Ding noch gehen möge, wer kann es sagen? — Ich weiß nicht, was unsere Regenten auf ihren Fürstenstühlen für eine Erschütterung müssen gefühlet haben. In der angsthaften Gemüthsfassung, in welche sie der oft freylich ziemlich tolle Freyheitstaumel der Nazionen gesezt zu haben scheint, möchte ihnen wohl alles, was nur einigermassen einer Stüze gleich siehet, willkommen seyn, um ihre wankende Throne damit zu stüzen. Träge Staatsmänner werden nicht ermangeln statt der Staatseinsichten, als an welchen sie gar zu arm sind, die Religion, als die beßte Stüze, die man nur finden könne, ihren erschrockenen Prinzipalen darzubieten. Es möchte denn wohl nicht ganz

zur Unzeit seyn, da ich mich hier erkühne, die Regenten vor dieser morschen Stütze zu warnen, und sie mit aller Ehrfurcht, die man ihrer hohen Würde schuldig ist, doch freymüthig zu erinnern, daß sie auf diese Stütze nicht allzuzuversichtlich bauen, noch vielweniger sich verleiten lassen möchten, die Religion mit Gewaltthätigkeiten zu handhaben, das heißt, die morsche Stütze selbst mit anderen noch morscheren Stützen zu stützen. Auf so einem gefährlichen Grunde können die Thronen unmöglich sicher ruhen. Denselben keinen besseren geben, heißt ihren Umsturz befördern. Wenn das Regierungswesen sich nur würdigen möchte, zugleich mit dem Wachsthum der menschlichen Kenntnisse einige Vorschritte zu machen, so würde sowohl dem Regenten als den Völkerschaften gänzlich geholfen seyn. Aber schwer werden sich Systeme, die nur durch Zufall, und Gewaltthätigkeiten gebildet worden, mitten im Schimmer des allenthalben strahlenden Vernunftlichts halten können, ohne daß man ihre Flecken und Risse sollte gewahr werden. Alles ließ sich dagegen nach und nach, durch sanfte und allmählige Umänderungen der Vernunft, den Bedürfnissen, und den Rechten der Menschheit besser anpassen, und es würde nicht nur niemand nichts reelles, nichts wünschenswerthes hiebey verlieren, sondern jedermann, und vorzüglich die Regenten noch sehr vieles gewinnen.

Auf derley durch Zeit und Umstände so nothwendig gewordene Aenderungen und auf eben so thätige, als einsichtsvolle und rechtschaffene Staatsmänner muß man sein Vertrauen setzen. Vergeblich würde man mit Religionszwang verkleistern wollen, was einer würklichen Reparation ganz nothwendig bedarf. Ich rede frey; denn wenn ich dieß nicht hätte wollen, so hätte ich lieber geschwiegen.

Inhalt.

I.

Allgemeine Begriffe von Freyheit.

Was Freyheit sey?
Woher die Freyheitsliebe komme?

II.

Anwendung obiger Grundsätze auf die gesellschaftliche Verfassung.

Wie der Mensch auch in der Gesellschaft seine naturgemässe Freyheit erhalten könne?

III.

Nähere Anwendung dieser Grundsätze auf das Religionswesen.

Das Staatswesen beruhe nicht auf der Religion.
Die Religion komme erst hinzu.
Der Staat müsse also seine Einrichtungen niemal auf Religion gründen.
Und könne sodann alle duldsame Religionen mit Gleichgültigkeit ansehen.

IV.

Unschicklichkeit des Religionszwanges.

Die Religion beruhe auf dem Beyfall des Verstandes.
Der nur durch Belehrung zu erhalten sey, durch Zwang vielmehr gehindert werde.
Soferne einer dem andern seine Religion aufdringen dürfte, so hätte dieß sehr bedenkliche Folgen für alle.

V.

Schädlichkeit des Religionszwanges.

Selber schadet 1. Der Menschheit überhaupt. Indem er die ersten Gründe der Moralität umstürzet.
Den Gebrauch der Vernunft hemmet;
Die Urtheilskraft irre macht,
Die Gewissen erschüttert
Durch Veranlassung der Heucheley die Rechtschaffenheit tilget.
Er schadet 2. der Religion selbst, indem er sie verdächtig macht,
Sie ihrer Zierde und Stärke beraubet;
Mißtrauen gegen die Religionslehrer erreget;
Das Lehramt selbst zu einem unehrlichen und unglücklichen Sklavendienst machet.
Er schadet 3. am allermeisten dem Staat.
Durch Hemmung der Offenheit vergiftet er den gesellschaftlichen Umgang,

Setzt die rechtschaffensten Bürger in Gefahr, und giebt sie der Kabale preis.
Veranlasset die unmenschlichsten Religionsverfolgungen.
Religionskriege.
Wovon Deutschland, Frankreich, Engelland vorzüglich seit den Reformazionszeiten die traurigsten Würkungen erfahren.

VI.

Ueberflüssigkeit des Religionszwanges.

Was man durch jenen erhalten will, ist entweder an sich läppisch, oder läßt sich weit sicherer durch andere Wege erhalten.

1. Einförmigkeit in der Religion.
Ist naturwidrig.
Vorzüglich wenn selbe zu sehr ins Detál gehet.

2. Ruhe des Staats.
Wird weit sicherer erhalten,
Wenn man den Religionszwistigkeiten weniger Gewicht beyleget.
Das Religions- und Staatswesen gänzlich aus einander löset.

3. Die Erziehung und Sittlichkeit.
Die Erziehung ist von der grösten Wichtigkeit.
Die bürgerliche öffentliche Erziehung muß nach der Grundlage eines Staatskatechismus
Nicht von Religionsdienern, sondern von Bürgern besorgt werden,
Denen jede duldsame Religion gleich willkommen seyn mag.
Die Privaterziehung wird glücklich ausfallen, wenn man
Den Verstand mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern,
Das Sittengefühl geschickt zu entwickeln,
Die Seelenkräfte gegen die Leidenschaften zu stärken,
gute Fertigkeiten zu gründen weiß; und in allen diesen Dingen mehr durch Beyspiele als durch trockene Lehren zu unterrichten trachtet,
wobey der Staat die Errichtung einer Elternschule nicht vergessen sollte.
Das übrige, was man über die Sitten der Menschen vermag, werden gute Polizeyeinrichtungen leisten, welche vorzüglich auf
Den Luxus
Besorgung der Armen,
Hindanhaltung der Diebereyen,
Die Volksergötzungen,
Schickliche Einrichtung der Strafen und Belohnnngen,
Die ehelichen Verbindungen,
Die Wirkungen des Geschlechtstriebes ihre Aufmersamkeit richten sollen.

I.

Allgemeine Begriffe von Freyheit.

Wenn ich in meinem Thun und Lassen, nur meinem eigenen Willen folgen darf, so bin ich frey; *) je mehr ich aber an den Willen eines andern gebunden, und von demselbem abhängig bin, je mehreren Abtrag leidet meine Freyheit.

Nämlich es ist hier von bürgerlicher Freyheit die Rede. Die Frage von der Freyheit des menschlichen Willens überhaupt, und wie dieselbe unerachtet der Abhängigkeit des Willens vom Verstande bestehen könne, wollen wir den Philosophen zu erörtern überlassen. Nur will ich noch weiter zum Ueberfluß erinnern, daß die Freyheit niemal bis zur Unabhängigkeit vom höchsten Wesen selbst ausgedehnt werden könne. Ich mag so frey seyn, als ich nur will, so bleibe ich doch allzeit über all mein Thun und Lassen, ja über die geheimsten Regungen meines Herzens gegen Gott verantwortlich.

Obiger Begriff, den wir von der bürgerlichen Freyheit festgesetzt haben, wird wohl derjenige seyn, den ein jeder bey sich findet, wenn er das, was er bey diesem Wort sich denket, etwas genauer entwickeln mag. Wir können aber füglich zwey Extremen, und verschiedene Abstufungen von einem Extrem zum andern un-

---

*) Libertatis proprium est, sic vivere ut velis. Cicero de offic. lib. I.

terscheiden. Den Stand der gänzlichen Unabhängigkeit nämlich, worinn ich lediglich in nichts, weder im Ganzen, noch zum Theil von dem Willen eines andern abhange, kann man sich füglich als die höchste Stufe der Freyheit denken: der Stand der Sklaverey hingegen, worinn nicht nur alle meine Handlungen, sondern sogar mein Leben selbst von der Willkühr eines andern abhangen, ist das andere Extrem; die niedrigste Stufe, auf welcher der Mensch in Rücksicht seiner Freyheit stehen kann. Die Mittelstufen sind ohne Zahl, indem der Mensch mit Beybehaltung der Unabhängigkeit in einigen Stücken frey, und dennoch in den übrigen mehr oder minder von dem Willen eines andern abhängig seyn, und also sein Mittelstand zwischen Unabhängigkeit und Sklaverey sehr verschiedentlich modifiziert seyn kann.

Wenn wir nun das ganze Heer der menschlichen Handlungen in Klassen ordnen wollen, so werden wir finden, daß sich füglich vier Hauptklassen derselben aufstellen lassen; nämlich zwo Klassen für die *innerlichen*, und zwo für die *äusserlichen* Handlungen. Denken und Fühlen sind die zwo Klassen, auf welche sich alle Handlungen beziehen lassen, welche innerlich in dem Menschen selbst vorgehen. Seine Gedanken und Gefühle an den Tag legen, und die verschiedenen sichtbaren Unternehmungen machen die zwo Klassen der äusserlichen Handlungen des Menschen aus. Unter Gedanken und Gefühl begreifen wir nämlich auch die auf jenen zunächst beruhende Urtheile und Entschliessungen.

In allen diesen Dingen findet Freyheit, oder Abhängigkeit statt, und so, wie diese menschlichen Handlungen selbst einander untergeordnet sind, und in ihrem Gang von einander abhangen, so stehet auch die Freyheit

derselben in einem wechselseitigen Zusammenhang untereinander, so daß, wo zum Beyspiel die Freyheit der Gedanken und des Urtheils gehemmt sind, auch die Freyheit der Entschliessungen, und der denselben entsprechenden äusserlichen Handlungen nothwendig mit darunter leidet.

Nämlich der Gang der Natur ist dieser. Die dem Menschen vorkommenden Gegenstände erregen gewisse, der Art, wie sie sich darstellen, angemessene Gedanken. Die ihm angeborne Neugierde reitzet ihn, den Gegenstand nicht blos so, wie er sich von selbst darstellet, zu betrachten, sondern ihn auch verschiedentlich zu wenden, um ihn genauer zu erforschen, und von allen Seiten, so viel möglich, ganz zu kennen. Hiebey geschehen Vergleichungen, Urtheile, Aussprüche des Verstands, vorzüglich über das an dem Gegenstand wahrgenommene Wahre und Falsche, über das Angenehme und Unangenehme. Hiedurch wird gleichsam ein anderes Laufwerk in der Maschine gelöset, und das Gefühl geräth nun in Bewegung. Das wahrgenommene Angenehme erregt auch angenehme Empfindungen, und weckt den Willen zu Entschliessungen, die ganz dem Gefühl angemessen sind. Hierauf folgen Bestrebungen, um dessen, was man als angenehm sich vorgestellt, und gefühlet hat, habhaft zu werden. Die Gedanken und Regungen ergiessen sich in Worte, wodurch der Mensch, was er fühlt, auch andern mittheilet, zur Theilnahme, oft auch zur Hilf auffordert. Dann folgen endlich die äusserlichen Handlungen selbst, und mit Erreichung des gesuchten kömmt die Maschine wieder zur Ruhe. Die Würkungen des Unangenehmen folgen in der nämlichen Ordnung, nur sind sie von entgegengesetzter Art.

Dieß ist der Gang der menschlichen Handlungen von ihrer Urquelle an bis zu ihrer gänzlichen Ausführung, der uns von darum bekannt seyn muß, damit wir sehen mögen, auf wie mancherley Wegen der menschlichen Freyheit Abbruch geschehen könne. Denn wenn ich gleich weder gefesselt noch gebunden bin, man erlaubet mir aber nicht die Gegenstände zu sehen, wie sie sind; wenn ich sie nur von Ferne und undeutlich, nur von einer Seite, nur durch ein gefärbtes Glas sehen darf, kann ich sagen, daß ich frey sey? Wird nicht hiedurch der Grund der Freyheit selbst erschüttert? zerstöhrt? da meine Urtheilskraft berückt, unrichtige, schiefe Gedanken und Gefühle veranlasset, und ich also hiedurch zu Entschliessungen und Handlungen bestimmet werde, die im Fall des ungehinderten, freyen, reinen Sehens nicht erfolgt seyn würden, und so von andern zu reden?

Wenn also der Mensch wahrhaft frey seyn soll, so muß der Gang der Natur ganz und gar nicht, weder im Kleinen noch im Grossen, weder im Ganzen noch in den einzelnen Theilen gestöhrt werden. Es muß mir erlaubt seyn, die Gegenstände zu sehen wie sie sind, dabey zu fühlen, was sie für sich, ihrer Natur nach, meinem Gefühl darbieten. Es muß mir unverwehrt seyn nach Maßgab meines Gefühls meine Entschliessungen, und endlich auch meine äusserliche Handlungen nach diesen Entschliessungen einzurichten. Dann erst bin ich wahrhaft frey, wenn alle diese Dinge ihre gänzliche Richtigkeit haben, und das ist es, was ich verlange, wenn ich nach Freyheit dürste.

Man darf sich gar nicht wundern, wenn man bemerket, daß dieser Durst nach Freyheit so groß, so dringend, so unüberwindlich sey bey dem Menschen,

wenn ihn schon das blosse, und noch dazu oft übel verstandene Wort der Freyheit so bezaubert, und in einen solchen Enthusiasmus versetzt, daß er sogar mit der Gefahr alles, selbst sein Leben darüber zu verlieren, nach diesem Gut, nach der Freyheit, strebet. Erkennet hierinn, die göttlich starke Macht des Schöpfers und der Natur. Da ihr sehet, wie allgemein dieser Freyheitssinn bey allen Menschen herrschet, und um so viel stärker herrschet, je unverdorbener sie sind, je mehr sie von der eigentlichen Würde ihrer Natur noch beybehalten haben, solltet ihr daran zweifeln können, daß nicht dieser Freyheitssinn ein vom grossen Schöpfer selbst dem Menschen anerschaffener **Grundtrieb** der Natur sey? *)

Nämlich der Mensch ist keine Pflanze, die in einem mit schicklichen Nahrungsmitteln angefüllten Erdreich eingewurzelt blos durch hidraulische Gesetze ihre Erhaltungsmittel in sich aufzunehmen, und durch ihr Wesen zu verbreiten bestimmt, und fähig wäre; er ist eine nicht blos leidende, sondern mit Ueberlegung und Wahl würkende, thätige Maschine; die ihre Erhaltungsmittel selbst erst aufsuchen, das Schädliche von

*) In primis hominis est propria veri inquisitio, atque investigatio. Itaque cum sumus necessariis negotiis, curisque vacui, tum avemus aliquid videre, audire, ac discere, cognitionemque rerum aut occultarum, aut admirabilium ad bene beateque vivendum necessariam ducimus. Ex quo intelligitur, quod verum, simplex, sincerumque sit, id esse naturæ hominis aptissimum. Huic veri videndi cupiditati, adjuncta est appetitio quædam principatus, ut *nemini parere animus bene informatus a natura velit*, nisi præcipienti, aut docenti, aut *utilitatis causa* juste & legitime imperanti, ex quo *animi magnitato* existit, humanarumque rerum contemptis. Cic. de off. l. 1.

dem Nützlichen unterscheiden, im Gebrauch zwischen Mangel und Uebermaß das rechte Mittel treffen, und zu allen diesen Dingen also ein Primizium in sich haben muß. Da sind nun die Sinne, welche die ersten Eindrücke dem innern geistigen Wesen darbieten; da ist der Verstand, der diese Eindrücke vergleichet, und beurtheilet; da ist das Gefühl, daß das Angenehme und Unangenehme abwiegt, und hiedurch die zusuchende und zufliehende Dinge unterscheidet; da ist der Wille, der immer, wie er vom Gefühl geleitet wird, entscheidet, und an die Werkzeuge seine Befehle absendet; da sind endlich diese Werkzeuge selbst, die sich nach dem empfangenen Wink in Bewegung setzen, und so wird das grosse Kunstwerk des feinen thierischen Mechanismus, dessen Gesetze die thierischen Handlungen beherrschen, vollendet. Was würde nun diese ganze, so bewundernswürdig weise Einrichtung helfen, wenn der Mensch eben so leicht auswärtige fremde Einwürkung annehmen würde, und mit Verlassung der natürlichen Quelle seiner Handlungen, von diesen fremden ihm unnatürlichen Eindrücken sich leiten ließ? Hat Gott Vernunft und Gefühl als seine zwey grosse Führer selbst in ihn gelegt, so mußte er ihm ja auch die Neigung einpflanzen, diesen seinen Führern zu folgen? denn was würden die Führer helfen, wenn niemand da wäre, der folgen wollte? Was heißt das aber seinen eigenen Einsichten, und seinem eigenen Gefühl folgen, als frey seyn wollen? Ehret also doch die Hand des grossen, unnachahmlichen Meisters, und lernet seine Werke besser kennen, damit ihr aufhören möget sie zu lästern.

Was wollt ihr denn nun eigentlich, da ihr diesen Freyheitssinn zu unterdrücken, auszurotten suchet? Wißt

ihr,

ihr, was ihr wollet? — Ich glaube es kaum. — Wollt ihr das ausbessern, was der Schöpfer mangelhaftes in der Natur gelassen? Wollt ihr eine neue Schöpfung aufstellen? Wißt ihr denn noch nicht, daß wo man der Natur entgegen arbeitet, man weiter nichts als Unheil stifte? So bald ihr den Weg der Natur verlasset, so wird Unsinn euer Wegweiser, — und wo kann euch dieser hinführen, als zum Verderben? Der Natur niemal zuwider zu handeln muß euer heiligstes und unverletzliches Gesetz seyn. *) Lasset also dem Menschen, was ihm Gott gegeben, seine Neigung, seine Liebe zur Freyheit. Sie ist ein Grundgesetz seiner Natur; sie ist ihm nützlich, sie ist ihm nothwendig. Wenn sie euch mißfällt, so fällt euer Tadel auf den Schöpfer selbst, als der sie ihm gegeben, und vermöge der übrigen Einrichtung der Natur in Gemäßheit seiner Weißheit und Vaterliebe auch geben mußte. Ohne sie würde der Mensch seinen Führer entweder nicht kennen, oder ihm zu folgen keinen Antrieb haben. Er wäre also ganz dem Ungefähr preis gegeben; er wäre das steuerlose Schiff auf dem grossen Weltmeer; er wäre ein von seinem Vater auf gerathewohl ausgesetztes Kind; er wäre ein Spiel des Zufalls, und unter allen Geschöpfen das einzige, das über Verwahrlosung gegen seinen Schöpfer zu klagen hätte.

---

*) Das bekannte Princizium der Stoiker: Naturam si sequamur Ducem, nunquam aberrabimus.

Id summum bonum naturæ convenienter vivere. Cic. de off. lib. 1.

II.

Anwendung dieser Grundsätze auf die gesellschaftliche Verfassung.

Wer sollte es glauben, daß das arme Menschengeschlecht so tief herabgewürdigt wäre, daß, wenn man von Freyheit spricht, die meisten sich die Sache zwar als schön, aber unthunlich vorstellen. Sie glauben nur im rohen Naturstand könne der Mensch frey leben; auf den bürgerlichen aber und kirchlichen, oder den aus beeden gemischten Zustand, der nun der dermalige Zustand beynahe aller gesitteten Völkerschaften ist, sey die Sache gar nicht anwendbar, und die Freyheit sey hier nichts als ein gefährliches Traumbild, das nie zur Würklichkeit kommen, gar leicht aber durch Erschütterung der Staaten neues und unübersehbares Elend über die Menschheit verbreiten könne. Nicht wahr, meine Lieben! Das sind so ungefähr euere Gedanken, wenn ihr höret, daß hie und da die alten Fesseln ehrwürdiger Vorurtheile gebrochen worden; die Freyheitsfahne muthig geschwungen werde. Wenn ihr mirs erlauben wollet, so will ich im gegenwärtigem Abschnitte euch zu beruhigen, euere bange Sorgen euch zu benehmen, und zu zeigen suchen, daß der Mensch auch in dem bürgerlichen und kirchlichen Stande das schöne Vorrecht seiner Natur, die Freyheit nämlich, so wie er sie aus der Hand seines Schöpfers empfangen, im vollesten Maaß geniessen könne, und solle. Die Sache ist nicht schwer. Wir werden einander gewiß verstehen. Nur leget eure bange Schüchternheit auf eine kleine Zeit beyseits.

Der Mensch, auch ganz allein sich selbst überlassen,

findet gar bald, daß er im rohen Naturstand sich nicht sonderlich bequem, viel weniger glücklich befinde. So einzeln in die Schöpfung hingestellt ist der Mensch arm bey dem grossen Reichthum der Natur. Kaum für seine dringendsten Bedürfnisse wird er die Hilfsmittel, und diese nur roh, aufzutreiben vermögen; ja er wird sich gegen die ihm einzeln an Stärke und List überlegenen Raubthiere kaum halten, und ein elendes, unsicheres, schüchternes Leben führen. Nichts von der Gesellschaft zu melden, auf welche ihn der Geschlechtstrieb hinführet, und welcher selbst allein in Kürze schon um ihn her einen kleinen Staat bilden würde, wird er sich schon, auch nur um seiner Selbsterhaltung willen, eine Gesellschaft von seines gleichen sehnlichst wünschen. Es sey auch blos Zufall, der ihn zu einem oder mehreren seines gleichen Menschen führe, so wird er die Vortheile der Gesellschaft bald schmeken, uud dieselbe angenehm finden. Der Genuß der Natur wird nun mannigfaltiger. Die Gesellschafter sind nun im Stand einander mancherley Vergnügungen zu verschafen, welche keiner für sich allein zu erreichen im Stande gewesen wäre. Mit der Stärke der Gesellschaft wächst auch das Maaß der Sicherheit. Nun wird das Leben erst zu einem frohen und wahren Leben, da es vorhin nur einem gefährlichen Schleichhandel glich.

So wäre also zum gesellschaftlichen Leben der erste Schritt gethan, und noch ist der Natur nicht die mindeste Gewalt geschehen, vielmehr ist ihr Wunsch erfüllt, oder richtiger, einem ihrer ersten Bedürfnisse ein Genüge geschehen. Gesellschaft ist wahres Naturbedürfniß für den Menschen. Gewalt würde es vielmehr erfordern, wenn man die Freunde, nachdem sie sich einander gefunden haben, wieder von einander

trennen wollte. Sie finden zu viel Heil in ihrer gesellschaftlichen Verbindung, als daß sie nicht die stete Fortdauer, und Befestigung derselben sehnlichst wünschen sollten. Je mehr nun die Gesellschaft anwachst, je mehr gewinnt sie an Stärke, je mehr vervielfältigen sich Lebensgenuß und Vergnügungen. Aber auch je einleuchtender wird die Nothwendigkeit, eine gewisse Ordnung der Dinge festzusetzen. Durch das gesellschaftliche Zusammentretten entstehen neue Verhältnisse unter den Gesellschaftsgliedern. Nicht alle Menschen sind gleich gestimmt. Was der eine liebet, das ist dem andern zuwider. Die Interessen durchkreutzen sich auf mancherley Art, uud dennoch suchen alle sich zu vergnügen. Es entstehen also Kollisionen, welche die Gesellschaft selbst bald genug in Verwirrung setzen, ja ihren Zweck wohl gänzlich vereiteln würden, wenn denselben nicht theils vorgebeugt, theils ihren nachtheiligen Folgen in Bälde abgeholfen würde. Hier offenbahret sich also den sämmtlichen Gesellschaftsgliedern die Nothwendigkeit einer Gesetzgebung sehr bald, und höchst begreiflich.

Gesetze sind also nothwendig. Ist es aber deßwegen nun um die Freyheit geschehen? Ich glaube keineswegs. Vielmehr sind die Gesetze die beste Stütze derseiben; nur müssen die Gesetze von der Gesellschaft selbst gewählt, und auch in ihrer Dauer und Verbündlichkeit ganz und einzig von dem Willen der Gesellschaft abhängig seyn. Wo findet sich aber der Wille der Gesellschaft? — Er ist ein zusammengesetztes Wesen; jedes Mitglied der Gesellschaft besitzt eine Portion dieses gesellschaftlichen Willens in sich, und die Summe dieser gleichsam zerstreuten Theilchen des gesellschaftlichen Willens machen sein Wesen, den gesellschaftlichen

Willen selbst aus. Da jeder einzelne in die Gesellschaft getretene Mensch ja für sich noch keine Gesellschaft ausmachet, sondern durch den Beytrit nur ein Mitglied derselben wird, so kann ja keines dieser Mitglieder vernünftig fodern, daß die Einrichtung der Gesellschaft ganz allein von seinem Willen abhangen solle, sondern er wird zufrieden seyn, wenn er an dieser Einrichtung, an der Gesetzgebung proportionellen Antheil zu nehmen hat, und seine Stimme für sich eben so viel Gewicht hat, als die Stimme eines anderen Mitglieds.

Nämlich es würde bey getheilten Meynungen, die in Rücksicht der verschiedenen Denkungsart oft eintretten muß, unmöglich seyn aus einander zu kommen, und etwas gewisses festzusetzen, wenn nicht die Mehrheit der Stimmen entscheiden sollte. Da nun auch bey obwaltender Theilung der Meynungen dennoch eine Entscheidung nothwendig, die Festsetzung der Gesetze ein unentbehrliches Bedürfniß der Gesellschaft, allen Gesellschaftsgliedern aber an der von diesen Punkten abhängenden Erhaltung und Dauer der Gesellschaft äusserst gelegen ist, so werden sie gewiß aus völlig freyem Antrieb darein willigen, daß bey den gesellschaftlichen Berathschlagungen, somit auch bey den Berathschlagungen über die Gesetzgebung die Mehrheit der Stimmen entscheiden, und der Wille der meisten für den Willen aller gehalten werden soll. Die Gesellschaftsglieder verlangen also selbst, daß der Gesellschaftswille vor ihrem personellen Willen das Uebergewicht behalten soll. Wenn demnach durch die überwiegende Mehrheit der Stimmen Gesetze fest gesetzt werden, für die ich meine Stimme nicht gegeben, ja gegen welche ich ausdrücklich gestimmt habe, so kann

und muß ich dennoch jene Gesetze als von mir selbst gewählte und meinem Willen völlig gemässe Gesetze ansehen; weil die Ordnung ihrer Einführung und Festsetzung meinem Willen ganz gemäß ist; ungefähr so, wie der Mensch in seinen personellen Handlungen wahrhaft frey ist, und frey wählet, wenn gleich gegen die Gründe, die ihn zu dieser Wahl bestimmt haben, auch Gegengründe vorhanden waren, die ihn eine Zeit lang unschlüssig machten, bis endlich jene den Sieg über diese davon trugen, und der zaudernden Wagschale das entscheidende Uebergewicht gaben. Ich möchte wissen, ob es möglich wäre freyer zu handeln in Sachen, welche ein gemeinsames Interesse betreffen? Und so zu handeln erlaubet die Gründung der Gesellschaft nicht nur gar wohl, sondern es ist wohl dies unstreitig der eigentliche Weg, und der einfacheste Gang, den die Natur selbst darbietet. Denn unter Menschen, die aus freyer Willkühr und eigener Bewegung in eine Gesellschaft zusammen tretten, von Natur aber gleich frey und unabhängig von einander sind, läßt sich doch kein Grund denken, warum bey Bildung dieser Gesellschaft nicht alle gleichen Einfluß und Antheil haben sollten; da doch das gesellschaftliche Interesse für alle gleich wichtig, und der Beytritt von allen gleich freywillig ist.

Hier hätten wir also eine Gesellschaft, wo ein jeder, indem er die Gesetze befolgt, nur seinem eigenen Willen folgt; wo alle Handlungen, zu denen man durch die gesellschaftlichen Gesetze verbunden wird, freye, nämlich in der Wahl der Gesetze frey gewählte Handlungen sind. Was kann der freyheitsüchtigste Kopf sich mehrers wünschen? Ist das nicht die wahre Freyheit der Natur, wenn ich immer in meinen Handlun-

gen nur meinem eigenen Willen folgen darf? nur daß hier der Wille oft zu Handlungen sich entschließt, zu denen er einzeln, und ausser der Gesellschaft lebend sich nicht entschlossen haben würde. Er thut aber dieß wieder aus völlig freyem Willen, weil er die Vortheile der Gesellschaft schätzt, und dieselbe ihm die kleinen freywilligen Aufopferungen durch den reichlichen Genuß der gesellschaftlichen Vergnügungen vergilt. *)

So würde dann das für eine so einfache Gesellschaft auch ganz einfache Gesetzbuch der Natur, ohne alle Bekränkung der Freyheit des Menschen sehr leicht und bald zu Stande gebracht seyn, indem ein jeder schon den Originalentwurf dazu in seinem Herzen trägt. Gerechtigkeit, Redlichkeit, Aufrichtigkeit, Treue, Dienstfertigkeit, Gleichförmigkeit in Rücksicht der gesellschaftlichen Lasten und Vortheile werden ungefähr die Grundlage davon ausmachen. Allein die Gesetze, so vortreflich sie auch seyn mögen, sind doch immer nur ein todter **Buchstabe**, der erst durch thätige Betreibung belebt, und in Würksamkeit gesetzt werden muß. Sie geben in wenigen Worten die Norme für unzählbare, für alle mögliche Fälle. Es ist unmöglich, daß alle diese verschiedenen Fälle ganz deutlich in den wenigen Worten des Gesetzes bestimmt seyn sollten. Die Eigenliebe der Interessenten verdunkelt bisweilen, was noch für sich hell genug wäre. Derley zweydeutige Fälle können sich oft, können alle Tage sich eräugnen.

---

*) Quid est enim libertas? Potestas vivendi ut velis. Quis igitur vivit, ut vult, nisi qui recta sequitur, qui gaudet officio, cui vivendi via considerata, atque provisa est, qui legibus quidem non propter metum paret, sed eas sequitur, atque colit, quia id salutare esse maxime judicat.

Cicer. Paradoxa.

Wer soll sie entscheiden? Wer soll die streitenden Partheyen, die sich alle gleich auf die Gesetze berufen, auseinander lösen? Soll die Gesellschaft selbst zu diesem Zweck beständig versammelt bleiben? Wäre dieß nicht äusserst lästig? Wäre es möglich? Die Nothwendigkeit von Vorstehern und Richtern wird also auch bey dieser noch so simpeln Gesellschaft sich gar bald zeigen. Was ist nun natürlicher, als daß sie nach eben der Ordnung, welche sie bey der Gesetzgebung selbst befolget hat, nun auch bey der Einrichtung des Vorsteher- und richterlichen Amts zu Werke gehe? Durch gesammelte Stimmen wird die Amtsgewalt festgesetzt, und die für solche Aemter tauglich gefundene Glieder gewählt und aufgestellt werden. Ihnen wird es obliegen über die Handhabung der Gesetze zu wachen, in den einzelnen Fällen, nicht allgemein verkündlich, die Gesetze zu erklären, hiedurch die entstandene Zwiste zu entscheiden. Jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft wird ihnen Folge leisten, ihren Aussprüchen nachkommen müssen; sie aber werden über die Führung ihrer Aemter gegen die Gesellschaft selbst verantwortlich bleiben. Wer kann sagen, daß durch solche nach gemeinsamem Uebereinkommen getrofene Einrichtungen die Freyheit des Menschen auch nur im mindesten bekränkt werde? ich will sagen die naturgemässe gesellschaftliche, wahrhaft dem Menschen gebührende Freyheit; denn Gesellschaft ist Bedürfniß der Natur, Ordnung aber Bedürfniß der Gesellschaft.

Gleichwie nun die Gesetzgebung, die ganze Einrichtung der Gesellschaft, nebst der Bestellung der gesellschaftlichen Aemter lediglich nur durch den Willen der Gesellschaft zu Stande gebracht worden; so hangen sie auch in der Dauer ganz von dem Willen der Gesell-

schaft ab. Die Gesellschaft wird, zwar immer mit Ueberlegung, ihre Gesetze abschaffen, åndern, wie sie es für gut befindet; eben so wird sie die Aemter besezen, entsetzen, wie sie es für nöthig, oder nützlich erachtet. Alle diese Aenderungen thun der gesellschaftlichen Freyheit nicht den mindesten Eintrag, noch wird den Rechten, oder der Freyheit ihrer Glieder zu nahe getretten, wenn nur das Normale der Mehrheit der Stimmen beobachtet, und also alles in Wahrheit durch den gesellschaftlichen Willen geschlossen wird.

Bisher haben wir die menschliche Gesellschaft betrachtet, so wie sie ungekünstelt von der Natur selbst gebildet und eingerichtet wird. So lange die Gesellschaft klein, wenigst nicht sehr zahlreich ist, wird es hiebey völlig sein Verbleiben haben können. Wächßt aber die Gesellschaft, wie immer, sehr an, steigt ihre Anzahl gar bis auf Millionen, so wird zwar die natürliche Grundlage noch immer die nämliche bleiben, und das gesellschaftliche Uebereinkommen wird immer die Bestimmung der Einrichtungen geben müssen; nur werden hier manche andere der Grösse, und andern Verhältnissen der Gesellschaft angemessene Einrichtungen getroffen werden müssen. Da es unmöglich, und unthunlich ist eine Gesellschaft von Millionen irgendwo zu versammeln, so werden andere Wege gebraucht werden müssen, um den gesellschaftlichen Willen, der doch alles entscheiden soll, herauszubringen. Auch die gesellschaftlichen Aemter werden der Grösse der Gesellschaft gemäß vervielfältigt, und wichtiger werden. Die Leitung des Staatswesens wird im ganzen verwickelter werden; eigentliche, ausgebreitete, zureichende Staatseinsichten werden nicht mehr eine Gemeinsache seyn können. Aenderungen werden

schwüriger seyn, und so werden sich noch mehrere andere Verschiedenheiten zeigen.

Nämlich so wie die Gesellschaft wächst, wird man die Einführung des Eigenthums als die Mutter und Triebfeder des Fleisses für nöthig und nützlich finden. Es werden nicht alle Gesellschaftsglieder einerley Gewerb treiben, jeder wird hierinn seinen Neigungen und seiner Anlage folgen, und bald wird es sich zeigen, daß eben auf dieser Vertheilung der Gewerbe die Vervollkommenung der menschlichen Werke beruhe. Nun wird also die Verschiedenheit der Stände anfangen. Die einen werden sich mit dem Feldbau und der Viehzucht beschäftigen; die nöthigste und nützlichste Klasse indem sie der Gesellschaft die allernöthigsten Bedürfnisse herbey schaffet, ohne welche weder die Gesellschaft noch die Individuen ihre Subsistenz erhalten könnten. Die anderen werden durch allerley Kunstwerke die gesellschaftlichen Vergnügungen verfeinern, uud vermehren, eine minder nöthige, jedoch schätzbare Klasse. Andere werden mit den benachbarten, oder auch mit den entfernten Nationen allerley Verkehr treiben, und durch Ausführung eigener, Einführung fremder, Natur- und Kunstprodukte Leben und Betriebsamkeit in der Gesellschaft unterhalten und fortpflanzen; eine nicht minder schätzbare Klasse, indem sie die gesellschaftliche Wonne vervielfältiget, und die Kette ausmacht, womit die ganze Menschheit untereinander zu wechselseitiger Mittheilung ihres Glückes verknüpft wird. Andere werden die nach und nach erworbenen Kenntnisse sammeln, bewahren, ausbreiten, mit neuen vermehren; eine Klasse, deren Einfluß auf die Vervollkommnung der Gesellschaft sehr wichtig ist, und ohne welche die Gesellschaft sich so zusagen alle Augenblicke erst

wieder aufs neue aus ihrem Nichts erheben müßte. Man wird endlich für nöthig finden besondere Sicherheitsanstalten zu treffen, damit nicht die Gesellschaft entweder durch Stösse von aussen, oder durch Erschütterung von innen Gefahr laufen, oder gar zu Trümmern gehen möge. Dieß kann einer neuen Menschenklasse, dem Wehrstand seine Existenz verschaffen; und so haben wir die Verschiedenheit der Stände, und Gewerbe beynahe fast ganz so, wie wir sie in allen unsern gesitteten Staaten finden. Diese Verschiedenheit ist nichtsweniger, als naturwidrig, sie ist vielmehr recht eigentlich das Werk der sich immer mehr und mehr ausbildenden Natur. Man denke sich einmal einen Staat, wo alle Menschen einerley Gewerb trieben, wie tod und freudenlos muß da das Leben seyn?

Dieser Verschiedenheit ungeachtet soll ein jeder, und einer wie der andere natürlich gesellschaftlich frey seyn, das ist, an keine andere Gesetze und Einrichtungen gebunden seyn, als die er selbst als theilnehmend an dem gesellschaftlichen Willen gewählt hat; er soll unter keinen auderen Oberen und Richtern stehen, als die er sich selbst auf eben die Weise, wie die Gesetze gegeben hat. Wie läßt sich dieß thun? — das Problem ist wichtig, die Auflösung aber ist leicht. Eine erlauchte Nation hat uns ihre ganz natürliche Auflösung zum Muster für Augen gestellt. Wie der gesellschaftliche Willen bey der ganz einfachen, bisher betrachteten kleinen Gesellschaft durch die Mehrheit der von allen Gliedern persönlich gegebnen Stimmen zu Tage gekommen, nnd so zusagen durch eine einmahlige Konzentration des Willens aller Individuen entstanden ist, so ist bey der sehr zahlreichen und verwickeltern Gesell-

schaft, die wir nun zu betrachten vor uns haben, weiter nichts, als eine zweymalige Konzentration nöthig. Nämlich die besonderen Gemeinheiten, aus deren Summe die grosse Millionärgesellschaft besteht, konzentriren ihre Stimme auf ein einziges Individuum, das sie frey aus ihrem Mittel wählen, und dem sie die Kraft beylegen ihre ganze Gemeinheit zu repräsentiren, und zu vertretten. Von jeder Gemeinheit kömmt also ein solcher Repräsentant, in dessen Stimme die Stimme seiner ganzen Gemeinheit konzentrirt ist, zur entscheidenden Stimmengebung selbst, und so werden die von allen Repräsentanten gesammelten Stimmen wieder in eine, nämlich in die Stimme der Mehrheit konzentrirt, und auf diese Weise der Schluß des gesellschaftlichen Willens entdeckt und zu Tage gebracht. Lebt nun in einer solchen Gesellschaft nicht ein jeder nach selbst gewählten Gesetzen, steht unter selbst gewählten Oberen, und ist also wahrhaft frey, nämlich gesellschaftlich frey? Und was hindert denn, daß nicht bey der grösten und verwickeltesten Gesellschaft eine solche Einrichtung sollte können getroffen werden? Wenn ganz Europa, ja wenn alle Völkerschaften des Erdkreises Lust haben in eine einzige Gesellschaft zusammenzuschmelzen, so sehe ich gar nicht, warum dieß nicht sollte seyn, und dennoch diese grosse Gesellschaft frey sollte bleiben können. Auch ist nicht zu läugnen, daß diese ganz einfache naturgemässe Staatseinrichtung auch verschiedentlich anderst modificiert werden könnte, ohne deßwegen die gesellschaftliche Freyheit darüber aufopfern zu müssen. Doch muß unstreitig diejenige Einrichtung dem Menschen am behaglichsten, der Freyheit am mindesten nachtheilig seyn, die sich von dem ganz simplen Gang der Natur, den diese in Stiftung der ganz

einfachen bürgerlichen Gesellschaft beobachtet, am wenigsten entfernet.

Nur noch auf einen Standpunkt muß ich euch führen, um euch von da aus noch eine Aussicht in das Land der Freyheit zu zeigen. Nämlich es hindert ja gar nichts, warum nicht jede Gesellschaft zu einem Grundgesetz sollte annehmen können, daß jedes Mitglied, so bald ihm die gesellschaftliche Einrichtung nicht mehr behaget, die volle Freyheit haben solle, ganz ungekränkt, und unbeschädigt von der Gesellschaft auszutretten. Diese Einrichtung ist nicht minder ganz naturgemäß, erwünscht für jedes Individuum, und der Gesellschaft weder nachtheilig, noch für sie gefährlich. Was könnte unnatürlicher, und widerrechtlicher seyn, als einen Menschen, der allen gesellschaftlichen Vortheilen entsagt, dennoch aus den Banden der Gesetze nicht losgeben wollen? Nur um meines bessern Wohlseyns willen trette ich in die Gesellschaft. Sofern ich also dieß nicht finde, so muß mir die Thüre rückwärts eben so wohl geöfnet werden, als man sie mir vorwärts offen stellte. Die Gesellschaft hat hiebey nichts zu verlieren. Durch jeden Austritt wird sie zwar geschwächt. Allein geschehen der Austritte nur wenige, so ist dieß für sich von keiner Bedeutung; wandelt die Lust auszuwandern aber viele an, so fühle die Gesellschaft sich den Puls, und sie wird sich sicherlich krank finden. Ihre Verfassung wird voll Fehler stecken, und einer starken Reinigung bedürfen, und so wird sie von diesem freylich unangenehmen aber doch heilsamen politischen Ausschlag wenigst den Vortheil ziehen, ihre innerliche, gefährlich werden dürfende Krankheit erkannt zu haben. Es wird ihr daran liegen, die rechten Heilsmittel in Zeiten zu ergreifen. Sollte

aber auch der Gesellschaft durch die allzuhäufigen Austritte eine tödtliche Schwachheit zugezogen werden, so kann sie dennoch mit keinem Recht selbe wehren, vielmehr zeigt es sich, daß sie das Recht zu ihrer ferneren Subsistenz verloren, indem sie unfähig geworden ihren Mitgliedern das Vergnügen und die Zufriedenheit zu verschaffen, um dessentwillen doch allein die Gesellschaft da ist.

Und so hätten wir also gesehen; daß aus dem Wesen der Gesellschaft selbst nichts fließt, warum nicht der Mensch auch im gesellschaftlichen Leben seine natürliche, ihm so liebe Freyheit sollte geniessen können; aber freylich haben wir hier die Gesellschaft betrachtet, nicht wie sie gewöhnlich ist, sondern wie sie von der Natur gestiftet wird. Wenn ein herrschsüchtiger Schwindelkopf eine Horde Banditen um sich her versammelt, und sich mit ihnen gegen seine Nachbaren verschwöret, und so unter Morden und Rauben eine Gesellschaft stiftet, so ist freylich in einer solchen Gesellschaft keine Freyheit zu erwarten, aber eine solche Gesellschaft ist auch nicht das Werk der Natur; sondern ein Greuel, und eine Geisel der armen bedauernswürdigen Menschheit.

III.

Nähere Anwendung dieser Grundsätze auf das Religionswesen.

Die Gesellschaft, deren Entstehungs- und Ausbildungsart wir bisher betrachtet haben, heißt die bürgerliche Gesellschaft, und ihre Mitglieder heissen Bürger. Soferne sie etwas weit ausgebreitet und ansehnlich ist, wird ihr der schallendere Namen Staat beygelegt, und ihre Mitglieder pflegt man auch Staatsbürger zu nennen. Wir haben die natürliche Ursache ihrer Entstehung, und den Zweck, den sie sich vorsetzt, gesehen. Besserer Lebensgenuß *), die Vervielfäl-

*) Diese Bestimmung ist wichtig. Diejenigen, welche die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft bloß aus dem Bedürfniß und Verlangen der Sicherheit herleiten, scheinen mir die Sache allzueinseitig, und nicht nach ihrem ganzen Umfang zu betrachten. Die Sicherheit ist nur ein Theil dessen, was wir durch den Zusammentritt in Gesellschaft suchen, und bey weitem nicht das Ganze. Wenn es möglich wäre unser Daseyn auch auf eine andere Weise als durch die gesellschaftliche Verbindung sicher zu stellen, so müßten wir dennoch noch in Gesellschaft zusammentretten, weil das Einzelnleben doch immer zu armselig wäre. Der Staat muß also wissen, daß er seinen Zweck noch keineswegs erreicht habe, wenn gleich die Sicherheit sowohl von innen als von aussen hergestellt ist, und auf dem festesten Fusse stehet. Es liegt ihm über das auch ob, für das Vergnügen seiner Bürger zu sorgen. Dieser Geist, und nicht bloß jener militairische Geist, der nur auf Sicherheit, und also nur auf Waffen denkt, sollte die Staatseinrichtungen, und vorzüglich die Staatsverwalter beleben, so würden auch die Staaten statt ihres steifen, trotzigen, ein freundlicheres und vergnüglicheres Aussehen gewinnen. Ich möchte fast sagen, die Sicherheit sey in Rücksicht des Staatskörpers, was die Gesundheit in Rücksicht des menschlichen Leibes. Der Mensch will freylich allfoderst, daß er lebe, und gesund sey. Allein

tigung der Vergnügungen, die dem einzelen isolirten Menschen nicht anderst als höchst sparsam zu Theil werden können, knüpfet die gesellschaftlichen Bande, ist die Ursache ihres Entstehens, ist der Beweggrund, der die zerstreuten Individuen zum gesellschaftlichen Zusammentritt bewegte.

Hier sehen wir also ganz hell der Sache bis auf den Grund; wir sehen, auf welchen Gründen das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft beruhen, und aus welcher Quelle die gesellschaftlichen Einrichtungen, und die Socialpflichten hergeleitet werden müssen.

Nämlich der gesellschaftliche Vertrag selbst, so wie ihn die Individuen mit freyer Ueberlegung vermittelst der Mehrheit der Stimmen geschlossen, ist der rechte und eigentliche Grund aller dieser Dinge. In Schliessung dieses Vertrags wurden die Individuen bey der Stimmengebung selbst freylich durch die dem Menschen anerschafnen Eigenschaften, Vernunft und Sittengefühl geleitet, und in so weit kann man Vernunft und Sittengefühl als die entferneren Quellen der gesellschaftlichen Pflichten und Verbindungen ansehen. Die nächste und genaueste Bestimmung derselben hängt aber doch immer von dem so, und nicht anderst geschlossenen Gesellschafts-Vertrag ab. Auf dem Gesellschafts-Vertrag selbst also beruhen die gesellschaftlichen Pflichten, und keineswegs auf Religion.

Sie

die Gesundheit setzt ihn nun erst in Stand auch andere Vergnügungen zu geniessen. Sein Wunsch gehet also auch auf diese, und bleibet keineswegs bey der Gesundheit stehen. Eben so setzt uns die Sicherheit erst in Stand verschiedene gesellschaftliche Vergnügungen und Vortheile zu geniessen, und ohne Zweifel wollen wir auch diese, da wir in die Gesellschaft zusammentretten.

Sie sind mit der Religion für sich auf keine Weise verbunden, und ganz und gar nicht von derselben abhängig; und wenn sie irgend in einer Staatsverfassung mit der Religion zusammen hangen, so ist dieser Zusammenhang lediglich zufällig, und fliesset keineswegs aus der Natur der Sache. Die Sache ist für sich klar, und dennoch wird diese so wichtige Wahrheit so oft mißkannt, daß es nicht unnöthig seyn möchte, sie noch in ein helleres Licht zu setzen.

Nicht Gottesverehrung ist es, sondern eigenes Interesse, der natürliche Hang sich bestmöglichst zu vergnügen ist es, warum man sich in Gesellschaft einläßt. Der Mensch muß gewiß zuerst mit den leiblichen Bedürfnissen versehen seyn, ehe es ihn gelüsten kann, den unsichtbaren Dingen nachzuspekulieren. Hierzu wird Musse, und ein schon in alleweg behaglicher Lebenszustand erfodert. So lange leibliche Bedürfnisse drücken, so lange findet sich auch der Mensch ganz, nur von diesen leiblichen Sorgen eingenommen, als auf deren Abhilfe bedacht zu seyn, ihn die Natur mit ihrer ganzen Macht dränget. Erst wenn die Gesellschaft hergestellt, eingerichtet ist, fest stehet, Sicherheit und Ruhe genießt, mögen die Individuen anfangen, ihre Gedanken auch weiter zu erstrecken. Da ist nun nichts natürlicher, als auf dem simplen Wege der Natur durch die Betrachtung der sichtbaren Dinge auf die Erkenntniß des grossen unsichtbaren Schöpfers geführt zu werden. Je besser man die Natur, und ihre weisen, zweckmässigen Einrichtungen kennen lernet, je mehr man Musse hat diesen Betrachtungen seine Aufmerksamkeit zu wiedmen, je tiefer und fester setzt sich der Gedanke von einem weisen, mit einer erstaunenswürdigen Vorsicht und Geschicklichkeit, wenn man

so sagen darf, zu werkegehenden schöpferischen Wesen, dem die ganze Natur ihr Daseyn und ihre Einrichtung zu danken haben muß. In einer frohen und freyen Gesellschaft theilt man seine Gedanken einander gerne und leicht mit. Mehrere Individuen eröfnen sich unter einander ihre Gedanken vom höchsten unsichtbaren Schöpfer; man findet, zwar verschiedentlich modifizirte, Uebereinstimmung. Jeder berichtigt seine Ideen durch die Belehrung, die er von den übrigen erhält. Die Begriffe werden gleichstimmiger; denn im Grunde wird eigentlich durch diese Konferenzen nur das dem Menschen schon anerschafene, und in der Tiefe seines Herzens eingegrabene Gefühl der Gottheit mehr entwickelt. Man findet sich von Bewunderung über die Grösse des Schöpfers hingerissen. Man findet sein Herz voll von Dankbarkeitsdrang gegen den grossen liebevollen Vater der Natur. Man will diesen Empfindungen Luft machen, damit sie sich ergiessen können; man wünscht seine Gefühle auf eine schickliche Art an den Tag zu legen; man kömmt übereins über die Art, dieses höchste Wesen zu verehren. Diejenigen, die sich gleiches Sinnes finden, halten sich zusammen, richten gemeinschaftliche Verehrungsarten ein, um so die Verehrung selbst glänzender, vergnüglicher, des höchsten Wesens würdiger zu machen. So entstehet dann die kirchliche Gesellschaft im Schoosse der bürgerlichen. Diese ist früher da, jene kömmt hiezu *). Es sollte euch also ja doch nicht schwer seyn,

*) Sehr richtig war die Antwort, welche ein Venetianischer Edelmann dem Bischof Fleschier ertheilte, da dieser sich ärgerte, daß der Senat an einem Sonntag über einer sehr langen Seßion die Anhörung der Messe versäumt hätte. Siamo Veneziani é poi Chriſtiani.

Mutter und Tochter von einander zu unterscheiden. Nämlich die bürgerliche Gesellschaft ist die Mutter; die kirchliche die Tochter. Diese hat jener, nicht aber jene dieser ihr Daseyn zu verdanken. Nun kann das Wesen und die Existenz der Mutter doch nicht von dem Wesen und der Existenz der Tochter abhangen. Die Mutter hat für sich ihre Existenz, so wie sie existirte, bevor sie zeugte; die Tochter aber wohl, und ihre Existenz hängen von der Mutter ab. Die bürgerliche Gesellschaft ist also nicht von der religiösen, wohl aber ist diese abhängig von jener. Ist dieß, so kann auch die Religion nicht der Grund der gesellschaftlichen Pflichten seyn, und es ist unschicklich und unsicher diese aus jener herzuleiten.

Solltet ihr noch hieran zweifeln können, so saget mir, wenn uns Gott heute noch einen Engel zusendete, um uns zu wissen zu machen, daß er ganz und gar keine Verehrung von uns verlange, würde die bürgerliche Gesellschaft sodann aus einander gehen und aufhören? Würden wir nicht blos um unseres eigenen Vortheils willen uns eben so nahe zusammen halten, und in Gesellschaften verbinden, oder verbunden bleiben müssen, als dermalen? Würden wir nicht gerecht, redlich, dienstfertig gegen einander handeln, kurz alle gesellschaftliche Pflichten beobachten müssen eben so gut als dermalen *)? Offenbar also, daß der Grund von dem gesellschaftlichen Wesen nicht die Religion, sondern unser eigener Vortheil ist. Wir befinden uns

*) Satis enim nobis, si modo in philosophia aliquid profecimus, persuasum esse debet, si omnes deos hominesque celare possimus, nihil tamen nobis avare, nihil injuste, nihil libidinose, nihil incontinenter esse faciendum.

Cic. lib. III. de offic.

besser in der Gesellschaft, als isolirt. Darum sind wir zusammen getretten, und darum werden wir uns auch stets zusammen halten; darum haben wir den gesellschaftlichen Vertrag just eben so, und nicht anderst eingerichtet.

Ist die Sache so, so wird es sich nun leicht einsehen lassen, daß die **Verschiedenheit der Religion** für die bürgerliche Gesellschaft von ganz geringer Bedeutung seyn müsse. Verschiedene Religionen, was sind sie anders als verschiedene Arten von Gottesverehrung, die mit dem bürgerlichen Wesen für sich ganz und gar nicht zusammenhangen? Wenn denn auch ein jedes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft seine eigene, und von der Art der übrigen ganz verschiedene Weise seinen Gott zu verehren sich auswählte, so würde dies den Gang der bürgerlichen Geschäfte weder ändern, noch aufhalten; indem dieser von dem Gesellschaftsvertrag, und von der Beobachtung der gesellschaftlichen Pflichten, zu welchem das gesellschaftliche und eigene Interesse dee Gründe darbietet, und keineswegs von der Religion abhängt.

Woferne also unter diesen verschiedenen Religionen nur keine ist, welche die Bürger von Erfüllung ihrer Gesellschaftspflichten abhält, oder gar zu Dingen, welche den Gesellschaftspflichten schnurrgerade zuwider laufen, anhält; so hat der Staat über diese Verschiedenheit nicht die mindeste Sorge sich zu machen, ja ich sage noch, so ist die Verschiedenheit, je grösser sie ist, um so viel erwünschlicher für der Staat; und wenn es möglich wäre, daß ein jeder Bürger seine ihm ganz allein eigene Religion hätte, so wäre dieß für den Saat das allerdienlichste, und sicherste. Denn wenn je noch von dieser Seite her für den Staat eine

Gefahr zu besorgen seyn sollte, so ist diese Gefahr immer um so viel geringer, je schwächer die religiöse Innung ist, von welcher sie herkömmt; folglich wo unter den Staatsgliedern gar keine religiöse Verbindung statt fände, da wäre auch gar keine Gefahr.

Ist aber unter den verschiedenen Religionen eine, welche unter ihren Lehren einige solche enthält, die sich mit dem gesellschaftlichen Bund nicht vertragen können; welche die Bürger unter sich entzweyen, oder sie gegen die Gesellschaft selbst aufwiegeln möchte, so ist eine solche Religion, fürs erste gewiß nicht von guter Herkunft; und fürs zweyte ist sie eine offenbare Feindinn der bürgerlichen Gesellschaft, und muß also natürlicherweise aus ihren Eingeweiden heraus geschaft, und ausgeschlossen werden.

Wir wollen nun eine mit diesem Charackter der Bösartigkeit bezeichnete Religion eine unduldsame Religion nennen, so ist es einmal offenbar, daß eine solche Religion nicht einmal von guten Menschen, viel weniger von der Quelle der Güte, von Gott selbst herkommen könne. Denn gewiß ist, daß Gott der Urheber der Natur, und daß die bürgerliche Gesellschaft ein wahres Bedürfniß der menschlichen Natur ist. Was also dahin zielet die bürgerliche Gesellschaft zu zerrütten, zu zerstören, das ist gewiß nicht von Gott, indem Gott unmöglich sein eigen Werk zerstören kann. Folglich da alle unduldsame Religionen auf Zerrüttung und Zerstörung der bürgerlichen Gesellschaft angelegt sind, so sind sie allesamt gewiß nicht von Gott, sondern von bösen Wesen, die in dem Unheil der Menschheit einen Triumph und Vortheil suchen. Ohne sich also auf die verworrene Prüfung ihrer mysteriösen Lehren insbesondere einzulassen, ist es besser sich an das

zu halten, was gewiß ist, und am Tag liegt; nämlich daß eine solche Religion eben schon blos allein ihrer Unduldsamkeit wegen gewiß nicht von Gott seyn könne.

In so weit könnte man es bey der blossen Verachtung einer solchen sich fälschlich mit göttlichem Ursprung rühmenden Religion bewandt seyn lassen; da aber eine solche Religion unter dem Schein ihrer Göttlichkeit in dem Eingeweide der Gesellschaft wühlen will, so ist sie ein Gift, das die Gesellschaft ohne Verzug von sich speyen muß.

Unduldsame Religionen können also niemal einen Anspruch darauf machen, in einem wohlgeordneten bürgerlichen Staat geduldet zu werden. Wer nicht duldet, soll vermöge eines natürlichen Gegenrechts auch nicht geduldet werden. Die duldsamen Religionen aber, so viel sich ihrer auch melden mögen, kann der Staat ohne alles Bedenken in sich aufnehmen. Jedoch behaupte die *Mutter immer ihren Respekt*, und lasse sich mit der Tochter in keine gar zu vertrauliche Gemeinschaft ein, indem ihr diese sonst gar leicht über den Kopf wachsen, und sie verachten möchte.

Der Staat habe immer seinen wahren Grund, nämlich das bürgerliche Uebereinkommen vor Augen, und lasse sich ja nicht gelüsten, neben diesen unerschütterlichen Felsengrund, auf die unstäte, und schwankende religiöse Begriffe sein Gebäude aufzuführen. Er hat seine Festigkeit in sich, und darf dieselbe keineswegs erst von seiner Tochter, von der kirchlichen Gesellschaft erbetteln. Er wird mit Voraugenhaltung der gesellschaftlichen Vortheile, und des unentbehrlichen Bedürfnisses einer bürgerlichen Gesellschaft seinen Bürgern hinlängliche und sichere Gründe, um sie zur freu-

digen Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten anzutreiben, vorzustellen im Stand seyn; Gründe, welche in der Natur des Menschen und der Gesellschaft selbst liegen, und welche eben darum auch zu Erweckung des Sittengefühls, und Gründung wahrer und grösser Tugendhandlungen sich weit kräftiger und würksamer erweisen werden, als die dunkele, der Verdrehung weit mehr ausgesetzte religiösen Begriffe, die, sobald sie sich über die Natur erheben wollen, dem Verstand so wohl als dem Herzen gleich fremd sind, und in beyden eine gefährliche würkungslose Leere zurücklassen.

Nur unwissende Staatsmänner können die Religion für den Nervensaft des Staatskörpers ansehen; bessere Kenner finden sie vielmehr jenen spirituösen Getränken ähnlich, welche zwar bisweilen den Umlauf der trägen Säfte beschleunigen, und die Lebhaftigkeit und Munterkeit in soweit vermehren, aber auch gar oft durch ihre berauschenden Kräfte den Kopf allzusehr einnehmen, und die gefährlichsten Wallungen, ja wohl tödtliche Fieberhitze veranlassen. Der Staat wird immer mehr dafür besorgt seyn müssen, daß er sich nicht von dieser Seite her einigen Schaden zuziehen möchte, als daß er sich Hofnung machen könnte einigen Nutzen von daher zu erhaschen. Er lasse sich also durch Vorspiegelung der Beyhilfe, welche ihm die kirchliche Gesellschaften zu Bildung seiner Bürger zu leisten versprechen, niemal blenden. Die so sanft sich einschmeichelnde Gehilfinn wird gar bald zn einer strengen, und eigensinnigen Gebieterinn. Der Staat begnüge sich aus seinen Bürgern Sokrate zu bilden, und entsage der unnöthigen Hilfe, welche ihm aus seinen Sokraten zum Ueberfluß noch Heilige

machen will. So wird der Staat in sich selbst fest stehen, und die verschiedenen Religionen, als ein blosses Spiel der Phantasie, das man jeden nach seiner Laune treiben lassen muß, mit der vollkommensten kaltblütigsten Gleichgültigkeit ansehen können. Ungebeten aber kann niemal eine kirchliche Verfassung sich in die Bildung der Staatsbürger mischen, als welche ihr fremd ist, indem sie eigentlich nur die Art der Gottesverehrung zu ihrem Zweck und Gegenstand hat.

Die bürgerliche Gesellschaft muß sich rein halten; ich will sagen, mit der kirchlichen nicht vermischen, wenn sie fest und dauerhaft seyn soll. So bald der Staat die Religion mit in seine Grundlage aufnimmt, so hat er eine tödtliche Schlange in seinem Busen. Ein solcher Staat ist nichts weiter als ein Ball, mit dem die Priesterschaft nach Belieben spielt. Das Herz des Volks wird immer in den Händen der Religionsdiener seyn, und es wird dem Staat nicht möglich seyn, seine Bürger auf eine höhere Glüksstufe zusetzen, als es der Eigendünkel der Priesterschaft gestatten wird. Was hiemit die Natur von einander gesöndert hat, das soll auch von einander gesöndert bleiben. Der Staat schmelze sich also niemal mit der Kirche in eines zusammen. Eine herrschende Religion ist eine Thorheit auf dem Thron. Als Gäste nehme der Staat alle Religionen auf, und bewirthe sie freundschaftlich, aber er behalte sein Hausrecht.

Ach! hätten die alten Gesetzgeber bey Gründung der Staaten mehr die Natur als ihre Herrschsucht zu Rath gezogen, wie viel Unheil hätten sie nicht ihren Nachkömmlingen ersparen können! Unbekannt mit der Natur, und unaufmerksam auf ihre doch so leicht vernehmliche Stimme wußten sie von nichts als vom Ge-

horchen, und Gebieten. Der Mittelweg, der doch der eigentliche Weg der Natur ist, nämlich der Weg des gemeinsamen Uebereinkommens, wobey man als ein Theil des Ganzen befiehlt, und zugleich individuell gehorchet, war ihnen verborgen. Da sie also aus Herrschsucht, oder auch wahrer Menschenliebe Staaten gründen, und einrichten wollten, nahmen sie unbesonnener Weise die ganze Last der Gesetzgebung auf sich. Die Bürde war schwer. Sie waren froh, da die Religion durch den Mund ihrer Priester sich anerbot, ihnen dieselbe tragen zu helfen. Da ihr eigener Name niemal gewichtig genug gewesen wäre, die Völkerschaften unbedingt zum Gehorsam zu bringen, so schien es ihnen bequem *im Namen der Gottheit* selbst die Befehle, die man vollzogen wissen wollte, zu geben. Die Priesterschaft machte ihre Gottheiten zu sprechen, wie sie von den Unternehmern der Gesetzgebung den Wink erhielt: denn natürlicher Weise war sie auf solche Art ihres Vortheils gesichert; und so wurden der betäubten Menschheit die Fesseln umgelegt, um sie nun so, nicht zu ihrem Glück, sondern wohin man sie haben wollte, zu führen. Diese wenigen Worte enthalten die Summe der ganzen Geschichte von der Gründung unserer heutigen Staaten.

Denn die ganz natürliche bürgerliche Gesellschaft, so wie wir sie oben betrachtet, mochte nicht gar zu lange in ihrer Reinheit bestanden haben.

Vielleicht aus Sorglosigkeit für die innere Befestigung sowohl als die Sicherheit von aussen, in welche man so leicht verfällt, wenn man die Gefahren noch nicht kennet, gelang es einem wagenden Menschenjäger mit einer sich zugesellten Räuberbande leicht, eine oder auch mehrere von den ersten originellen Natur-

gesellschaften sich durch Gewalt unterwürfig zu machen. Eine neue Gesetzgebung war nun die natürliche Folge der ausgeführten Eroberung. Und diese Gesetzgebung, worauf konnte sie anders abzielen, als dem Eroberer, und seinen getreuen Gehilfen die mit Gewalt errungnen Vortheile auch für die Zukunft zuzusichern? Blosse Gewaltthaten hielt man doch nicht für hinreichend, der Sache eine feste Dauer zu geben. Man wollte sich also auch des Weges der Ueberredung bedienen. Allein die Menschen zu einer blinden Unterwürfigkeit gegen Räuber und Mörder zu überreden; dazu konnte wohl keine menschliche Stimme nachdrucksam genug seyn. Man suchte also die Priester zu gewinnen, und nun redeten die Götter, was die Eroberer gerne hörten. Die erstaunten Völker gehorchten, und ihre Gebieter und Betrüger lachten, und schmauseten hinter der Scene.

So ward freylich der Zweck erreicht, und die Thronen errichtet. Aber der Grund war doch unsicher. Es konnte nicht fehlen, daß nicht die auf denselben ruhenden Thronen stets fort wanken, und nach mancherley gewaltsamen Erschütterungen endlich zum Umsturz sich neigen mußten. Solche Verfassungen sind nicht das Werk der Natur, sondern ein Werk der Kunst, ein Werk des Betrugs und der Gewaltthat, und schon aus dieser Ursache konnte keine lange Dauer erwartet werden. Die gesellschaftlichen Vortheile waren ganz nur auf einen Theil der Gesellschaftsglieder gelenket, und der andere Theil trug allein die Lasten. Wie konnte ein einstimmiges Zusammenhalten hiebey zu hoffen seyn? Die Gerechtigkeit war einmal über den Haufen geworfen, und die Ungerechtigkeit so laut von den Göttern gutgeheissen. Wer hätte sich also ein Bedenken

daraus machen sollen, weitere Ungerechtigkeiten zubegehen, und Gewaltthaten auf Gewaltthaten zu häufen? Das Gefühl des erlittenen Unrechts konnte auch in den Herzen der bezwungenen Völkerschaften nie so ganz vertilgt werden, daß sich dieselbe nicht für berechtiget gehalten hätten, die ihnen mit Gewalt umgelegten Fesseln bey Gelegenheit mit noch grösserer Gewalt zu zerschmettern; und endlich die Priesterschaft, die eben durch diese Eräugnisse gelernt hatte, daß alles nur von ihrer Willkühr abhange, zerstörte, nachdem sie die Lust anwandte, oder das Interesse dazu auffoderte, wieder eben so leicht, was sie vorhin selbst aufzuführen geholfen. Darum waren die Staatserschütterungen, ja wohl die Staatsrevoluzionen so häufig, und darum zeiget sich die Religion hiebey fast immer mit im Spiel, ja als die Haupttriebfeder dieser für die Menschheit meist so traurigen Eräugnisse. Der Staatskörper hatte die tödtliche Krankheit in sich. Es konnte nicht fehlen. Die Symptomen mußten hervorbrechen; die Paroxismen sich äussern.

Eine Erfahrung von Jahrtausenden war hiezu nöthig, bis wir den Grund dieses Uebels kennen lernten. So langsam ist der Gang der menschlichen Kenntnisse; vorzüglich wenn der Weg der Natur einmal verlassen ist, und auf Irrwegen gewandert wird. Nun wissen wir dann, daß es ein wesentlicher Fehler des Staats sey, wenn sich seine Verfassung zusehr mit den kirchlichen Verfassungen vermischt, oder wenn ein Religionssystem, welches es auch seyn möge, mit in die Grundlage seiner Einrichtungen aufgenommen wird. Weg also mit dem abentheuerlichen Gedanken einer herrschenden Religion. Keine andere, als geduldete und duldsame Religionen, und diese in so grosser

Anzahl man will, finden in einem wohl geordneten, auf den rechten natürlichen Grund erbaueten, und in sich selbst fest stehenden Staate Platz. Bey einem solchen Staate nun kann die Frage niemal eintretten, ob nicht gegen jemanden Religionszwang zu gebrauchen sey. Der Staat erreichet seinen Zweck immer ganz allein durch den blossen gesetzmässigen bürgerlichen Zwang zu den aus freyer Willkühr übernommenen gesellschaftlichen Pflichten, deren Erfüllung er nicht im Namen Gottes, sondern im Namen der Staatsgesellschaft selbst fodert, und zu fodern berechtiget ist.

Es kann also diese Frage einzig bey den religiösen Gesellschaften selbst, oder bey den aus bürgerlicher, und kirchlicher Gesellschaft gemischten Verfassungen statt finden, und auch hier zeigen sich die stärksten Gründe, dieselbe mit Nein zu beantworten.

IV.

Unschicklichkeit des Religionszwangs.

Um in dieser Sache so deutlich als möglich mich zu erklären, will ich mich zum voraus bemühen, den Statum Quästionis noch genauer, und auf das helleste zu bestimmen.

Unter Religionszwang verstehe ich äusserlichen Zwang, der jemanden angethan wird, um ihn hiedurch zu nöthigen, gewissen Religionsmeynungen beyzupflichten oder zu entsagen.

Die Zwangsmittel können verschiedentlich seyn. Jede Bekränkung, die man sich durch Nichtbeypflichtung oder aber durch Entsagung gewisser Religionsmeynungen zuziehen mag, sie betreffe Leib oder Leben, Vermögen oder Ansprüche, Ehre oder Wohlstand, wird mit Recht als ein solches äusserliches Zwangmittel angesehen, indem ein jeder, dessen Wille durch Besorgung vor derley Kränkungen gebunden wird, nach dem gemeinen Sprachgebrauch sich beklagen wird, daß ihm Zwang geschehe.

Die Frage ist also, ob es jemalen räthlich oder thunlich sey, durch ein oder anderes solches Zwangmittel von jemanden den Beyfall oder die Entsagung in Rücksicht gewisser Religionsmeynungen zu erzwingen; oder ob es nicht vielmehr klüger, der Natur der Sache und des Menschen angemessener gehandelt sey, wenn man die Freyheit des Menschen hierinn ganz und gar nicht beschränket, und jedem also es völlig frey stellet dieser oder jener Religionsmeynung beyzutretten, wie er es selbst für gut findet, also daß diese Wahl ganz lediglich nur von seinen eigenen Einsichten, und Entschliessungen abhange.

Es ist also hier von Socialpflichten ganz und gar nicht die Rede, als welche für sich mit den Religionsmeynungen nichts gemein haben, und auf einem ganz anderen Grund, nämlich auf dem Gesellschaftsvertrag beruhen. Diese Gesellschaftspflichten werden freylich gewöhnlich auch von allen Religionen betrieben, und als ihre eigene Sache aufgenommen. Wir haben aber schon gesehen, daß diese Vermischung der Dinge an sich unschicklich, und für den Staat vielmehr höchst gefährlich als vortheilhaft sey. Der Gegenstand der Religion ist bestimmt nur eine gewisse Weise Gott zu verehren. Wenn sie sich in Dinge mischet, die neben dieses hinausgehen, so befindet sie sich auf fremden Boden, und überschreitet ihre Gränzen. Wenn also die bürgerliche Gesellschaft die Befolgung der Socialpflichten gleichwohl auch durch gesetzmässige Zwangsmittel betreibet, so kann ein solcher Zwang keineswegs als Religionszwang angesehen werden, indem der Gegenstand eigentlich nicht religiös sondern bürgerlich ist. Von einem derley Zwang ist also auch hier die Rede nicht.

Es ist auch die Rede nicht von den für sich schon unduldsamen Religionen, und ihren besonderen religiösen Meynungen, als von denen wir ebenmässig schon gesehen, daß sie in einem wohl geordneten Staate nicht Platz finden dörfen, sondern als erklärte Staatsfeinde hinausgeschaft, und mit vereinigten Kräften gesamter Bürger bis über die Gränzen des Staats hinweg gejagt werden müssen. Wer kann einem vernünftigen Menschen zumuthen, daß er eine giftige Schlange geflissentlich in seinem Busen nähren, und hegen solle? Folglich nur von duldsamen Religionen, und ihren an sich unschuldigen, für den Staat keines-

wegs gefährlichen religiösen Meynungen ist die Rede; und auch hierüber muß die Frage noch näher bestimmt werden.

Nämlich es finden noch Verschiedenheiten statt in Rücksicht dessen, der den Zwang leidet, und in Rücksicht dessen, der ihn anthut. Es kann die Frage seyn, ob der Staat eine in seinem Schoosse sich befindende Kirche so begünstigen soll, daß derselben gestattet werde, Zwangsmittel zu gebrauchen, um sich entweder weiter auszubreiten, oder wenigst ihre ihr schon beygetrettene Glieder zusammen zu halten; oder ob der Staat selbst zu Gunsten einer Kirche, welche sodann die sogenannte herrschende seyn, oder werden würde, Zwangsmittel anwenden solle, um ihre Ausbreitung zu bewürken, oder wenigst ihre Verkleinerung zu verhindern.

Alle diese Fälle bin ich willens unter einer allgemeinen Antwort zu begreifen, indem ich zeigen werde, daß alle Zwangsmittel, die zu Gunsten religiöser Meynungen von wem immer, und gegen wen immer gebraucht werden möchten, unschicklich, schädlich, und überflüssig seyen; folglich wenigst die Klugheit, wo nicht die Gerechtigkeit den Gebrauch derselben für je und allzeit verbiete. Ich will dann zuerst die Unschicklichkeit zeigen.

Das Aug ist von dem weisesten Schöpfer so gebauet, daß wenn selbes geöfnet, übrigens aber gesund und wohl beschaffen ist, sich solches nicht erwehren kann die ihm gehörig genäherten Gegenstände zu sehen; so wie ihm dagegen das Sehen, oder wenigst das Deutlichsehen zur Unmöglichkeit wird, so bald der Gegenstand zu weit entfernt, oder aber das Aug selbst krank, oder nicht gehörig geöfnet ist. Nämlich es geht hier alles

nach bestimmten, von unserer Willkür keineswegs abhangenden, sondern von der Natur selbst festgesetzten, und grossentheils, obwohlen nicht gänzlich bekannten Gesetzen. So bald das Aug sich offen befindet, so kann den feinen Lichtstrahlen der Eingang in das Innere des Auges nicht mehr verwehrt werden. Soferne nun alles gesund und wohlbeschaffen ist, so entstehet vermittelst verschiedener Brechung der Lichtstrahlen auf dem Hintergrund, der mit einer feinen nervigtmarkigten Schwärze belegten Netzhaut eine kleine und getreue Abbildung des gesehenen Gegenstandes, und es ist der Seele unmöglich, dieses Bild nicht gewahr zu werden, und so den Gegenstand zu sehen; so wie sie im Gegentheil eben so nothwendig entweder nichts siehet, wenn das Aug geschlossen, oder der Gegenstand zu weit entfernt ist, oder aber falsch und undeutlich sieht, wenn die Säfte oder Häute, welche die Strahlen durchlassen, oder zuletzt auffangen, nicht rein, nicht gesund sind. Wo ist nun die menschliche Macht, die diesen von der Natur festgesetzten Gang ändern, und ein Sehen, oder Nichtsehen erzwingen kann, wenn jene das Gegentheil beschlossen hat?

Die Anwendung auf den Verstand ist sehr leicht und natürlich. Der Verstand kann mit Recht das innere gleichsam geistige Aug der Seele genannt werden. Wie das körperliche Aug dazu gemacht ist die Dinge selbst zu sehen, so ist der Verstand dazu gemacht die Verhältnisse der Dinge zu sehen. Der Verstand ist offen oder geschlossen; geschlossen, beynahe gänzlich noch, beym Kind; geöfnet beym Philosophen; halb geöfnet, mehr oder weniger geöfnet bey verschiedenen Menschenklassen, Nationen, Individuen, höchst verschiedentlich. Er ist gesund, er hat auch allerley,

ver-

verschiedentliche Krankheiten. Viele Krankheiten des Körpers breiten sich bis auf den Verstand fort, für den Philosophen, für den Arzt, recht sichtbar und deutlich. Oft zeigt er sich sehr schwächlich, und starke Wahrheiten thun ihm dann wehe, sind ihm unerträglich, wie starkes Licht den schwächlichen Augen. Oft sieht er alle Gegenstände, wie mit einer einzigen Farbe betüncht, weiß oder schwarz, heiter oder finster. Oft wird er ganz untüchtig zu seinem Dienste, indem er alles verkehrt, verdreht, unrichtig darstellet. Die Kunst des Arztes erstrecket sich sogar auf ihn, und es lingt der hypokratischen Kunst nicht selten die Krankheiten des Verstandes zugleich mit den Krankheiten des Körpers zu heben. Die Verhältnisse der Dinge, die der Verstand wahrnimmt, laufen auf zwey Hauptklassen hinaus, nämlich Wahrheit und Falschheit. Er vergleichet nämlich zween Begriffe miteinander, und nimmt es gewahr, ob sie zusammenpassen, oder nicht. Das Zusammenpassen bezeichnet ihm die Wahrheit, der Mangel des Zusammenpassens die Falschheit, das undeutlich wahrgenommene Zusammenpassen die Wahrscheinlichkeit. Dieß sind seine Operationen. Der Mechanismus ist zwar hier sehr fein, — geistig, wenn dieses Wort anderst auf Mechanismus anwendbar ist, aber es ist doch sicher ein wahrer Mechanismus, das ist: Auf eine bestimmte Ursache erfolgt eine bestimmte Würkung, und so wie die Operation des Verstandes ausfällt, so mußte sie ausfallen, und konnte nicht anderst. Wendet alle mögliche Zwangsmittel an, ihr werdet es doch nicht erzwingen können, daß mein Verstand Verhältnisse wahrnimmt, wo die Gegenstände zu weit von ihm entfernt sind, oder daß er andere Verhältnisse gewahr nehme, als die er würk-

lich gewahr nimmt. Nämlich die Gegenstände selbst in Kombination mit seiner eigenen Stimmung, und Lage gegen jene geben ganz bestimmt seine Gewahrnehmung. Wenn ihr dem Bauernjung fünfzig Stockstreiche aufmesset, wird er sodenn im Hui zum Philosophen? So erkennt doch den Gang und die Kräfte der Natur, und martert nicht euch, und euere Nebenmenschen mit Unmöglichkeiten. Wenn ihr mich recht verstanden habet, so werdet ihr leicht einsehen, was ihr thun müsset, wenn ihr auf den Verstand des Menschen würken, und Beyfall von ihm erhalten wollet. Nähert ihm die Gegenstände, räumet die dichten Hindernisse aus dem Wege, hebet die Verstopfungen, reiniget ihn von seinen Krankheiten, befreyet ihn von seiner Schwäche, und dann zeiget ihm Wahrheiten, und ich stehe euch gut dafür, ihr werdet euern Zweck erreichen; so wie ihr ihn im Gegentheil unmöglich erreichen könnet, wenn ihr den zwar bequemen, aber naturwidrigen Weg des Zwanges gebrauchet. Nämlich bey gehörigen Datis kann sich der Verstand nicht erwehren die Wahrheit zu sehen, und in Ermanglung dieser Daten ist es ihm unmöglich die Wahrheit zu sehen. Die Natur hat hier nichts der Willkühr überlassen.

Es ist also nebst Verbesserung der körperlichen Disposizion, die dem Arzt überlassen ist, Belehrung das einzige Mittel, welches auf den Verstand zu würken fähig ist. Nur starke Gründe, dergleichen die reinen mathematischen Wahrheiten für sich haben, besiegen ihn gänzlich, und nöthigen ihn durch ihre unüberwindliche Kraft zum sicheren Beyfall. Habt ihr derley Gründe für euere Religionswahrheiten, so braucht ihr nichts als dieselbe vorzutragen, und der Verstand

ergiebt sich unausweichlich gewiß. Durch solche Gründe werden die Gegenstände dem Verstand so genähert, daß er sich nicht erwehren kann die Verhältnisse derselben gewahr zu werden, und so erfolget ganz sicher ein Deutlichsehen; und zwar bey allen Menschen einerley.

So hätten wir also den Weg entdecket, auf welchem die Wahrheiten in den Verstand eingehen. Aber noch ist ein Schleichweg, den die benachbarte Phantasie in den Verstand öfnet, eine verdächtige Porte, vom Heere der Wahrscheinlichkeiten fleissig bewandert. Es sind nämlich zwischen Deutlichsehen, und Nichtsehen noch unzählbare Mittelstuffen des Undeutlichsehens. Neben einer kleinen Anzahl von Wahrheiten befindet sich eine ungeheure Menge von Wahrscheinlichkeiten. Diese bieten die Gegenstände dar, wobey dem Verstand entweder wegen der allzustarken Entfernung, und seiner beschränkten Sehekraft, oder wegen mangelhafter eigenen Organisation die deutliche Gewahrnehmung der Verhältnisse nicht möglich ist. Hier sieht der Verstand zwar etwas, aber es ist nicht helle genug, um es gänzlich zu unterscheiden. Da werden nun statt der Ueberzeugung allerley Meynungen hervorgebracht, die von der Phantasie verschiedentlich, und oft prächtiger ausgeschmückt werden, als die stattlichsten Wahrheiten. Da wird nun der arme Verstand durch diesen blendenden Schimmer oft hintergangen, nnd glaubt sich im Besitz der Gottheit selbst, indem er doch nur die Nymphe umfanget. In diesen Meynungen nun herrschet unter den Menschen die größte Verschiedenheit, so wie bey einem undeutlich gesehenen Gegenstand die Urtheile sehr ungleich ausfallen. Kaum werden die religiösen Begriffe sich in die Reihe dieser unsicheren Meynungen wollen stellen lassen. Wenn sie aber anderst

diesen Platz nicht verschmähen, so müssen sie sich erinnern, daß sie dem Bräutigam, mit dem sie vermählt zu werden wünschen, sich nicht gewaltsam aufbürden, sondern vielmehr durch Aufputz und Ausschmückung gefällig machen müssen. Nur unter dem gefälligen Aufputz, als Wahrheit maskirt, weiß die Phantasie ihre Töchter, die Wahrscheinlichkeiten in den Verstand hineinzuzaubern. Gegen Zwang bleibt diese Thüre ewig verschlossen.*) Wenn ihr Religionseiferer dann auch diese Porte der Wahrscheinlichkeiten euch gefallen lassen wollet, so seht ihr die Mittel, wie ihr euern Zweck, obwohl nicht allzurühmlich, erreichen könnet. Handelt also nicht so unbesonnen zweckwidrig, und leget nicht Zwang an, wo man sich nicht anderst als mit Gefälligkeit einschmeichelt. Stafiret eure Meynungen so gut aus, als es euch möglich ist; leget Pflästerchen auf, brauchet Dünke und Anstrich, und lasset sie so ihr Heil versuchen. Gewinnen sie so keinen Liebhaber, so sind sie zwar zu bedauern, aber der Korporalstock wird ihnen dieselbe doch sicher niemal verschaffen.

Ihr ärgert euch an meinen buhlerischen Ausdrücken, und meine Rathschläge scheinen euch anstössig, und unwürdig.„ Eben darum ist zuweilen Zwang nöthig, denket ihr, damit der Mensch das Aug seines Verstan-

*) Thuan macht in seiner Profet: ad regem galliæ Henricum IV. die Erinnerung. „Die Erfahrung hat uns endlich gelehrt, „daß die der Seele anhängende Krankheit (des Irrthums) „durch Verbannung, Exilium, Feuer und Schwerdt viel eher „verschlimmert, als geheilet werde; daß die Mittel, die nur „in den Körper eindringen, solche zu heben nicht hinreichen, „sondern dieselbe vielmehr durch liebreiche Belehrung, durch un„verdrossenen Unterricht, als welcher sich dem Gemüth sanft „und gleichsam durch Eintröpflen mittheile, vertreiben lasse.„

des, das er gegen die unangenehmen Religionswahrheiten geflissentlich zudrückt, öfne. Auch ist es nicht nöthig seine Phantasie zu berücken, um ihm die Religionswahrheiten beyzubringen. Sie sind für sich mit den stärksten Gründen versehen, bis zur Evidenz erweislich. Nur muß der Verstand diesen Gründen seine Aufmerksamkeit gönnen, und weil dieß mehr vom Willen als vom Verstande abhängt, so ist eben darum Zwang bisweilen eben so nöthig, als würksam„.

Mit euerer Erlaubniß will ich euch antworten. Fürs erste dünkt es mich, es wird eine sehr grosse, entweder Unwissenheit oder Dreistigkeit erfodert, dasjenige für evident auszugeben, was doch von anderen, wahrlich nicht verrückten Köpfen höchstens, und oft kaum wahrscheinlich befunden wird. *) Wenn die Sache

*) Melchior Canus, ein Mann, der sich öffentlich rühmen darf, daß er den Vätern zu Trient in manchem ein Licht aufgesteckt, loc. theolog. lib. XII. cap. XIII. §. quanquam in singulis, und den die Katholiken gewiß für einen Theologen vom ersten Schlag werden gelten lassen, behandelt in seinem eben angeführten Werk lib. XII. cap. XIV. die Frage von der Unsterblichkeit der Seele, und setzet hierüber diese beyden Sätze. Erstens, daß die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele keineswegs zum Glauben gehöre; zweytens, daß solche Unsterblichkeit aus blossen Vernunftgründen nicht unläugbar dargethan werden könne; non posse demonstrari. Zur Behauptung seines letzteren Satzes führet er an, daß zwar der heil. Thomas die Unsterblichkeit der Seele durch ein und zwanzig Vernunftgründe darzuthun vermeynt habe. Da aber Scotus, Jandunus und Cajetanus diese Gründe erwogen, und sich doch hiedurch nicht überzeugt gefunden haben; so sey es nicht wahrscheinlich, daß diese Gründe würklich hell und evident seyn sollten: Denn wenn sie es wären, so würden sie Männern von so gewaltiger Vernunft und Philosophie wohl haben einleuchten müssen, da es ihren Augen gewiß nicht an Schärfe, und

evident wäre, woher kommen denn die Streite? Kann denn der Verstand der Evidenz seinen Beyfall versagen? Warum ist es noch niemand eingefallen es zu bestreiten, daß zweymal zwey nicht mehr und nicht weniger als viere ausmachen? Wo Evidenz ist, da wird der Verstand hingerissen, so bald er nur die Bedeutung der Worte gefaßt hat; wo es aber auf ein blosses Dünken ankommt, da kann eben darum keine Evidenz seyn. Wenn erst nicht bloß einzelne Menschen, sondern viele, und zwar die hellesten Köpfe; wenn ganze aufgeklärte Nationen diese Evidenz nicht finden können, wenn sie sogar das Gegentheil von dem, was so evident seyn soll, behaupten, was ist von den Ausposaunern dieser Evidenzen zu halten, als daß sie einer an sich kleinen und unbedeutenden Sache einen schwülstigen recht grossen Namen beylegen, und glauben sich selbst hiedurch groß und ansehnlich gemacht zu haben? Und das ist doch fast immer der Fall bey den Religionswahrheiten, richtiger gesagt, bey den Religionswahrscheinlichkeiten, daß dieselbe von einigen bejahet, und von anderen nicht minder schätzbaren Gelehrten, auch Völkerschaften verneinet werden.

Durchdringlichkeit gefehlt habe. Ja einen Beweisgrund, den Augustinus für die Unsterblichkeit der Seele aus dem mosaischen Gesetz hernimmt, und der diesem Kirchenvater unter allen der evidenteste zu seyn schien, hält eben dieser Canus nicht einmal für einen wahrscheinlichen Beweis. Etenim quod Augustinus affirmat ex lege Moysis esse cœteris *evidentius* (animam esse immortalem) id *ne probabile quidem* mihi videri solet. Cap. 14. 3. Arg. So sieht es aus um diese Evidenzen!

Von der Lehre der göttlichen Vorsicht behauptet eben dieser Canus fast das nämliche, was er von der Unsterblichkeit der Seele gelehrt hatte. ib. 7. arg. §. præterea animorum.

Es muß also wahrlich nicht blos ein Mangel der Aufmerksamkeit, und Prüfung hieran schuld seyn; denn mit welchem Recht kann ich doch alle Menschen, welche meinem Lieblingssistem widersprechen, der Sorglosigkeit und Unredlichkeit beschuldigen, da doch der Wahrheitsdurst für sich schon so groß bey dem Menschen ist, daß er eben in Ermangelung der Wahrheiten ihn lieber mit Wahrscheinlichkeiten stillen, als gänzlich verschmachten will?

Was die Oefnung der Augen des Verstands betrift, so ist dieß eine Sache, die nicht so wie bey den leiblichen Augen am Tag liegt, und folglich auch nicht so leicht und sicher beurtheilt werden kann. Wenn mich ein Mann versichert, daß er alles mögliche gethan habe, um die Wahrheit zu finden, und ich ihm keine neue Mittel und Wege mehr anzeigen kann, die er nicht schon, und dennoch ohne Erfolg, versucht hätte, warum soll ich ihm nicht glauben? warum sollte ich zweifeln, daß er nicht seine Verstandesaugen, so gut es ihm möglich war, geöfnet habe? Ist es nicht weit natürlicher, wenn ich mir sein Aug krank, oder wenigst anderst als das meinige beschaffen, vorstelle? Es ist vernunftlos und ungerecht, jemand für unredlich zu halten, wenn ich keine Beweise dafür habe. Und denn — bedenket ihr wohl die fürchterlichen Folgen, die aus euerem Vorgeben fliessen? Wenn es euch erlaubt ist, alle, die eueren Religionsmeynungen nicht beypflichten, zu beschuldigen, daß sie ihre Augen nicht öfnen, und ihr darum berechtiget seyd, sie ihnen mit Gewalt aufzusperren, werden nicht alle andere Religionspartheyen und euere eigene Gegner den nämlichen Vorwand gebrauchen, und so eine der andern mit Gewalt die Augen öfnen dörfen? Was wird denn aber hier-

aus erfolgen, als ewiges Morden und Würgen? ein ewiger Religionskrieg, eine gänzliche Zerrüttung der Staaten, und wenn es möglich ist, die Ausrottung der Menschheit? Sehet! Da hinaus laufen euere gefährlichen Grundsätze, und indem ihr euere Nebenmenschen in Dingen meistern wollt, wo es ganz unthunlich ist, setzet ihr euch selbst anbey in die gröste Gefahr. Ueberleget und schliesset.

Wie aber, wenn derley Zwangsmittel gerade die entgegengesetzte Würkung thäten? Wenn sich der Irrthum nur desto tiefer und fester einwurzelte, je mehr man daran rüttelt, um ihn loszureissen? Man sollte dies wohl nicht vermuthen. Daß es aber würklich nicht anderst sey, zeiget sich bey reiferem Nachdenken theils aus der Natur der Sache selbst, theils lehret uns solches eine langwierige stets sich selbst gleich bleibende Erfahrung. Die Menschen sind schon so beschaffen, daß ihnen selbst das Angenehme durch das mitverbundene Unangenehme ebenfalls unangenehm wird. Nun ist der Zwang jedem Menschen unangenehm, indem er dem von Natur eingeflößten Freyheitstrieb zuwider strebet. Wenn also ein Mensch schon vorher für eine gewisse Religionsmeynung keine Neigung hat, so wird dieselbe ihm noch vielmehr zuwider werden, so bald ihr sie gar mit Zwangsmitteln ihm aufdringen wollet. War sie ihm vorher schon für sich nicht gefällig, so wird er sie nun gar mit Abscheu ansehen, da ihr sie noch überdas mit etwas verbunden habet, das im Stande ist, auch selbst das Angenehme unangenehm zu machen. Vernünftige Erzieher haben bemerkt, daß es sehr nachtheilig sey, wenn man Kinder mit der Zuchtruthe zum Unterricht anhalte, und vorzüglich wenn man ihnen die sanften Religionslehren unter steten

Bestrafungen einbleye. So erzogen, sagen sie, werden derley Kinder immer einen Widerwillen gegen die Religion behalten. Sie werden dasjenige nie herzlich lieb gewinnen, was ihnen schon bey der ersten Bekanntschaft so viele Unannehmlichkeiten zugezogen hat. Die Jdeen, welche den Menschen in Verbindung sind beygebracht worden, bleiben auch beständig in dieser einmal unter sich geschlossenen Association. Die Jdee der eingeprägten Lehre wird sich also nie darstellen; der Mensch wird sich nie an dieselbe erinnern können, ohne zugleich die Unannehmlichkeiten aufs neue zu fühlen, die er das erstemal mitgefühlt hatte. Sind nun diese Grundsätze von allen Menschenkennern anerkannt, und haben dieselben ihre Richtigkeit, so ist es ja noch viel offenbarer, daß die Sache bey erwachsenen, schon eigener Ueberlegung fähigen Menschen noch vielmehr statt finden werde, wenn ihre Belehrung gar selbst unter den Steckstreichen zu Stande kommen soll. Denn hat die blosse Erinnerung der Streiche schon die Kraft, den Eindruck der ehehin empfangenen Lehre zu schwächen, und einen ewigen Ekel gegen diese Lehre selbst einzuflössen; um wie viel mehr muß nicht diese Würkung von den gegenwärtigen Streichen selbst erwartet werden? Ohne dem wird das *nitimur in vetitum* durch solche Zudringlichkeiten aufgewekt, und es braucht oft mehr nicht, um eine Sache recht schnell zu verbreiten, als nur dieselbe zu verbieten. Es ist bekannt, daß ein Verleger von seinem Gewinn nur um so viel versicherter seyn darf, wenn sein Verlagsbuch verboten wird. Das Verbot selbst schon ist ein Reiz. Nun liest es mancher, der sich vorher gar nicht darum bekümmert hätte, und man sucht es nur um so viel begieriger, je mehr man es des Verbotes wegen verheimlichet. Die

neuen Religionsmeynungen haben ungefähr eben das Gepräge, und eben die Schiksale, wie diese verbotenen Bücher. Nur ist es, weil sie blos in den Köpfen haften, noch viel weniger möglich, theils ihre Verheimlichung, theils ihre Verbreitung zu hindern. Je mehr ihr sie verfolget, je mehr man sie suchet. Die Menschen sind nun einmal schon so, daß sie immer glauben, es müsse etwas Gutes dahinter steken, das man ihnen nicht gönne. Sie werden immer in derley Verboten mehr Neid als nöthige Vorsicht zu finden glauben; und für eure Wohlthat, die ihr ihnen aufdringen wollet, werdet ihr keinen anderen Dank davon tragen als den Haß, der den Mißgünstigen stets verfolget. Bey neuen Lehren wird dieser Haß noch einen Grund mehr haben, als bey alten Irrthümern. Die Erfinder dieser Neuigkeiten haben immer eine gewisse ganz besondere Vorliebe für diese Produckte ihres Verstandes. Es kommt dieselbe der Vaterliebe am nächsten. Sie lieben und gefallen sich selbst in ihren Meynungen, die sie als Zeugungen ihres hohen Verstandes, als ihr eigen Ebenblid, durch dessen Erhaltung sie zugleich ihren Namen zu erhalten und zu verewigen gedenken, betrachten. Wie also ein Vater für seine Kinder alles thut, und alles waget, so wird auch ein solcher Grübelkopf selbst auch für seine Mißgeburten das nämliche thun; und ihr, die ihr diese Mißgeburten erwürgen wollet, werdet von ihm wie Menschenfresser angesehen, und verabscheuet werden. So ist der Mensch. So hat ihn die Natur gemacht. Machet ihr ihn anderst, wenn ihr könnet?

Ich glaube nicht, daß Menschenkenner dieses in Abrede seyn werden, und wer es auch in Abrede seyn wollte, den würde die Erfahrung bald des Gegen-

theils überweisen. Denn wenn wir die Geschichte aufschlagen; wenn wir dem Ursprung, dem Fortgang, dem Wachsthum der verschiedenen Sekten nachspüren, so zeiget sich überall, daß die Verfolgungen, wodurch man sie hemmen wollte, immer gedienet haben, ihre Ausbreitung zu befördern *). Ihr glaubet, wenn die Hinrichtungen, durch Galgen, Rad, Schwerdt, Scheiterhaufen Diebe und Räuber, die noch nicht zu tief in ihrer Praxis gekommen sind, zuweilen erschüttern, und dieselbe von der Lasterbahne zurük scheuen, daß eben diese Mittel auch gegen Sektirer und ihre Anhänger diese ihnen natürliche Würkung thun sollten. Aber ihr irret euch weit. Morden und Rauben sind Thaten, die jeder Mensch, selbst auch der Böswicht, wenn nicht lange Gewohnheit sein Herz dik überkrustet hat, als lasterhafte fühlet. Soferne ihr also Diebe und Mörder hinrichten lasset, so weiß, so fühlt es jedermann, daß ihr das Laster verfolget. Nicht so bey den Sekten; weil die Begriffe hier ungleich sind, einander entgegen stehen. Was ihr für Irrthum haltet, das ist dem anderen göttliche Wahrheit. Wenn ihr nun den Irrlehrer verfolget, martert, hinrichtet, so sieht sein Anhänger nicht den Missethäter sondern den Märtyrer streben; und der Abscheu, den ihr durch Hinrichtung eines Diebes und Mörders gegen das Laster erweket, hat hier bey der Hinrichtung eines Irrlehres keinen anderen Gegenstand als euch selbst. Auf euch wird er zurük fallen. Ihr werdet selbst in den Augen der Sektirer der Böswicht seyn, der nur um so viel verabscheuungwürdiger ihnen vorkommen wird, weil er

---

*) Man sehe unten, was aus den Reformationszeiten von Deutschland, Frankreich, Engelland wird angeführt werden.

unter dem Schein und Schutz der Gesetze würget. Die ganze Sekte sieht den Irrlehrer als den Depositär eines Schatzes an, den ihnen allen der Himmel zugedacht hatte. Wenn also der Depositär auch nicht zu retten ist, so werden sie wenigstens den Schatz zu retten trachten. Statt daß ihr ihnen denselben zugleich mit dem Leben ihres Lehrers benehmen zu können hoffet, wird ihn sein Anhang vielmehr an sich reissen, und jeder wird sich nun selbst auch für einen göttlichen Sachwalter halten, der das ihm anvertraute Gut eben so gewissenhaft verwahren, eben so beherzt vertheidigen müsse, als es ihr Oberhaupt gethan hat. Von nun an ist der Blutzeug ein Heiliger, und für alle ein von Gott aufgestelltes Muster, und es wird nur auf euere Grausamkeit ankommen, wie viel ihr Kopien haben wollet. Dieß war allzeit der Gang der Sekten; ist es noch, und wird es auch allzeit verbleiben, so lang man nicht aufhören wird, sie mit so unschiklichen Waffen zu bekriegen, bey denen Spitz und Schneide immer gegen den gekehrt sind, der sie gebrauchet. Selbst zur Verewigung der Sekten, wenn man solche geflissentlich suchte, könnte kein schiklicheres Mittel gebraucht werden, als eben diese Zwangsmittel, wodurch man, wie man zu sagen beliebet, das Ungeheuer gleich in der Geburt zu erstiken trachtet. Hätten die Götter gegen die Riesen keine andere Waffen gewußt zu gebrauchen, sie würden gewiß vom Himmel gestäupt worden seyn.

V.

Schädlichkeit des Religionszwanges.

Nichts als Nachtheil bringt der Zwang in Religionssachen; Nachtheil von allen Seiten ohne einigen wahren reellen Nutzen. Die Menschheit überhaupt wird dadurch herabgewürdiget, und verdorben. Auch sich selbst schadet die Religion durch solche Gewaltthätigkeit; am allermeisten aber dem Staat, den sie in die größte Gefahren und Zerrüttungen stürzet.

Der Religionszwang greift die Menschheit in den ersten Gründen der Moralität an, indem er den Gebrauch der Vernunft hemmet, die Urtheilskraft irre macht, die Gewissen erschüttert, die Rechtschaffenheit vertilget. Zu was nützt den Menschen die Vernunft, wenn der natürliche Gebrauch derselben untersagt ist? Der natürliche Gebrauch der Vernunft bestehet im Wahrheitforschen. Allein das Forschen erfodert Freyheit. Durch Zwang gepreßt verliert die Vernunft ihre Thätigkeit, ihre Schnellkraft. Das Forschen wird unterlassen, und auch sogar die Lust hiezu verschwindet. Die schönste der Gaben, womit der Schöpfer die menschliche Natur geziert, wodurch er den Menschen über alle andere Thiergattungen erhoben, und zu seinem Ebenbild ausgezeichnet hat, wird also zu einem unnützen, ja wohl zu einem gefährlichen Geschenk. Der würdigste Gebrauch, den der Mensch von seiner Vernunft machen kann, ist eben dieser, daß er in der Schöpfung den Schöpfer selbst aufsuche, und seine Verhältnisse gegen seinen grossen Urheber kennen lerne. Denn zu den bloß sinnlichen Dingen, um seine Nahrung und Bequemlichkeiten sich zu verschaffen,

möchte ein bloß thierisches Erkenntnißvermögen noch immerhin klecken; aber zur Kenntniß des höheren Wesens erschwinget sich die thierische Denkkraft nicht, diese ist eigentlich der erhabene Gegenstand, der nur durch die höhere, durch die eigentlich menschliche Vernunft erreicht werden kann, und um dessentwillen der Mensch eben auch diese höhere Vernunft empfieng. Aber gerade eben über diesen Punkt wird niemand Lust haben seine Vernunft zu üben, wo ein Religionssystem festgesetzt ist, von dem sich nicht abweichen läßt, ohne dem Henker in die Hände zu fallen, oder sich irgend eine andere empfindliche Bekränkung zuzuziehen. Ein denkender Kopf läuft hier allzuviele Gefahr, als daß ihm nicht die Lust zum Denken vergehen sollte. Wo also Religionszwang herrschet, da muß nothwendig auch Religionsdummheit gefunden werden. Man begnüget sich mit den hieroglyphischen Formeln, und niemand bekümmert sich um ihre Bedeutung.

Die Sache, die an sich schon äusserst schlimm ist, wird sich noch schlimmer zeigen, wenn wir in Erwägung ziehen, daß so vielerley Religionen theils würklich vorhanden sind, theils auch noch weiter hin erscheinen dürften; Religionen, die einander in den wichtigsten Stücken widersprechen, und also nicht wohl alle von gleichem Werth seyn können. Denn die Verschiedenheit macht eine Wahl, die Wahl die Prüfung nothwendig. Zu gleicher Zeit aber macht der Zwang das Prüfen unnöthig, und gefährlich. Daß eine Prüfung nothwendig sey, ist doch nicht schwer einzusehen; denn ich werde doch meine Religion aus den vielen vorhandenen nicht bloß nach einem ungefähren Glück, wie ein Loos aus der Lotterie herausziehen wollen. Auf diese Weise wäre nichts so sehr dem

Spiele des Zufalls unterworfen, als eben die Religion, und Lüge und Wahrheit hätten gleichen Anspruch auf meinen Beyfall. Auch der Zufall der Geburt kann die Sache nicht wohl entscheiden, sonst könnte der Mahomedaner wenigstens mit eben dem Recht bey seinem Alkoran bleiben, als der Christ bey seinem Evangelium.

Eine Wahl ist also nothwendig, und zwar eine vernünftige und wohlüberlegte Wahl, denn der Gegenstand ist von der äussersten Wichtigkeit. Ich muß also eben so nothwendig prüfen, und zwar mit aller möglichen Genauigkeit und Sorgfalt prüfen, um vernünftig wählen zu können. Ich muß die Gründe untersuchen; ich muß die Glaubwürdigkeit auf die Wagschaale legen. Ich kann und soll nicht glauben, ohne zu wissen warum. Diese Untersuchung ist eine personale Pflicht, von der mich niemand frey sprechen, die auch niemand statt meiner vornehmen kann. Denn von mir wird eine Entschliessung, von mir wird der Beyfall gefodert, folglich muß auch ich — eben ich — wissen, warum ich ihn gebe.*) Nun aber wo das non plus ultra festgesetzt ist, wo eine Religion sich mit dem Donner bewafnet hat, und alles zerschmettert

---

*) Siehe Muratori de ingen. moder. lib. 1. cap. 2. seq. wo er ganz richtige Gründe angiebt, warum jeder die Glaubwürdigkeit seiner Religion prüfen müsse. Da aber diese Behauptung seiner, nämlich der katholischen Religionsparthie nicht sonderlich anständig noch ersprießlich seyn möchte, so macht der gelehrte Mann ganz seltsame Krümmungen und Geberden, da er diese Frage auch in Rücksicht der Katholiken beantworten solle, wo er ihnen denn auch würklich das seltsame Privilegium einräumet, daß sie ohne genauere Prüfung bey ihrer Religion verbleiben können. cap. 4. So unlogische Schlüsse müssen wohl herauskommen, wenn man mehr den Vortheil und die Erforderniß seiner Sekte, als die Wahrheit selbst vor Augen hat.

was ihre Oberherrschaft nicht anerkennet, und sich unterwirft, wer wird da die undankbare, die so gefährliche Mühe des Prüfens auf sich nehmen? Und wozu sollte das Prüfen auch dienen, wenn mir nach angestellter Prüfung keine andre Wahl übrig bleibet, als entweder dem herrschenden Systeme anzuhangen, oder auf dem Scheiterhaufen mich braten zu lassen? Was nützt das Gericht, wenn der Prozeß schon zum voraus entschieden ist? Wenn der Richter nicht nach seinen Einsichten sprechen darf, sondern nach dem Wink der dominirenden Parthie sprechen muß?

Bedenkt aber auch den Gegenstand, den dieser Zwang betrift. Es ist nicht die Rede vom Thun und Lassen, sondern vom **Glauben und Nichtglauben.** Es ist nicht von Handlungen die Rede, die ich zu euren Gunsten vornehmen oder unterlassen soll. Da möchtet ihr immer euch noch des Zwanges bedienen. Euere Gewaltthätigkeit könnte zwar ungerecht und tyrannisch seyn, aber sie wäre wenigst nicht widersinnig. Allein ihr wollet mich zwingen dasjenige für wahr zu halten, was ihr für wahr haltet, und dasjenige für falsch, was euch als falsch vorkömmt. Dieß läuft gegen alle Möglichkeit, gegen die ganze Einrichtung der Natur, und zielet gerade zu dahin, meine Urtheilskraft gänzlich zu verrücken, und mich zum Kandidaten des Tollhauses zu machen. Nach der von meiner Willkür ganz und gar nicht abhangenden Einrichtung der Natur muß ich dasjenige für wahr halten, was mir die vorliegenden Gründe wahr zu seyn zeigen, für falsch, was ich der Falschheit überwiesen finde, für zweifelhaft, wo auf beeden Seiten Gründe vorhanden sind, die einander die Wage halten, oder doch nicht Vorschlag genug geben. Diesen Gang der Natur stöhret ihr nun eigen-

mächtig, und nöthiget mich für wahr zu halten, was ich doch wahrzuseyn nicht befinden kann, dasjenige dagegen als falsch zu verwerfen, was ich bey dem redlichsten Gebrauch meiner Urtheilskraft wahr zu seyn befinde. Meine Vernunft soll also nicht nach den Gründen, sondern nach dem Gewichte der Gewaltthätigkeiten urtheilen. Könnte was widersinnigeres erdacht werden? Ihr löschet mir also das Licht aus, das mein Schöpfer zu meinem Dienst mir aufgestellt hat, und nöthiget mich, dem düsteren Schein euerer Fakel zu folgen, die mich mehr blendet als beleuchtet. Ihr thut noch mehr. Ihr greifet das Organon der Vernunft selbst an, und handelt eben so rechtschaffen, als ein Quacksalber, der unter dem Schein, seinem Patienten den Staaren zu nehmen, ihm die Augen aussticht. Ihr wollet das Vergnügen haben Blinde zu führen, und um es zu haben, macht ihr die Sehende blind, oder erklärt sie wenigst für blind.

Kein Wunder, daß in solchen Ländern, wo Religionszwang gebraucht wird, eine gewisse allgemeine Stupidität herrschet. Wo der menschliche Geist einmal so erniedriget, und in die Tiefe gepreßt wird, muß sich der Nachtheil davon über alle Geschäfte des Lebens verbreiten. Die Vernunft ist abgestumpft, wie sollte es möglich seyn, daß es nicht auch Künste und Wissenschaften empfänden? Der Sinn ist dem Menschen verwirret. Die dominirende Furchtsamkeit läßt den Geist sich nicht erheben, reißt ihm die Schwingfedern aus, ohne welche das Genie seinen kühnen Flug nicht zu unternehmen vermag. Man hat sich schon mehr als einmal darüber gewundert, woher es komme, daß so manche ansehnliche Völkerschaften, die unter einem glücklichen Himmelsstrich wohnen, und an welchen die

Natur sich eben nicht als eine Stiefmutter erwiesen hat, dennoch seit langer Zeit zum Wachsthum der Künste und Wissenschaften beynahe nichts beytragen, hingegen in anderen unter einem weit räuheren Klima gelegenen Ländern dem menschlichen Geiste so manche ehrenhafte Denkmale stets fort gestiftet werden. Jene Länder, die ehehin das eigentliche Vaterland der Musen waren, scheinen von denselben schon seit langer Zeit beynahe gänzlich verlassen zu seyn, da indessen nördlichere Gegenden uns tägliche Beweise geben, daß sich diese holde Göttinnen zu ihnen müssen geflüchtet haben. Man wird dieses Phänomen schwerlich anderst erklären können, als wenn man sich erinnert, daß die Musen sich jederzeit zwangscheu gezeiget haben, und daß sie also das rauhe Klima dem milderen aus keiner anderen Ursache können vorgezogen haben, als weil sie in jenem die Freyheit gefunden, deren man sie in diesem beraubte. Das Inquisitionsgericht wird zu ihrer Verscheuung das meiste wohl beygetragen haben. Denn wer soll wohl der Wahrheit nachforschen, wer soll den Wissenschaften einigen Vorschub geben, wenn man zum voraus weiß, daß man sich durch seine Mühe und Anstrengung nur Verachtung, Beschimpfung, Verfolgung, Gefahren zuziehen wird? Lasset uns aber zu unserem eigenen Gegenstand, zu dem Religionswesen zurückkehren. Wir müssen auch noch sehen, wie der Religionszwang auf das Herz des Menschen würkt, nachdem wir gesehen haben, wie er seinen Kopf angreife.

Da der Kopf das Herz regieren soll, der Religionszwang aber die Vernunft so träge und irre macht, so läßt sich schon zum voraus vermuthen, daß sich auch in dem Herzen keine gute Würkungen äussern wer-

den. Ja! auch hier taugt er nichts als zum Unheil stiften. Nachdem diese Gewaltthätigkeiten den Menschen zum Narren gemacht haben, machen sie ihn auch noch zum Böswicht, indem sie den Grundpfeiler von Tugend und Rechtschaffenheit umstürzen. Man zwinget den Menschen wider sein Gewissen zu handeln. Heißt das nicht ihn zum Böswicht machen?

Der ganze moralische Werth des Menschen beruhet darauf, daß er dem Guten, dem Ehrbaren, nach der Wahrnahm seines Gewissens nachstrebe. Wer in wichtigen Dingen sich mit Ueberlegung in Handlungen einläßt, die sein eigen Gewissen verwirft, und als lasterhaft ansieht, der kann unmöglich ein rechtschaffener Mann seyn. Man mag nun die moralische Güte einer Sache aus welchem Grunde her erklären, als man nur will, so muß dieselbe doch unstreitig, so wie sie von meinem Gewissen wahrgenommen wird, so wie mein moralisches Gefühl sie mir angiebt, die Richtschnur meiner Handlungen seyn. Wenn ich ein rechtschaffener Mann seyn will, so muß ich immer nach dem streben, was mir als moralisch gut vorkömmt, und jenes fliehen, was mein Gewissen mir als moralisch bös vorstellet. Auf den zufälligen Nebennutzen, oder Schaden, den solche Handlung mir bringen mag, ist gar nicht zu sehen, indem dieser Umstand den innern moralischen Werth der Handlung nicht ändert. Handlungen, die an sich böse sind, werden von darum nicht gut, wenn sie mir Nutzen bringen; und Tugend bleibt Tugend, wenn sie auch gleich mit Nachtheil verknüpft ist, ja der Nachtheil vermehret noch das Edle der Handlung, und ist für den wahren Tugendfreund vielmehr noch ein Beweggrund mehr sich desto fester an seine Freundinn zu schliessen. Oder ist Ver-

räthercy alsdann keine Verrätherey mehr, wenn man nur gut dafür bezahlt wird? Ist der Bürger, der sein Leben für das Vaterland in Gefahr setzet, weiter nichts als ein verächtlicher Narr? Ihr müsset alle Begriffe von Moralität umstürzen, wenn ihr behaupten wollet, der Mensch müsse in seinen Handlungen nur auf seinen Nutzen, und nicht auf den innerlichen Werth der Sache selbst sehen. Wer also für den innerlichen Werth der Sache einen zufälligen äusserlichen Nutzen oder Schaden als Beweggrund substituirt, und den Menschen dahin bringt, daß er nach diesem Beweggrund, und nicht nach dem wahren moralischen Werth der Sache selbst handelt, der korrumpirt seine Moralität, nimmt ihm die Rechtschaffenheit, und giebt ihm dagegen nichts als eine schändliche Eigennützigkeit. So handeln alle Schelmen und Räuber. Der vermeinte Vortheil ist bey ihren Schelmenstreichen der Beweggrund. Ueber die Moralität sehen sie weg. Alle Spitzbübereyen sind willkommen, wenn nur was zu erhaschen, wenn nur dadurch einem gefürchteten Unheil zu entgehen ist. Und gerade in diese Gemüthsfassung werdet ihr den Menschen setzen, wenn ihr ihn zu einer Religion zwinget, die er verabscheuet. Denn warum verabscheuet er dieselbe? Weil er sie für falsch hält, weil dieselbe Dinge lehret, oder fodert, die er mit seinen Begriffen von Wahrheit und Rechtschaffenheit nicht zusammen reimen kann. Diese Begriffe sind irrig. Seye es! So laug sie vorhanden sind, machen sie doch die gegenwärtige Stimmung seines Gewissens aus. Selben zuwider handeln, hieß seinem Gewissen zuwider handeln. Wird nun der Zwang diese irrige Begriffe ändern? Er kann es unmöglich. Nur die Belehrung kann dieses thun, und vielleicht auch die Belehrung nicht. Denn

darum weil ihr den Irrthum erkennet, oder zu erkennen glaubet, folget noch nicht, daß auch derjenige, der ihn im Kopf hat, ihn auch erkennen werde, sobald ihr ihm solchen vorstellet. Was euch Irrthum scheint, das scheint ihm Wahrheit, und was euch Wahrheit scheint, das dünkt ihn Irrthum. Von seinem Irrthum abstehen, und der Wahrheit beypflichten, das wäre nach seiner dermaligen Stimmung der Wahrheit absagen, und den Irrthum annehmen. Nun aber die moralische Güte meiner Handlung hängt nicht so fast von dem ab, wie die Sachen an sich beschaffen sind, sondern vielmehr wie sie von dem Handelnden gefaßt werden. Wenn ihr daher bestimmen wollet, zu was man sich entschliessen könne, und solle, so müßt ihr die Sache betrachten, nicht wie ihr sie im Kopf habet, sondern wie sie derjenige im Kopf hat, der die Entschliessung fassen soll. Euch ist euere Religion lauter Wahrheit und Tugend, jenem aber ist sie Lüge und Laster. Wenn er also durch den Zwang sich überwältigen läßt, so ergreift er das Laster und entsaget der Tugend. Und ihr, was habt ihr gewonnen? Einen Menschen, der aber durch diesen gegen sein Gewissen gewagten Uebertritt zu euch, allen seinen moralischen Werth bereits verloren. Ein Mensch, der in einer so wichtigen Sache Gott und sein Gewissen wissentlich und vorsetzlich auf die Seite setzt, und nach dem Zeugniß seines eigenen Bewußtseyns, beyden gerade zu zuwider handelt, was ist der weiter? Ein Nichtswürdiger, der nun zu allen Schandthaten die Fähigkeit erworben hat. Die Bahn ist gebrochen. Er wird den nämlichen Beweggründen, die ihn gebeugt haben, auch jedes anderemal wieder weichen. Ihr werdet ihn zu jedem Schelmenstreich bringen können, wenn ihr ihn nur ent-

weder durch Interesse zu loken, oder durch Drohungen zu schreken wisset. Das Interesse ist nun der Beweggrund seiner Handlungen geworden, Interesse nur und nicht Tugend. Ihr habet also in dem Religionszwang ein sehr bequemes und würksames Mittel gefunden, die Welt von ehrlichen Leuten zu räumen, und sie in einen Tummelplatz verruchterBöswichte umzuschaffen. Denn ein ehrlicher und wahrhaft tugendhafter Mann wird sich durch euere Drohungen, durch euere Scheiterhaufen, durch euere Henkersknechte gewißlich nicht schreken lassen. Das Zeugniß eines guten Gewissens ist ihm schätzbarer als alles. Er wird tausendmal lieber sterben, denn als ein gewissenloser Böswicht leben wollen. Und zu dem möget ihr ihn bedrohen, mit was ihr wollet, so wird die Religion eueren Drohungen noch weit stärkere Drohungen entgegen setzen, und ihn antreiben die euerigen zu verachten. Sie wird ihm weit grössere Güter, als diejenigen sind, die ihr ihm nehmen könnet, zum sichern Lohn seiner Standhaftigkeit verheissen. Himmel, Hölle, Gott, Seele, Ewigkeit! Was habet ihr in euerer Gewalt, das diesen gewichtigen Worten die Wagschaale halten, das nur mit ihnen verglichen werden könnte? Er wird sich so wenig vor dem Tod fürchten, den ihr ihm androhet, daß er sich vielmehr begierigst darnach wird sehnen. Er ist ihm die Pforte zum Leben. Er bringet ihn zu seinem Gott, und, was ihm nicht viel weniger schätzbar ist, er entfernt ihn von euch. Mit Freuden wird er den Scheiterhaufen besteigen. Ihr werdet den Fanatismus in seiner ganzen Stärke, und mit ihm alle iene Auftritte erneuert sehen, die er nun, obgleich das Räthsel unbegreiflich scheint, uns schon so oftmal gezeiget hat. Diesen standhaften Muth, diese groß-

müthige Verachtung aller ersinnlichen Martern rechnet ihr den Unglüklichen zu einem Verbrecher an, und glaubet an ihnen eine boshafte und unbeugsame Hartnäkigkeit zu bestrafen. Allein das ganze Verbrechen, wenn man es so nennen will, ist, daß sie sich irren, daß sie aber für die vermeinte Wahrheit ihr Leben daran setzen, ist unstreitig der tugendhafteste Heldenmuth, der auch in dem irrenden Nebenmenschen nicht genug geschützt werden kann *). Und gegen diese tugendhafte Gesinnungen kämpfet ihr. Diese wollet ihr ausrotten, da ihr gegen den Irrthum selbst nur durch Belehrung, und gewiß nicht durch Zwang etwas vermöget. So erschüttert ihr durch euere unschikliche Belehrungsmittel die Moralität in ihren ersten Gründen, und wütet entweder vergeblich, oder ihr stürzet zugleich mit dem Irrthum, oder vielmehr statt des Irrthums Tugend und Rechtschaffenheit nieder.

Ihr öfnet durch euere Zwangmittel noch einem anderen zwar nicht so offenbaren, aber nicht minder gefährlichen Tugendfeind zugleich die Thore. Die Heucheley ist immer die getreue Gesellschafterinn des Religionszwanges. Wo ihr diesen einführet, könnet ihr jene gewißlich nicht abhalten. Die Ueberzeugung ist die Seele der Religion. Wo jene mangelt, ist diese

*) Die Geschichten dieser unglücklichen Schwärmer sind mir immer ein Beweis, daß nicht die Menschheit, sondern nur unsere Erziehung und Einrichtungen ausgeartet haben. Die nämliche Seelengrösse, die wir in den Scipionen, Catonen ꝛc. bewundern, und nun unter uns nicht mehr finden können, zeiget sich in diesen Schwärmern wieder, aber die Erziehung lenkte sie auf einen andern Gegenstand. Lasset uns wieder ein Vaterland haben; lasset uns von Bürgern zu Bürgern gebildet werden, und wir werden bald auch unsere Scipionen, und Catonen wieder haben.

ein Körper ohne Leben, ohne Kraft, ohne Stärke. Wie sollte ein so kraftloses Wesen die Triebfeder der moralischen Handlungen seyn können? Und dennoch muß man sich zu allem verstehen, was die Religion befiehlt. Man nimmt also zu der Verstellung seine Zuflucht, und was man nicht von Herzen mitmachen kann, das künstelt man nach, so gut man's vermag.*) Weiter kann es der Zwang nicht bringen. Die Religion schärfe die Waffen, mit denen sie auf ihre Feinde loszugehen gedenket, so sehr sie nur will, so bald

*) Man kann die Inquisition mit Recht als das Meisterstück des Zwangsystems ansehen. Man lese, was Fleury Diss. VII. §. XIII. in hist. Eccles. von den Würkungen der Inquisition schreibt. Die Inquisition ward eingeführt, um jene Orte, wo sie sich befindet, von Ketzern zu reinigen, oder aber zu verwahren. Allein die Mittel, deren man sich hiezu bedienet, sind so beschaffen, daß dieselbe nur Dummheit und Heucheley hervorzubringen im Stand sind. Schon die Besorgniß, man möchte denunzirt, in Kerker geworfen, und bloß um eines Verdachts willen, den man durch ein einziges unvorsichtiges Wort sich zuziehen kann, bestraft werden, wird jeden schon so behutsam machen, daß er es nicht leicht wagen wird, mit jemand in ein Religionsgespräch sich einzulassen, seine Fragen auf die Bahn zu bringen, seine Zweifel vorzutragen, und so die nöthige Belehrung zu suchen. Das kürzeste und sicherste ist schweigen, und thun, was andere thun, es mag das innerliche mit dem äusserlichen übereinstimmen, oder nicht. Der Gewohnheitssünder, ob er gleich nicht Willens ist, seine Beyschläferinn zu entlassen, wird um nichts desto weniger seine österliche Kommunion empfangen, damit er nicht am Ende des Jahrs, als der Ketzerey verdächtig denunzirt werde. Auch finden sich in den Ländern, wo die Inquisition fest stehet, immer die laxesten Sittenlehrer; und nicht einmal die zu besserer Belehrung dienlichen Bücher werden zu haben seyn.

diese mit dem Schild der Verstellung sich decken, so glitschen ihre Hiebe ab, ganz ohne Würkung. Nur dem ehrlichen Mann kann man beykommen, der sich zeigt wie er ist. Der Schurk, der sich des Heuchelns nicht schämet, ist sicher, und unverletzbar. Muß das nicht Schurken, und Heuchler pflanzen? Wo nun aber einmal dieses schlimme Ingrediens, dieses schleichende moralische Gift in den Charackter aufgenommen ist, wird es bald auch alle übrige moralische Eigenschaften, und Handlungen anstecken, und die Religion wird alsdenn das seyn, was sie eben so vielfältig ist ein Dekmantel der Leidenschaften, ein Freyheitsbrief der ruchlosesten Sitten. Erinnert euch jenes sauberen Völkchens, das die evangelische Geschichte unter dem Namen der Pharisäer schildert, und ihr werdet dann sehen, was ein Heuchler ist, und was er vermag.

Wäre es für die Religion nicht selbst weit sicherer und ehrenhafter keine, als solche Diener zu haben, welche durch ihren schlechten Charackter die Ehre ihrer Gebieterinn vielmehr beflecken, als sie dieselbe durch ihre Anzahl zieren. Ohnedem ist ein offenbarer Feind immer minder gefährlich als ein verstellter Freund. Wenn die Religion dem Menschen die Freyheit läßt sich offen zu erklären, so wird sie wissen, wessen sie sich zu jedem zu versehen habe. Wenn sie ihnen aber den Mund zustopft, so muß sie es nur errathen, was im Herzen stecke, und dann brechen oft gähling Feindschaften aus, wo man die längste Zeit her nichts als Freundschaft geheuchelt hatte. Ein Freund, der mir ohne Eigennutz mit Aufrichtigkeit ergeben ist, ist mir werther als zehen Lohndiener, deren Gefälligkeiten ich mit Härte erzwingen, oder mit zugewandten Vortheilen erkaufen muß.

2. Es würde ungemein weit ehrenhafter für die Religion seyn, wenn sie unpartheyisch für die Wahrheit, als wenn sie immer mit so kleinfügiger Partheylichkeit nur für ihr Ansehn eiferte. Denn eben dadurch, daß sie sich auf den Zwang stützet, fällt der Verdacht auf sie, daß sie für die Wahrheit ihrer Lehren, für die Richtigkeit und Göttlichkeit ihrer Herkunft keine tüchtigen Gründe haben müsse.*) Eine solche Religion macht es, wie ein Fürst, der um seine ererbt seyn sollende Ansprüche auf dieses oder jenes Land zu beweisen, nicht seinen Stammenbaum vorlegt, sondern ein Heer von bewafneten Kriegsknechten ausrücken läßt, und die Gerechtigkeit seiner Sache durch den Donner seiner Kanonen darthut. Sie macht es wie ein Gelehrter, der in Verlegenheit, wie er seine Sache verfechten, wie er seinen Gegnern antworten solle, dieselbe nicht mit Gründen überweiset, sondern mit Schreyen und Lärmen übermaulet, mit Schimpf und Schmähworten darniederschlägt. Wo die Wahrheit einer Sache dargethan werden kann, was hat es des Zwanges nöthig? Leget eure Gründe vor; weiset den Stammenbaum auf. Wenn ihr diese gerechte Foderungen nur mit Gewaltthätigkeiten beantwortet, so verrathet ihr eben dadurch euere Schwäche. Es müssen euch die Gründe mangeln, durch welche ihr hoffen könntet die Welt zu überzeugen, und euere Gewaltthaten sollen nun die Stelle derselben vertretten. Wenn eure Sache wahr, gut, und gerecht ist, so müßt ihr nicht die Wege gehen, auf welchen Betrüger und Bös-

*) Tertullian warf es den Irrgläubigen als ein sicheres Zeichen ihrer Schwäche, und des Ungrundes ihrer Sache, die sie vertheidigten, vor, daß sie sich der Zwangsmittel bedienen. De proscript. c. 41.

wichte, Mörder und Strassenräuber wandeln. Brauchet zur Vertheidigung eueres Handels nicht Mittel, die der Lüge und Ungerechtigkeit eben so günstig, als der Wahrheit und Gerechtigkeit sind. Wandelt die Strasse, die der Wahrheit und Rechtschaffenheit eigen ist, die Strasse der Belehrung, die Strasse der Ueberzeugung. Ist nicht das die von der Natur festgesetzte Ordnung, daß der Verstand den Willen leiten soll? Ihr aber machet euch zuerst an den Willen, und suchet durch die Bezwingung des letzteren auch den ersten zu fesseln. Ihr setzet euch also in den stärksten Verdacht, daß es euch nicht um Wahrheit und Religion zu thun sey, sondern daß ihr nur unter diesen schönen Titeln euere Herrschsucht und Tyranney zu verbergen hoffet. Wollt ihr diesen schlimmen Verdacht von euch abwenden, so müßt ihr aufhören Gewaltthätigkeiten zu gebrauchen, wo Ueberzeugung allein dienlich und nöthig ist.

Die christliche Religion insbesondere betreffend, ist nicht das eine ihrer grösten Zierden, daß sie ohne Zwang, ohne Waffen, ohne einige Gewaltthätigkeiten ist eingeführt und zum Theil auch verbreitet worden? Nehmen nicht die Verfechter des Christenthums eben daher einen ihrer stärksten Beweise für die Göttlichkeit dieser Religion? Sagen wir nicht den Mahomedanern, die ihre Religion mit den Waffen in der Hand verbreitet haben, und nun aus dem Segen der Waffen die Göttlichkeit der Lehre beweisen wollen, daß dieser Beweiß nichts tauge; daß eine solche Ausführung einer Sache blos menschlich sey, und der Erfolg nichts weniger, als den Beyfall eines höheren Wesens, sondern nur die Tapferkeit der Ueberwinder, oder die Feigheit der Ueberwundenen anzeige? Was wollen wir ihnen ant-

worten, wenn sie uns den nämlichen Vorwurf machen, soferne wir uns wie sie der Zwangsmittel bedienen, unsere Religion entweder aufrecht zu erhalten, oder aber weiter auszubreiten? Wir berauben also die Religion durch den zu ihren Gunsten gebrauchten Zwang, nicht nur ihrer größten Zierde, sondern auch ihrer beßten Stütze. Wie wir uns gegen die Heiden mit unseren Märtyrern rühmten, so werden uns die neue Sekten die Scheiterhaufen zeigen, wo wir ihre ersten Bekenner verbrannt haben, die Galgen und das Rad, an denen wir sie hingerichtet haben; und diese wegen ihrer vermeinten Hartnäckigkeit so grausam von uns bestraften Menschen werden ihre Märtyrer seyn, deren Standhaftigkeit und frohen Muth, so sie mitten in den grausamsten Martern zeigten, sie uns zu unserer Beschämung werden entgegen halten. Und wenn sie uns so mit unseren eigenen Waffen in die Enge treiben werden, was wird uns übrig bleiben, als daß wir uns schimpflich in die Schlupfwinkel verkriechen, und in allerley verdächtige, und nichtsbedeutende Ausflüchten einhüllen? Hat die Religion durch Gottes Mitwürkung mitten unter den grausamsten Verfolgungen sich empor heben, und selbst ohne Wehr und Waffen ihre Verfolger noch besiegen können, warum soll sie sich jetzt nicht noch durch eben jenes Mittel ohne Gewaltthätigkeiten auf ihrem Platz, und in ihrer Würde erhalten können? Ist sie denn jenen verächtlichen Coquetten gleich, welche durch künstliche Hervorstellung ihrer kleinen Gaben einen unbesonnen Liebhaber an sich ziehen, aber, weil sie ihre geheimen Fehler bey dem vertrauteren Umgang nicht in die Länge verbergen können, keinen lange in ihren Fesseln behalten, sondern sich eben sobald kaltblütig von ihnen verlassen sehen, als hitzig sie vor

hin von denselben verehret worden? Sehet, so weit bringet ihrs mit eueren unschicklichen Zwangsmitteln, daß ihr dadurch die Religion selbst dem Tadel der Spötter, und der Verachtung aller denkenden Köpfe blosstellet.

Ihr schadet euch selbst durch solchen Zwang weit mehr, als das ihr euch vorstellet, denn sehet! Ihr erfüllet alles mit Mißtrauen. Freylich gebet ihr vor, daß ihr es nicht bey dem blossen Zwang bewandt seyn lasset, sondern mit den Zwangsmitteln auch die Belehrung verbindet. Ja wir sehen sie, die von euch aller Orten aufgestellten Lehrer, die getreuen Dollmetscher euerer Gottheiten. Aber, nehmet mir nicht übel, wir sehen in ihnen nichts als gedungene Lohnknechte, die keine andere Worte in ihrem Munde führen, als die ihr ihnen darein gelegt habet. Ein Lehrer, auf den ich ein Vertrauen setzen soll, muß ein Mann von Einsichten seyn, und ein redliches, aufrichtiges Herz haben. Ich muß wissen, wenigstens mit Zuversicht von ihm denken dörfen, daß er sich alle Mühe giebt, die Wahrheit ausfindig zu machen, und daß er das, was er gefunden, aufrichtig an den Tag leget. Kann ich das von eueren Religionslehrern denken? Ich sehe sie an, und ich sehe sie mit Ketten und Banden eben sowohl gebunden und beladen, als ihr mich damit binden und beladen wollet. Ist das ein Aufzug für Lehrer der Wahrheit? Haben sie in dieser schweren und hinderlichen Rüstung den mühesamen Pfad der Forschung, der zum Tempel der Wahrheit hinaufführet, hinan klettern können? Kann ich glauben, daß diese wie Missethäter gebundene Sklaven mit jener Gottheit, die eine Schwester der Freyheit ist, vertrauliche Bekanntschaft gemacht haben? Daß sie die ächten Priester und Die-

ner der Wahrheit seyen? Und was sehe ich weiter? Was ist das für ein altes Notenbuch, das ihr ihnen vorhaltet? Und warum steht ihr mit aufgerektem Stock hinter ihnen, während dem sie es absingen? So dörfen sie also nur jene Stimme von sich geben, die ihr ihnen vorgezeichnet habet? So bleibt es also als ein Zunftgeheimniß unter ihnen, soferne sie etwa in dem Gebüsch einen Laut aus dem nahen Tempel der Wahrheit vernommen, der euch nicht gefällig ist? Sind dieß nicht die ganz natürlichen Gedanken, die mir aufsteigen müssen, wenn ich sehe, wie ihr das Lehramt selbst in Fesseln gelegt habet? Durch den Zwang wollt ihr die Belehrung unterstützen, und ihr Nachdruck geben; und eben dadurch schwächet ihr ihren Eindruck am allermeisten, indem ihr dadurch gegen euere Lehrer ein so gerechtes Mißtrauen erreget, da doch Vertrauen so nothwendig wäre.

Das Lehramt selbst machet ihr zu einem eben so verächtlichen, als unglückseligen Sklavendienst, dem sich so leicht kein ehrlicher, und vernünftiger Mann zu unterziehen mehr Lust haben wird.

Das Lehramt verbindet denjenigen, der sich demselbem wiedmet, ganz besonders, daß er der Wahrheit emsig nachforsche, und selbe aufrichtig an den Tag gebe. Dieß ist der eigentliche Dienst, den die Menschheit von dieser Klasse erwartet, und welcher allein dieselbe den übrigen schätzbar und ihrer Hochachtung würdig machet. Sobald das Lehramt auf einen andern als auf diesen Zweck hin arbeitet, so verlieret es alle Würde und Nutzbarkeit. Wie leicht ist es nun möglich, daß ein durch sein Amt selbst zum fleißigen Forschen aufgefoderter, zum tieferen Nachdenken veranlaßter Mann auf Gedanken geräth, die mit dem herrschenden

System nicht übereinstimmen? Er wird seine Schwächen entdecken; er wird die offenen Lücken gewahr werden; er wird das Flickwerk, womit ein unächter Gout es zu verzieren glaubte, von der Substanz unterscheiden. Da er so dem Götzen in den Rücken sieht, wird er manches entdecken, das dem gemeinen Haufen, der ihn nur von vorne betrachtet, verborgen bleibt. Und nun wozu werden seine Entdeckungen dienen? — Zu nichts anderem, als seine Lebenstage zu verbittern, und ihn zum unglücklichsten Mann von der Welt zu machen. Gedrungen von der dem Menschen angebornen Wahrheits- und Aufrichtigkeitsliebe, gedrungen von seinem Amt, als wodurch er in den Dienst der Wahrheit einzutretten glaubte, die Wahrheit, so wie er sie gefunden, oder gefunden zu haben glaubt, redlich und offenherzig an den Tag zu geben, wird er sich dennoch genöthiget sehen, diese zu verbergen, den gefährlichen Schatz in dem Innersten seines Herzens zu vergraben, ja gerade zu ein Knecht der Lüge zu werden, indem er sich stets fort genöthiget sehen wird, anderst zu reden, als er denket. Ihr könnet es euch vielleicht nicht vorstellen, wie schwer diese immerwährende Entzweyung mit sich selbsten sey. Aber diejenige bedaurenswürdigen Ehrenmänner, die sich würklich in dem besagten Falle befinden, werden mich fühlen. Was bin ich also nun aus dem vermeintlichen Priester der Wahrheit geworden? Nichts anderes als ein verächtlicher Lügenmäkler, ein schändlicher Betrüger. Ich kann mich nicht anderst ansehen, denn als einen unglücklichen Menschen, der in der Unbesonnenheit seiner Jugend unter eine Bande Betrüger und Räuber sich gemischet, und ihr schändliches Gewerb mit ihnen zu treiben sich nun genöthiget siehet. Bin ich nicht gar

ein Giftmischer, so bin ich wenigstens ein armseliger Charlatan, welcher der kranken Menschheit, wo nicht tödtendes Gift, wenigstens unnützen Mischmasch darreichet, und unter Versprechung eines ewigen Lebens den betrogenen Menschen dasjenige hinwegstiehlt, womit sie sich das gegenwärtige hätten erträglich machen können. So muß, und wird ein solcher unglückseliger Religionslehrer sich selbst ansehen, wenn er das Unglück hat, heller zu sehen, als es für sein Kirchensystem dienlich ist. Mit der tiefesten Selbstverachtung wird er sich in dem Innersten seines Herzens als einen Betrüger fühlen, und den ärmsten Handwerksmann wird er mit Wehmuth ansehen, weil derselbe wenigstens sein Leben als ein ehrlicher Mann durchbringen kann, das er nur mit schändlicher Betrügerey zu erhalten im Stand ist. — Und dieß alles ist eine Folge des Religionszwanges, welcher die Lehrer bestimmt an gewisse Meynungen bindet, und dieselben sogleich, als sie sich nur einen Schritt von denselben entfernen, als gefährliche Verführer betrachtet, und mit Feuer und Schwerdt verfolget. Kann ein ehrlicher Mann, der die Sache einsieht, nun wohl Lust haben, ein so gefährliches und ehrloses Amt zu übernehmen?

Saget nicht, daß das ganze hier deklamirte Unheil nur die Lehrer der falschen Sekten, nicht aber die Lehrer der wahren Religion jemal treffen könne. Denn bedenket doch einmal, daß so mancherley Religionen sich auf Gottes Erdboden befinden, und wahrscheinlich stets fort befinden werden, von denen immer eine die andere der Falschheit und des Irrthums beschuldiget. Wenn also gleich nicht alle, so müssen sich unvermeidlich immer sehr viele Religionslehrer in dem gesetzten Falle befinden, um so viel sicherer, da jede Reli-

gion

gion behauptet, die Falschheit der übrigen sey sehr leicht, und fast ohne Nachdenken zu entdecken. Wenn also die Religionslehrer nicht lauter Dummköpfe, oder sorglose Bauchdiener sind, so müssen sie gewiß immer die ersten seyn, die jene Entdeckung machen werden. Wir haben nicht nöthig uns hier in die allzuschwierige Untersuchung einzulassen, ob unter den herrschenden Religionen eine ganz ächt, und welche es sey. Genug ist es, daß es nicht alle seyn können, und dennoch jede ihre Lehrer an ihr System fesselt, um begreiflich zu machen, daß immer gewiß unter diesen Lehrern viele seyn müssen, die wider ihr Wissen und Gewissen zu lehren sich genöthigt sehen werden.

Kann aber nicht ein solcher, wie man zu sagen beliebt, verirrter Religionslehrer wenigst sein Amt noch niederlegen, wenn ihm dasselbe nimmermehr ansteht? — Trauriger Trost! Aber doch noch immer einiges Dankes würdig, wenn man dem unglücklichen Manne wenigst diesen Austritt noch frey stellet. Auch dieß schon wird in wenigen Staaten, wo Religionszwang herrschet, ohne allen Nachtheil geschehen können, wenigst wird die ganze Kraft der Gesetze aufgefodert werden müssen, sobald nur ein Verdacht ist, daß dieser Austritt aus Mangel der Ueberzeugung geschehe, einen solchen nach seinem Gewissen, folglich rechtschaffen handelnden Mann gegen den blinden Eifer seiner Kollegen, als welche sich entweder für verachtet oder für verrathen ansehen werden, zu schützen. Es hat aber ein solcher Austritt für sich schon immer sehr grosse Bedenklichkeiten, und es braucht eine zimmliche Seelenstärke, um sich so zu sagen, nackend und bloß vom Felsen herab ins Meer zu stürzen, in der Hofnung, es werde sich wohl wieder irgendwo an Land schwim-

men lassen, wenn man doch derley noch keines vor Augen siehet. Ein solcher abtrettender Lehrer befindet sich immer schuldlos in dem Fall des ungerechten Haushälters, den man um seiner Ungerechtigkeiten willen vom Dienst entsetzet. Was soll ich machen, wird er hundertmal zu sich selbst sprechen, ehe er es waget seinem Gewissen zu folgen? Was soll ich machen? Graben kann ich nicht. Des Bettelns schäme ich mich. Meine besten Lebensjahre habe ich angewandt um mich zu jenem Amt tauglich zu machen, das ich nun verlassen soll. Mein Vermögen ist hierüber dahin gegangen. Wo ich hinkomme, werde ich als ein verdächtiger Fremdling aufgenommen werden. Kann ich unbesorgt mich der göttlichen Vorsicht überlassen? Wird nicht der hergelaufene Mensch die Thüre sowohl als Herzen aller Orten verschlossen finden? — Wenn ihr euch in die Lage eines solchen Mannes setzen könnet, so werdet ihr finden, wie viel es ihn kosten müsse, um eine herzhafte Entschliessung zu fassen, die immer gefahrvoll, und doch die einzige seyn wird, die ein ehrlicher Mann in solchen Umständen fassen kann. Nichts ist leichter, als hier von der menschlichen Schwachheit besiegt zu werden, und um sein Brodt nicht zu verlieren auf einem Posten zu bleiben, wo man immer mit sich selbst entzweyt, vom Wurm genagt, äusserlich geehrt, innerlich gefoltert, ein armseliges Marterleben führt, und den Tod, als das beßte der menschlichen Schicksale, sich alle Augenblicke wünschet.

So sind die Sachen beschaffen, wo Religionszwang herrschet. Immer ist hier der Stand der Religionslehrer hart, ein knechtischer, verächtlicher, unglückseliger Stand, unwürdig, daß ein ehrlicher Mann sich demselbigen wiedme. Da nun der Religionszwang

schon selbst der Religion so schlechte Dienste thut, darf sich der Staat wohl bessere von demselben versprechen? Wir werden vielmehr sehen, daß eben hier der Ort ist, wo diese Pandore ihre Büchse vollends noch ausgiesset.

3.) Schon der Anblick eines solchen Staats, der dieses Uebel in seinem Busen nähret, ist traurig, und verräth durch sein düsteres und hinfälliges Aussehen sein innerliches Gebrechen. Wo die Religion sich auf den Thron gesetzt hat, da dominieret ein eifersüchtiges Weib über die Gewissen der Bürger. Das gesellschaftliche Leben ist vergiftet. Alles ist mit Mißtrauen erfüllet. Offenheit und freye Mittheilung seiner Gedanken ist die Seele des gesellschaftlichen Umgangs. Wie kann aber diese freye Mittheilung der Gedanken statt finden, wenn eine ungleiche Meynung schon ein Verbrechen ist, das mit Schwerdt und Scheiterhaufen bestrafet wird? Die Religion ist doch immer einer von den interessantesten Gegenständen des menschlichen Umgangs, und selten wird dieser vertraulich, ehe man sich über jenen gegen einander erklärt hat. Nun aber wie soll man sich erklären, wo ein Areopages seinen Richterstuhl aufgeschlagen hat, wo eine Inquisizion durch ihre geheimen Kundschafter die Bürger belauret? Wer wird da mit der Sprache herausgehen? Es wird also immer einer die Gesinnungen des andern nur errathen müssen, keiner dem anderen trauen dörfen, jeder vor allen, und alle vor jedem sich fürchten müssen. Der Geist der Falschheit, des Mißtrauens, der Furchtsamkeit muß nothwendig unter solchen unglücklichen Bürgern herrschen, und ihre Gesellschaften werden einer ewigen Mascerade gleichen, wo keiner die Larve jemal abnimmt, keiner weiß, wer

derjenige ist, mit dem er zu thun hat. Wie abgemessen, wie einförmig, wie taktmässig muß nicht alles da werden? Die Menschen werden nicht mehr selbstständigen, aus innerem Antrieb handelnden Wesen, sondern vielmehr leblosen, durch einen fremden äusserlichen Druck regierten, gleichsam an der Schnur gezogenen Maschinen gleichen, und man wird statt fröhlicher, munterer, beherzter Bürger nichts als trauerige, tükische, den Kopf zur Erde hängende Mönche erblicken. Niemand glaube, daß dieses finstere Gemählde blos von meiner berückten Phantasie geschaffen sey. Es ist die getreue Schilderung, welche uns richtige Kenner von Spanien, und anderen Ländern geben, wo die Maxime vom Religionszwang unter die Staatsgrundsätze aufgenommen ist, und nach ihrem ganzen Umfang würklich ausgeübt wird. Sind diese traurige Folgen in anderen Ländern, wo eine Religion als die herrschende angenommen ist, weniger sichtbar, so kömmt dieß lediglich da her, daß da die Staatsverwalter klüger sind, und menschenfreundlicher handeln, als die heillosen Gesetze. Wäre es aber nicht weit besser derley naturwidrige Gesetze und Einrichtungen gänzlich abzuschaffen, als sich stets fort genöthiget sehen, denselben zu wider zu handeln, und so die Würde der Gesetzgebung der Verachtung blos zu geben?

Die Sicherheit welche der Staat seinen Bürgern zu verschaffen schuldig ist, und welche bey derley inquisitorischen Einrichtungen niemal auf festem Fuß stehet, wäre ein neuer, und noch weit wichtigerer Beweggrund hiezu. Wo die Religion sich so grosser Rechte, selbst über das Leben, und nicht nur über die Güter der Bürger anmasset, da neiget sich alles unwissend und sogar wider Willen zur Theocratie. Der Staat

ist ohne es gewahr zu werden, mit sich selbst in beständigem Kampf, da er immer einerseits seine Unabhängigkeit behaupten möchte, und sich doch vermöge seiner eigenen Einrichtungen stets fort genöthiget siehet, andererseits der Priesterschaft, als welche die Rechte der Gottheit an sich reißt, zu dienen. Dieser ewige und unvermeidliche Konflikt nun ist für die rechtschaffenste und getreueste Bürger und vorzüglich Staatsdiener immer am gefährlichsten. Die Rechtschaffenheit selbst vermehret die Gefahr; indem sie die Jalusie der Priester gegen sich reitzet, und diese veranlasset, jeden Mann, der sich durch seine Tugend und Talente auszeichnet, als einen Feind zu betrachten, der ihnen die Schätzung und Zuneignung des Volks, auf welchen beyden Stützen ihre Herrschaft beruhet, entwenden, oder wenigst dieselbe mit ihnen theilen möchte. Stets werden sie bemühet seyn das Ansehn und den Kredit rechtschaffener Bürger, die nicht von ihrem Kollegium sind, so viel möglich herunterzusetzen. Diesen vermeinten Lieblingen der Götter ist es für sich ein allzuangenehmer Kitzel im Namen jener über alles allein zu herrschen, als daß sie nicht suchen sollten, alles best möglichst aus dem Wege zu räumen, was ihre Herrschaft nicht anerkennen, oder dieselbe mit ihnen theilen möchte. Die Religion wird ihnen immer Stoff genug darbieten ihre Stricke zu flechten, um ihre Feinde fangen und binden zu können. Wo man sich einmal anmasset, über das innerliche und unsichtbare zu herrschen, wo man den Thron mitten in der Finsterniß, in der Dunkelheit der menschlichen Meynungen aufgeschlagen hat, da haben schelmische Ränke, und vorzüglich die so gerne im finsteren schleichende Priesterkabale ihr Spiel. Sey der

rechtschaffenste, sey die Zierde der Menschheit, du darfst nur der Priesterschaft mißfallen, so kannst du mit Sokrat am Giftbecher sterben. Unter dem heiligen Deckmantel der Religion verbirgt sich die menschliche Leidenschaft. Der Staat öfnet selbst dem Verfolgungsgeiste die Thüre, und giebt ihm durch seine unbesonnene Begünstigung des Priesterehrgeitzes den Dolch in die Hand. Jene werden nicht säumen nach ihrer alten Gewohnheit den Göttern ihre Feinde zu schlachten. O die Priesterwuth ist eine blutdürstige Hyäne, die nur um so viel grausamer wüthet, indem sie sich durch göttliche Autorität hiezu berechtiget glaubt, oder doch dafür ausgiebt. *) Arme betrogene Menschheit!

*) Man lese nur den fürchterlichen Inquisizionsproceß, so wie er ganz simpel von Fleury instit. Jurisprud. Eccles. par. III. Cap. X. beschrieben wird, und es sage mir ein ehrlicher Mann, ob er sich in einem solchen Lande sicher glauben könne, wo ein so verruchtes Gericht gesetzmäßig zum Morden privilegirt wird? Es ist nicht zu begreifen, wie der Staat das Leben seiner Bürger so der Willkühr einiger geweihten Bettler, folglich Schurken, preis geben könne. Merken denn die Staatsminister nicht wenigstens so viel, daß sie durch Handhabung dieses infamen Gerichts sich selbst eben sowohl als jeden anderen Bürger von der Laune der Bettelmönche abhängig machen, und ihnen durch Darleihung ihres Schutzes selbst das Messer gegen sich in die Hand geben? Allein wer eben nur von Abschaffung dieses Gerichts sprechen wollte, der würde sich schon der Ketzerey verdächtig machen, und also sich selbst dem Feinde, den er bestreiten möchte, in die Hände liefern.

Nach den bey diesem Gerichte gesetzmäßig festgesetzten Grundsätzen wird 1.) eine irrige (sogenannte ketzerische) Meynung, als das höchste unter allen möglichen Verbrechen, als ein Crimen læsæ summæ Majestatis divinæ betrachtet. Diesem zufolge kommt 1. dem Beschuldigten kein einiger Favor juris zu statten. Ja, der Richter hat nicht einmal nöthig gegen den Beklagten die gewöhnlichen Gerichtsformalitäten zu beobachten, sondern

Warum überläßt du es nicht den Göttern, sich selbst an ihren Verächtern zu rächen? Ist denn ihr Arm

---

er kann blos summarisch zu Werke gehen, welches alles im Grunde so viel heißt: Der Beschuldigte ist ganz der Willkühr des Richters überlassen. 2.) Wer aber durch den blossen Ruff, ohne allen Beweis, in Verdacht geräth, muß sich gesetzmäßig von diesem Verdacht reinigen. 3.) Man unterscheidet dreyerley Verdacht, suspicio levis, gravis, violenta. Z. B. an einem Fasttag Fleischspeisen geniessen, erwecket gegen den, der es thut, starken Verdacht, (suspicio gravis) wenn er sich nun von diesem Verdacht vollkommen zu reinigen weiß, und reiniget, so wird er doch, sobald er durch ein ähnliches Vergehen jenen Verdacht wieder auf sich laden sollte, als rückfällig (relapsus) angesehen. Ein solcher Relapsus nun, wenn er gleich sein Vergehen bereuen sollte, verdienet und findet, nach den Grundsätzen dieses Gerichts, keinen Glauben mehr. Seiner Reue unerachtet wird er dem weltlichen Richter übergeben, und verbrennt, nur daß man ihm noch zur Gnade die heil. Sakramente reichet. 4.) Wo aber einer, z. B. durch Besuchung gotteslästlicher, ketzerischer Versammlungen den stärksten Verdacht, (suspicio violenta) gegen sich erregt hätte, so findet gar keine Reinigung mehr statt, sondern er wird ohne weiters als der Ketzerey überwiesen behandelt. 5.) In Rücksicht der Beweisart, welche bey diesem Gericht eingeführt und gültig ist, bemerke ich noch aus Sannig jus can. lib. V. decretal. tit. VII. cap. 3. n. 10. Daß die nämliche Person, welche die Klage führet, zugleich auch Zeug seyn könne; daß auch mitschuldige, infame, meineidige Personen als Zeugen angenommen werden; daß die Zeugen, ihre Aussagen, Juramente angenohmen werden, ohne daß derjenige, den es betrift, zugegen ist, ohne daß man ihn citirt hätte; daß es auch nicht für nothwendig gehalten werde, die Namen der Kläger, noch die der Zeugen bekannt zu machen. 5.) Wer nun durch solche Zeugen der Ketzerey überwiesen wird, wird derselben für schuldig gehalten, wenn er gleich nicht eingesteht, ja sich standhaft zur katholischen Lehre bekennet. 6.) Die nun entweder überwiesen, oder im stärksten Verdacht sind, daß sie einer Ketzerey zugethan seyen, müssen, wofern sie sich als bußfertig einstellen, derselben öffentlich abschwören, worauf sie von dem

zu kurz, daß du ihnen den deinigen leihest? Siehest du denn nicht, daß es nicht die Götter sind, für wel=

Banne losgesprochen werden. Sie erhalten aber nun das Bußkleid (sanbenito) den geweihten Bußsack, das einem Humeral gleich, und vornen und hinten mit einem Andreaskreutz geziert ist. Diesen Bußsack müssen sie lebenslänglich tragen, und an gewissen Tagen mit einer brennenden Kerze vor der Kirchenthüre stehen, oder ein anderes ähnliches Bußwerk verrichten. Bisweilen werden sie auch lebenslänglich eingekerkert. 7.) Die Unbußfertigen aber, oder auch die Bußfertigen, wenn sie relapsi sind, werden, so ferne sie geistlich, ihrer Würden entsetzt, dem weltlichen Richter übergeben, freylich mit einer auf den Schein eingelegten Bitte für ihr Leben. Würde aber der weltliche Richter sich unterstehen, ihn am Leben zu lassen, so fiel er vermöge der Gesetze, C. 8. de Hæret. in 6. selbst in Verdacht, und würde exkomunizirt werden. Es wird also der, geistlich oder weltlich, den die Inquisition einmal auf solche Weise übergeben hat, ohne Gnade zum Tode verurtheilt, und der Scheiterhaufe ist gewöhnlich sein Loos. Diese Ketzerbrennerey ist immer das feyerlichste Schauspiel für die Religionseifrigen Spanier. Um solches um so viel glänzender zu machen, werden gewöhnlich mehrere Schlachtopfer zusammen gesparrt; die armen Sünder aber mit schwarzen Bußsäcken angethan, die mit Feuerflammen, und allerhand teuflischen Gestalten auf das zierlichste ausgemahlt werden. 8.) Was nun endlich diesem hohen spanischen Inquisitionsgericht zur festesten Stütze noch weiter dienet, und jeden ehrlichen Mann für seine Haut um so viel mehr besorgt machen muß, ist das ihm eigene Privilegium, vermöge dessen das ganze von diesem Gericht dependirende Personale, welches gröstentheils aus geheimen Denunziatoren besteht, um keiner Sache willen vor irgend einem anderen Richter, als eben vor ihrem eigenen Inquisizionsgericht belangt werden kann, so wie hingegen, wer von der Inquisition dependirt, jeden Bürger um jeder Sache willen, mit Uebergehung seines ordentlichen Richters, vor das Inquisizionsgericht ziehen, und seinen Handel da mit ihm ausmachen kann.

Ist sich bey so gestalten Sachen darüber zu wundern, was eben dieser Autor von diesem Inquisizionsgericht weiter meldet. ib.

che du eiferst, sondern die Priesterschaft? Siehe wie der verschmitzte Priester sich von hinten in die Statue seines Götzen hineinschleichet? Wie seine rachgierige Augen aus den leeren Augenhölen des Bildes hervorblitzen? Wie seine Stimme durch das zungenlose Rohr des Abgotts herausdonnert? Sieh doch, wie begierig er den Dampf einschmauchet, der von dem angezündeten Rauchwerke aufsteigt. Und wenn deine Sinne zu blöde sind, dieß alles gewahr zu werden, so wirst du doch sehen, wie er fett wird von den Opfern, die du seinen Gottheiten darbringest. Und dennoch bist du so unbesonnen, und wafnest deinen Arm so manchmal, selbst deine Daniele den grimmigen Löwen vorzuwerfen.

So siehet der Vorhof des Tempels aus, aber noch viel gräßlicher der Tempel selbst. Bella intus, horrida bella!

Das gröste Unheil, was die unpolitische Maxime, die Religion mit Zwangsmitteln zu schützen, hervorgebracht hat, sind die Religionskriege. So lange die Theologen nur mit Bibelsprüchen gegen einander losziehen, so lange kann man ihre unnützen Zänkereyen noch wohl mit Gelassenheit ansehen. Allein gar vielfältig

---

cap. 9. n. 2. Daß selbes selbst in italienischen Provinzen, wo doch das Ansehen des päbstlichen Stuhls auf der höchsten Stufe stund, dennoch nicht ohne die gröste Schwierigkeiten habe können eingeführt werden, indem die Erfahrung gezeigt, daß sich die Inquisitoren nur von blindem Eifer leiten liessen, ihre übermäßige Strenge auf Geldschrupperey anlegten, und ihr Amt oft nur zum Dekmantel ihrer Leidenschaften, und der Privatrache dienen mußte, ja daß sie sogar durch ihre Predigten das Volk verschiedentlich zum Aufruhr aufhetzten, worunter der Aufruhr zu Mayland 1242. und der zu Parma 1279. sich vorzüglich auszeichneten.

kommt es bey diesen gelehrten Streitigkeiten von den Worten zu den Schlägen, und wenn es ihnen denn gelinget die Nationen selbst oder ihre Regenten mit in ihr Interesse zu ziehen, so ist nichts fürchterlicheres, als diese Meynungenkriege. Je dünkler die Gegenstände sind, worüber gestritten wird, je fester setzet sich jede Parthie in den Kopf, daß sie recht habe; und weil die Einbildung diesen bestrittenen Gegenständen zugleich den höchsten Grad der Wichtigkeit beyleget, so ist nichts erschrecklicher, als die Wuth, mit welcher die Parthien über einander herfallen, indem eine jede nicht so fast ihre eigene, als vielmehr die Sache Gottes zu vertheidigen glaubet. Alle Staats- und Religionsgeschichten sind voll von diesen schaudervollen Auftritten, welche dem Staate sowohl als der Religion zur ewigen Schande gereichen, und durch die Bisse aller Zeiten nicht mehr getilget werden können. Diese langwierigen und traurigen Erfahrungen haben uns endlich gezeigt, daß unter allen Rasereyen, deren der Mensch fähig ist, keine fürchterlicher sey, als wenn er um der Religion willen zu rasen anfängt. Gemeine Grausamsamkeiten sind alsdann nicht mehr hinreichend seine heilige Wuth zu stillen. Die ganze Erfindungskraft wird erschöpft, um neue, übermenschliche Peinen und Martern zu ersinnen. Kurz die Religionswuth verwandelt die Menschen nicht blos in Henker, sondern in Teufel. Es lese jede Sekte nur die Geschichte ihrer eigenen Märtyrer, und man wird finden, daß es kaum möglich seyn würde, neue Arten von Grausamkeiten zu ersinnen, die hier nicht schon würklich ausgeübt worden, — und zwar an Menschen, die wenigst immer nach dem Urtheil ganzer Nationen völlig schuldlos waren, und kein anderes Verbrechen begangen

hatten, als daß sie nicht sehen konnten, was andere gesehen zu haben sich einbildeten. Uns, die wir in der Ruhe, und in dem Schoosse des Friedens diese Greuelthaten lesen, kommen dieselben wegen dem Uebermaaß der Grausamkeiten kaum glaubwürdig vor. Und dennoch, das fabelhafte auch abgerechnet, ist die Richtigkeit von sehr vielen dieser Greuelthaten unumstößlich erwiesen, und einige davon sind zum Theil noch so neu, daß sie noch in ganz frischem Andenken schweben. Ja selbst die aufgeklärten Zeiten und Länder haben sich mit derley unläugbaren Schandthaten bemakelt. Und wie konnte es auch anderst seyn, da man mit Gewalt erzwingen wollte, was sich durch keine Gewalt erzwingen läßt, als daß man die Gewaltthaten auf die höchst mögliche Stufe treiben, und dennoch sehen mußte, daß man auch so noch seinen Zweck nicht erreichet habe? Immer zeigte es sich, daß sich die Menschen lieber den Kopf, als ihre Meynungen nehmen lassen.

Allein diese an den Märtyrern verübte Grausamkeiten waren gewöhnlich nur das Vor- oder Zwischenspiel der grossen Tragödie. Sie waren nur der Funke, den die theologischen Mordbrenner angefacht hatten, um ganze Länder und Völkerschaften in Flammen zu setzen, und gar oft konnte der Wuth des Feuers nicht mehr Innhalt gethan werden, bis nicht die Thronen niedergerissen, die Staaten umgestürzt, die Kräften der Nationen erschöpft waren, und alles in tödtliche Ohnmacht dahin sank. Ich übergehe die ältere Geschichte gänzlich. Die Reformazionszeiten allein bieten einen eben so reichlichen als betrübten Stof zu diesen Betrachtungen dar. Es ist höchst traurig an diese Zeiten zurück zu denken, da die Fürsten Theologen waren, oder seyn wollten, und die Theologen eben darum sich

auf die Thronen setzten, und die Staaten beherrschten; Da unächte Politik, und falscher Religionseifer die Menschheit tyrannisirten, und die unselige Religionswuth gleich einer anstekenden Seuche beynahe das ganze Europa ergriffen hatte. Die Bande der Gesellschaft werden zerrissen. Betäubt, von fanatischem Irrwischen entzunden, von religiösen Furien getrieben läuft alles nach Waffen. Die Gewerbe liegen darnieder. Fürsten bekämpfen ihre Unterthanen, morden ihre eigenen Kinder. Bürger erheben gegen Bürger das Rachschwerdt. Menschenblut fliesset in Strömen. Auf allen Seiten erschallet nichts als der Name Gott und Religion. Das wilde Pfaffengeschrey überstimmet das klägliche Winseln der Menschheit.

Armes Vaterland! du fühlest noch die Schmerzen eines dreyssigjährigen Jamers, den deine eigene gegen einander empörte Kinder in deinen Eingeweiden erregten, indem sie sich und dich unter einander zerfleischten, und zerfezten. Das Evangelium in dem Mund, Schwerdt und Fakel in der Hand, den Kopf von mißverstandenen Schulstreiten voll durchstreifen die irregeführten Heere mein geliebtes Vaterland, um dasselbe mit Bürgerblut zu tränken, und wo möglich, zur unbewohnbaren Einöde zu machen. Allein was war dann eigentlich der Gegenstand, was der Zweck dieses langwierigen und hartnäckigen Kampfes? Es wird nicht undienlich seyn, uns in die Betrachtung dieser Sache etwas tiefer einzulassen, um die Ungereimtheit dieser religiösen Wuth so wohl in ihrem Anfang als Fortgang zu zeigen.

Die Geistlichkeit hatte von jeher den Grundsatz: Der Arbeiter seye seines Lohns werth, und es seye nicht zu viel, wenn sie, da sie das köstlichere, nämlich das

Geistliche aussäe, dagegen das geringere, nämlich das Zeitliche einernde. Wer wollte hiegegen etwas einzuwenden haben? — Niemand wußte diese Maxime besser zu benutzen, als die römische Kirche, und vorzüglich der römische Hof. Seine Ernden fielen immer sehr reichlich aus, und gleichwie er immer in der ganzen Welt aussäete, so war er auch stets beflissen von der ganzen Welt einzuernden. Er säete Distel und Unkraut, und erndete dannoch den besten Waizen. Er säete auf fremden Boden, und die Ernde kam dannoch in seine eigene Scheunen. Auch in Deutschland hatte dieser Hof einen Acker, den er für einen der beßten hielt, indem er die an ihn gewendete Mühe seit vielen Jahrhunderten her immer mit hundertfachem Wucher belohnte. Die Fruchtbarkeit des Ackers schien nicht zu erschöpfen. Je mehr man gesammelt hatte, je mehr ließ sich noch hoffen. Aber auf einmal erhob sich ein fürchterliches Ungewitter, das nicht nur die jährige Ernde zu Grunde richtete, sondern den so fruchtbaren Acker für allzeit gänzlich zu verwüsten, und anmit auch alle gute Hofnungen, so man sich noch für die Zukunft gemacht hatte, zu zernichten drohte. Dieses Ungewitter erregte ein sächsischer Bettelmönch. Um so viel empfindlicher für den römischen Haushälter, indem eben diese Art Menschen bisher immer seine beßten und getreuesten Arbeiter gewesen waren.

Luther war der Unhold, der diese greueliche Verwüstung anrichtete. Die alten Beschwörungen, womit man dergleichen Abentheuer ehehin so leicht zu besiegen pflegte, schienen ihre Kräften verloren zu haben. Man konnte gegen diesen verboßten Schwarzkünstler nichts damit ausrichten. Unter anderen Einrichtungen, die dem Oekonomiegeiste des römischen Hofes Ehre ma-

chen, wußte er auch das sonst so düstere Bußgeschäft auf einen solchen Fuß zu setzen, daß es eine der ergiebigsten Quellen des Reichthums wurde. In älteren Zeiten war man so einfältig sich der strengsten Bußübung zu unterwerfen, und es somit bey der Besserung des Herzens bewenden zu lassen. Allein der römische Hof wußte seine Aussichten weiter zu erstreken. Dasjenige, was vorhin die Hauptsache war, wurde nun lediglich als ein unbedeutendes Nebending betrachtet. Man richtete die Sache Handlungsmässig ein. Und gleich wie man gefunden hatte, daß die Einführung der klingenden Münze der Handlung überhaupt einen neuen Schwung gegeben, und das ganze Handlungswesen ungemein erleichtert, so führte nun auch der römische Hof eine Art von geistlicher Münze ein, wodurch man sich die geistlichen Güter mit aller nur ersinnlichen Bequemlichkeit verschaffen konnte. Diese geistliche Münze waren die Ablässe, die der römische Hof nach allerley Gehalt im grösten Ueberfluß prägte. Geringere Sorten zu prägen, wurde wohl auch den Bischöfen aus Gnaden gestattet. Nun wurden aller Orten Wechsler und Spediteurs aufgestellt, die die römischen Münzen in Umlauf setzten, und diesen geistlichen Handel auf das lebhafteste betrieben. Jezt war es erst eine Lust, die Reise in den Himmel zu machen. Man durfte nur den römischen Wechslern was leidentliches bezahlen, so war man richtig spedirt, und man empfieng zugleich eine Anweisung auf ein gutes Stück Landes in dem Elysium. Sogar gegen alle Gefahren, die einem noch unterwegs aufstossen möchten, konnte man gute Sicherheitsbriefe erhalten, und so war dann alles aufs vortreflichste eingerichtet. Die Spediteurs und Wechsler waren in der Hauptsache so ziemlich von einerley

Schlage, doch war ein auffallender Unterschied in der Kleidung. Die einen waren weiß, die anderen schwarz gekleidet. Man meynt der römische Hof habe hierinne einen wichtigen Fehler begangen. Leuthe die einem Herren dienten, hätten auch einerley Livree tragen sollen; insonderheit da sie einerley Dienste zu verwalten hatten. Allerdings hieng der Faktionsgeist sich an die Ungleichheit der Kleidung. Die Schwarzen hatten immer ihre Jalusien gegen die Weissen, und die Weissen gegen die Schwarzen. Eine solche Jalusie war es, welche, wie man sagt, Luthern verleitete eine entsetzliche Treulosigkeit an seinem Herreu zu begehen. Ein gewisses Handlungsgeschäft, bey welchem Luther gerne seinen Diensteifer gezeigt hätte, ward von dem römischen Hofe den Weissen übergetragen. Da nun Luther sich und seine Parthie so wenig geachtet sah, so setzte er sich in den Kopf den ganzen Handel zu Grunde zu richten, und nicht eher zu ruhen, bis nicht alle Comtoirs vom Grunde aus zerstöhret wären.

Niemand kannte die Münze, mit welcher gehandelt wurde, so gut als er, und seine Kollegen, denn sie halfen sie selbst fabriziren. Er wußte also wohl, daß der Kredit der Waare und anmit auch der Handel von selbst fallen müßte, so bald nur die Leute den Gehalt der Münze kennen würden, wie er. Er bemerkte, daß nichts als eine gewisse Blödigkeit der Augen schuld wäre, daß man die sonst eben nicht gar sehr wohl versteckten Fehler des betrügerischen Krämers so vielfältig nicht bemerkte. Er setzte sich also nieder, und schlief ohne Aufhören Brillen für die ganze Welt, von allerley Gattungen, wie er glaubte, daß sie für die verschiedenen blöden Augen am dienlichsten seyn möchten. Die Brillen thaten ihre Dienste. Man sah

nun Sachen, die man vorher nicht gewahr nehmen konnte; und man fieng sich an zu verwundern, wie man bisher so blind habe seyn können. Durch den Goldschimmer blickte das Kupfer hervor. Denn die Materien liessen sich nicht wohl innig genug mit einander verbinden. Das römische Kommerz kam in sehr üblen Ruf. Luther hieß den Pabst öffentlich und laut einen Betrüger, und Falschmünzer. Wer durch Luthers Brillen gesehen hatte, bestätigte es. Luther bediente sich der Bibel als eines Probiersteines, und so wie er die römischen Münzen rieb, zeigte sich am Strich der schlechte Gehalt. Er machte aus seiner Erfindung kein Geheimniß; er theilte seinen Probierstein vielmehr jedermann mit. Wer ihn brauchte, fand das nämliche; insonderheit wenn er den Strich durch Luthers Brillen betrachtete. Die Sache machte grosses Aufsehn. Ein so berühmtes Handelshaus als das römische war, so vor aller Welt des Betrugs beschuldigen, war keine Kleinigkeit. Auf der Börse, und überall wo man zusammen kam, war die Rede von nichts als von Luthern und den römischen Münzen. Die Sache wurde von Tage zu Tage wichtiger. Das römische Handelshaus konnte nicht fallen, daß es nicht noch viele andere ebenfalls berühmte Häuser mit sich in den Fall verwickelte. Indessen schien sein Fall doch unvermeidlich. Der Verdacht, den man auf dasselbe geworfen, war schon lange groß, und allgemein. Nun glaubte man die Beweise gefunden zu haben. Ganz Deutschland gerieth in Gährung. Die deutschen Fürsten interessirten sich selbst für die Sache. Sie liessen Luthers Brillen kommen. Auch mit dem Probierstein machten sie ihre Versuche, und es hieß vielfältig, der Mann hat Recht. Seine Ent-

deckung verdienet unseren Dank. Die Sache gewann nach und nach ein sehr wichtiges Ansehen. Der Proceß schien unvermeidlich, und weit aussehend. Allein wer sollte Richter seyn? Auf einer Seite der Papst, das höchste Oberhaupt der Kirche, mit den drey Kronen, mit der Infel auf dem Haupt, als der Beklagte, auf der anderen Seite ein Bettelmönch als der Kläger. Welche Ungleichheit! wie erniedrigend, wie unerträglich mußte nicht schon dieser blosse Gedanke für den römischen Stolz seyn, der sonst Könige als Unterthanen zu behandeln pflegte?

Der römische Hof hofte sich durch jene Mtttel aus dem verdrießlichen Handel zu ziehen, welche ihm bisher immer gelungen waren. Ohne auf die gegen ihn geführte Klage zu antworten, wandte er die Sache um, und machte den Kläger selbst zum Beklagten, und zwar so geschickt, daß der Pabst als der vorhinige Beklagte sich nun an die Stelle des Richters setzte, und in dieser Qualität über seinen Kläger das Urtheil sprach. Durch diesen geschickten Advokatenstreich wußte der römische Hof noch immer die gefährlichsten Stösse zu pariren, ja sie auf das Haupt der Gegner selbst zurückzuwenden. Die eigens aufgestellten, von den unbesonnenen Regenten angenommenen, und gutgeheissenen Ketzergesetze waren immer seine Rüstkammer, aus welcher er nach Bedürfniß seine Waffen zu holen wußte. Luther wird also als ein Mann, der sich in Rücksicht seines Glaubens verdächtig gemacht, citirt. Luther gieng ungern daran. Er kannte die mörderische Politick des römischen Stuhls. Allein sein Landesherr, sein gröster Gönner, und Beschützer gebot es. Er mußte gehorchen, und sich stellen. Luther reisete also mit schwerem Herzen nach Augspurg. Der

Kardinal Kajetan, ein Mann von eben dem Orden, den Luther durch seine Ablaßverschreyung so sehr gegen sich aufgebracht hatte, sollte sein Richter seyn. Kajetan hatte die Instruction, daß er den Mönchen durch Hülfe der Fürsten zu packen suchen sollte, so ferne er sich hartnäckig erzeigte.*) Eine ewige Gefangenschaft würde denn dem römischen Hofe die süsse Ruhe bald wieder verschaft haben. Allein die Sache war nicht thunlich. Luther hatte schon zu viele und zu grosse Gönner. Der Mönch hatte Vorsichten gebraucht. Luther verließ Augspurg mit Ehren, und wohlbehalten. Der römische Hof fand mehr seine Beschimpfung als Beruhigung. Dem unerachtet fuhr er fort nach seinem Plan zu arbeiten. Das Unterdünkungssystem ist für diesen Hof allzubequem, als daß er es jemal verlassen sollte. Man suchte also den Churfürsten von Sachsen als den Landesherren des Luthers und den Kayser als das Oberhaupt des Reichs zu gewinnen, in der sicheren Hofnung den Fuchs bald in der Falle zu haben, wenn diese zween Auswege, die man zu befürchten hatte, verrammelt wären. Mit dem Churfürsten war nicht weit zu kommen, indem ihm Luther in mehr als einer Rücksicht schätzbar war. Karl V. ein devoter Spanier würde sich willfähiger haben finden lassen, wenn alles nur von seiner Macht abgehangen hätte. Um ihm die Hände freyer zu machen, muß Aleander als römischer Bottschafter sich auf den Reichstag nach Worms begeben. Auf diesem Fürstenrath werden alle Triebfedern der römischen Politik in Bewegung gesetzt, um des verhaßten Mönchen einmal los zu werden. Am Aschermitwoche 1527. zeigte

*) S. Schmidt. Gesch. der Deutschen 5. Band. 8. Buch. 3. K.

Aleander in einer dreystündigen Rede, daß Luther viele ketzerische Sentenzen gelehrt habe, und also als ein Ketzer behandelt werden müßte. Er führte die Beweise aus den eigenen Büchern Luthers, die er den Fürsten vorlegte, und machte sie aufmerksam auf die Gefahr, die dem Reich bevorstehen könnte, wenn man das Feuer nicht gleich beym ersten Auflodern erstickte. Wie wunderbar! Nun sollten die Fürsten urtheilen, daß Luther ein Ketzer sey. Wie konnten sie das? Waren nicht hiezu tiefere Einsichten in die Gottesgelehrtheit nöthig, als man Fürsten wohl zutrauen darf? Oder sollten sie auf das blosse Angeben des Pabsts, des offenbaresten Feindes von Luther es für erwiesen annehmen? Wer hat je einem Fürsten unvernünftigere Dinge zugemuthet? Hätte nicht immer auf solche Weise der Pabst Luthern, obgleich durch den Mund der Fürsten, verdammt? Die Fürsten fühlten die Unschicklichkeit der Sache, und dennoch erschütterte sie das Wort Ketzer so, daß es wohl Luthern übel hätte bekommen können, wenn nicht seine Freunde die Vorsicht gehabt hätten, nicht nur von dem Kaiser, sondern auch von den Fürsten ihm sicheres Geleit zu verschaffen. Dieses Geleit wurde nur auf 21. Täge zu seiner Rückkehr nach Wittemberg erstrecket, und nach dieser Zeit konnte ihm ahnden, was ihm bevorstühnde. Man gab Luthern den Rath, beym Tadel der Mißbräuche stehen zu bleiben, und nicht auf die Dogmata sich einzulassen. Allein Luther glaubte, man müsse das Unkraut nicht blos abmähen, sondern mit der Wurzel es ausreissen. Den Spaniern war es ungewohnt, daß man in Deutschland mit einem Ketzer, mit denen man in ihrem Vaterlande so bald fertig war, so viel Arbeit haben sollte. Sie stampften mit den Füssen

vor Ungeduld. Karl mußte sich wohl selbst nicht ganz sicher vor der Inquisizion schätzen, so ferne er ein solches Ungeheuer von Ketzer auch nur im mindesten begünstiget hätte. Er faßte also eigenhändig einen zimmlich scharfen Schluß gegen Luthern ab, den auch sonach die Fürsten genehmigten, und der ihm also nur noch 21. Täge Zeit ließ sich für den Scheiterhaufen zu bereiten.

Der Churfürst von Sachsen vereitelte die Früchte dieses römischen Sieges; indem er Luthern auf ein festes Schloß Wartburg bey Eisenach in Sicherheit brachte, wo er den Augen der Welt entzogen dennoch unaufhörlich an der weiteren Ausführung seines angefangenen Werkes arbeitete.

Die Sachen gewannen indessen von Tag zu Tag ein ernstlicheres Ansehen, und nöthigen uns, auch ernstlicher hievon zu sprechen.

Aller Gegenbemühungen des römischen Hofes ungeachtet breiteten sich doch Luthers Lehren und Grundsäze immer mehr und mehr aus. Die theologischen Subtilitäten mögen wohl von den wenigsten hiebey verstanden worden seyn; desto begreiflicher und sichtbarer war dagegen dasjenige, was Luther von den Mißbräuchen, den schlimmen Sitten, und der tyrannisirenden Politik der römischen Kirche so kek der ganzen Welt vor Augen legte. Selbst die eifrigsten Katholiken waren hiemit nicht ganz unzufrieden, denn es betraf Gegenstände, worüber sich die christlichen Nazionen schon lange Zeit genug vergeblich geärgert hatten. Denn dieß war der Geist Roms von langer Zeit her, nicht einmal auf dasjenige zu achten, was allgemeine Concilien, und durch sie alle christliche Nazionen verlangten, sobald es mit seinem Interesse

nicht wohl zu vereinbaren war *). Nun hofte man, es möchte endlich die Herzhaftigkeit dieses Bettelmönchen erzwingen, was die Stimme aller christlichen Nationen zu erhalten bisher niemal im Stande war. Allein Rom blieb seinen Grundsätzen getreu, und wandte seine ganze Sorge dahin, den frechen Tadler und seinen Anhang zu Boden zu schlagen. Ein Nuntius über den andern wurde an den Kaiser abgefertiget, die ihm das vielbedeutende Wort Beschützer der Kirche vorbleuen, sein Gewissen stimuliren, und gegen die Feinde des römischen Stuhles aufhetzen mußten. Diese Zureden waren nicht ohne Würkung. Allen Anzeigen nach würde Karl gern Gewalt gebraucht haben. Allein Luther hatte bereits schon zu viele und zu mächtige Beschützer. Karl hatte vielerley Ursachen die Reichsfürsten zu schonen; und ohnedem waren alle seine Regierungsschritte abgemessen und bedächtlich. Ob er gleich seiner Religion von Herzen zugethan war, so war er doch für den Fanatismus nicht sehr empfänglich. Er hielt es für seine nicht minder wichtige Pflicht, für die Ruhe des Staates, als für das Wohl der römischen Kirche zu sorgen. So gesinnt versäumte er auch kein Mittel, wodurch er glaubte, beyde diese Endzwecke erreichen zu können. Auf den Reichstägen, und auch ausser denselben wurden Religionsgespräche angestellt, deren Absicht dahin gerichtet war, theils um über die zwistigen Religionsmaterien sich deutlicher gegen einander zu erklären, und wo möglich zu einem gemeinsamen Ueberreinkommen zusammen zu schreiten; theils aber, woferne jenes nicht erreicht werden könnte, wenigstens solche Veranstaltungen zu treffen, damit jener Zwiste halber we-

---

*) Schmidt Gesch. der Deutschen. 5ter Band 8. B. 4. Kap.

nigstens der Reichsfriede nicht gebrochen, und hiedurch allenfalls ein Anlaß zu einem innerlichen Krieg gegeben werden möchte. Nichts macht der deutschen Nazion mehr Ehre, als diese so vernünftige und friedfertige Besorgung ihres so wichtigen Staatsanliegens. Fürsten und Theologen von beyden Partheien zeigten sich hiebey gleich eifrig und thätig, um diesen Zweck zu erreichen, und gewiß hatten sie das rechte Mittel gewählt. Entweder war eine Vereinigung auf diese, oder aber auf keine Weise zu Stande zu bringen. Es gehört ganz eigentlich zu unserem Zweck, daß wir die Ursachen untersuchen, warum diese so gut gemeinten Bemühungen dennoch fruchtlos abgelaufen.

Man wollte sich über das streitige Religionswesen miteinander vereinigen. Aber wie ungleich waren die Ideen über diese Vereinigung? Wie ungleich die Systemen, die sich beyde Partheyen hierüber machten. Nach den Begriffen der Katholiken war keine andere Vereinigung möglich, als vermittelst der Rückkehr der Protestanten zur Lehre und zum Gehorsam der Kirche; und nun giengen alle Bemühungen der Katholiken, gütliche und ungütliche, einzig dahin, diese Rückkehr zu erhalten. Nach den Begriffen der Protestanten war keine andere Vereinigung möglich, als vermittelst der Duldung, und nun gieng all ihr Bestreben dahin, den Katholiken die Nothwendigkeit dieser Duldung begreiflich zu machen, und sich hierüber gesetzmäßig mit ihnen zu vertragen. Die Religion seye eine Gewissenssache, das Gewissen aber müsse frey seyn. Gewissensfreyheit war also die Lieblingsidee der Protestanten; Gewissensunterwürfigkeit die Lieblingsidee der Katholiken. Wie hätte da ein Vergleich statt finden sollen? Den Protestanten schien nichts billiger als ihr Be-

gehren. Sie wollten keinen von ihren Reichsmitständen zu ihrer Religion zwingen; sie wollten aber auch von keinem gezwungen werden, Diese Denkungsart war dem deutschen Reichssystem vollkommen angemessen. Freyheit und Unabhängigkeit des einen Standes von dem andern ist das erste Grundgesetz der deutschen Staatsverfassung, und diese Freyheit und Unmittelbarkeit der Stände ist die eigentliche Karakteristik des Staats und der Stolz der Nazion. Nichts schien also den Protestanten natürlicher und begreiflicher, als daß eine solche Unabhängigkeit, wie sie schon im politischen festgesetzt war, und von jeher bestanden hatte, auch in der Religion statt finden könne und müsse. Allein der römische Hof, welcher die Parthie der Katholiken leitete, bekümmerte sich nicht um die deutsche Staatsverfassung, sondern um die Erhaltung seines Ansehens und seines Interesse, das mit der Religion der Katholiken so innig verknüpfet ist. Jeden Katholiken, der zu den Protestanten übertratt, sah er für einen Verlust an, der seine Macht schmählerte. Für den Staat war der Bürger deßwegen nicht verloren. Da nun gar ganze, und noch dazu so ansehnliche Reichsstände übertratten, schien ihm dieser Verlust unerträglich, und er fühlte ihn äusserst schmerzhaft. Daher das System der Wiederkehr, das er seiner Parthie einflössete, und so zur Gewissenssache zu machen wußte, daß sie glaubten, um keines Dings willen in die Fortdauer der Trennung willigen zu können.

Die Art, wie man von beyden Seiten zu Werke gieng, hatte auch ihr Eigenes, und zwar so, daß man im vermeinten Zusammenschreiten sich immer weiter von einander entfernen mußte. Schon das, daß die Katholiken sich mit den Protestanten in Unterhandlun-

gen einliessen, war dem römischen Hofe unausstehlich. Er lag durch seine Bottschafter Karln unaufhörlich in den Ohren, man müsse die Ketzer strafen, und nicht Unterhandlungen mit ihnen pflegen. Auch Bischöfe, auch Reichsfürsten äusserten zum öftern diese Gesinnungen. Die Katholiken glaubten den Protestanten schon eine Gnade zu erweisen, wenn sie nur ihr Begehren anhörten, und dem Drang der Umstände so weit nachgaben, daß sie wenigst nicht alles abschlugen, was verlangt wurde. Dabey äusserten sie sich so deutlich, daß sie alles bewilligte als für unrechtmässig erzwungen ansehen, und sich also für berechtiget halten, bey der nächsten besseren Gelegenheit, die sich ihnen darbieten würde, auch alles wieder umzustossen. Die Protestanten drangen auf nichts als auf einen dauerhaften, und durch Gesetze gesicherten Frieden, vermöge dessen sie der Religion halber *unangefochten* sollten gelassen werden. Allein einen solchen Frieden wollten ihnen die Katholiken nie zusagen, ja sie sagten ausdrücklich, daß sie solches Gewissen halber nicht können. Man konnte also nicht weiter mit einander übereinskommen, als auf einen Frieden für ein halbes Jahr, für 15. Monate, bis zum nächsten Concilium. Die Protestanten mußten also nothwendig immer auf ihrer Hut seyn, so zu sagen, immer sich marschfertig halten, weil sie niemal wissen konnten, ob nicht nach dem Verfluß des kurzen Termins die Katholiken ihre Gesinnungen ändern werden. Und was alles noch vollends recht äusserst verderbte, war eben dasjenige, womit die Katholiken ihre Sache recht gut zu machen, und die Protestanten in Schranken zu halten glaubten, nämlich ihre so vielfältige, und sehr bedenkliche Drohungen, welche nicht nur durch

Privaten und im Gespräche, sondern auch auf den Reichstägen, bey den Reichsabschieden, im Namen des ganzen Corporis der Katholiken ihnen angekündiget wurden. Auf dem berühmten Reichstag zu Augspurg 1530, da die Protestanten ihre Konfession übergaben, sagte ihnen der Churfürst Joachim von Brandenburg im Namen des Kaisers und des gesamten katholischen Reichsantheils: Sie sollten wissen, daß die anderen Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs schon beschlossen, mit aller Treu und Unterthänigkeit ihrem Kayser Beystand zu leisten, und nicht allein ihr Gut sondern auch ihr Blut neben ihm zu vergiessen. Auch hätte der Kayser nicht allein seine Königreiche und Herrschaften allesamt, sondern auch sein Leib, Blut und Seele für die christliche Religion und ihre und derselben Lehrer und Bekenner Gott dem Herren ergeben; wolle auch vom Reichsboden nicht eher weichen, er hätte dann diese Dinge in einen besseren Stand und Ordnung gebracht gesehen *). Ob nun gleich der Churfürst Albrecht von Mainz gleich nach der Versammlung zu dem Churfürsten von Sachsen schickte, und sich über diese Ausdrücke entschuldigen, auch melden ließ, daß dieß nicht aller katholischen Stände Wille, von ihm wenigst so bös nicht gemeint sey, so war doch der Eindruk, den diese Ankündigung gemacht hate, und machen mußte, nicht mehr zu tilgen. Viele von den angesehensten protestantischen Fürsten verliessen Augspurg aufs allereiligste, und glaubten nichts sicherer, als die Gewalt werde bald gegen sie wollen ge-

---

*) Schmidt Gesch. der Deutschen. 5 ter Band. 8 Buch. 14. Kapitel.

braucht werden. Es konnten also die Protestanten gar wohl sehen, ja sie mußten es so zu sagen, mit Händen greifen, daß ihr Religionswesen in Deutschland niemal einen festen Stand haben, ja sie vielmehr dagegen in beständiger Furcht und Unsicherheit sich befinden werden, woferne sie nicht durch eigene Stärke sich Sicherheit zu verschaffen im Stande wären. Was für ein mächtiger Antrieb mußte das seyn, theils ihre Lehre weiter auszubreiten, theils sich durch engere unter einander geschlossene Bündnisse zu verstärken? Die Furcht der zu gebrauchenden Gewalt, welche die Katholiken den Protestanten einjagten, that also gerade die entgegen gesetzte Würkung von der, so sich jene davon versprachen. Anstatt daß die Protestanten hiedurch geschmeidiger gemacht wurden, suchten sie sich dagegen vielmehr furchtbar zu machen, um so die Katholiken auch ihrer Seits geschmeidiger zu machen Dieser Furcht vor den Gewaltthätigkeiten der Katholiken muß man ganz sicher die Errichtung des berühmten Schmalkaldischen Bundes zu schreiben, der bald nach oben berührten Augsburgischem Reichstage von den Protestanten auf die Weise geschlossen wurde, daß sie den Kaiser schriftlich ersuchen wollen, seinem und des Reichsfiskal zu befehlen, daß er sie der Religion halber unangefochten lasse; wo sie aber von ihm, oder anderen wegen des Glaubens angegriffen würden, wollen sie einander treulich beystehen. (Dieß lautet noch lange nicht so kräftig, als der Vortrag des Churfürsten Joachims zu Augspurg) Wegen Ungleichheit der Ceremonien wollen sie durch geschikte Theologen und Juristen eine gleichförmige Kirchenordnung aufsetzen, auch eine Apellation von dem Augspurgischen Reichsabschied entwer=

fen, wegen dessen Handlungen aber ein öffentliches Schreiben ergehen lassen, und solches auch den Königen von England und Frankreich zuschicken *). So ferne also das Unheil, so Deutschland nachhin betroffen, von dem schmalkaldischen Bund herrührt, so ist es sicher, daß der Religionszwang dessen eigentliche Urquelle ist, denn die Furcht vor demselben war offenbar die Treibfeder zu Schliessung dieses Bundes.

Die Versuche zur Vereinigung und Beybehaltung des Friedens wurden zwar auch nach Errichtung dieses Bundes noch fortgesetzt, aber immer zeigte sich die Hofnung des erwünschten Zieles auch weiter entfernt. Nachdem die Furcht einmal das Mißtrauen gestiftet hatte, so mangelte die Seele bey allen folgenden Unterhandlungen, das gegenseitige Vertrauen. Aber erstaunen muß man, wenn man lieset, daß der römische Hof auch itzt noch alle diese Unterhandlungen mißbilligte; und immer eben so dumm als gebieterisch gerade zu nur auf die Bestrafung der Glaubensneuerer und ihrer Anhänger drang, so daß die friedliebende Fürsten sich genöthiget sahen, diese Unterhandlungen vor den römischen Nuntien, mit denen immer ein guter Theil der katholischen Stände einverstanden war, bestmöglich geheim zu halten **). Diese Abhängigkeit von dem römischen Hof nebst der Abhängigkeit beyder Partheyen von ihren Theologen, die sich bisweilen um eine theologische Spitzfündigkeit mehr bekümmerten, als um das ganze deutsche Reich, war gewiß eine der Hauptursachen, warum nichts fruchtbarliches konnte zu Stande gebracht werden. Die Für-

*) Hortleder. 8. B. 8. K.

**) Schmidt. Gesch. der Deutschen. 5. Band. 8. Buch. 17. Kap.

sten waren zuviel Theologen um die Religionsdispute, wie sie hätten sollen, mit Gleichgültigkeit anzusehen, und doch waren sie zugleich auch zu wenig Theologen, um ihren eigenen Einsichten genugsam trauen zu dürfen. Wenn sie also würklich einen Schritt thun wollten, so mußten sie zuerst ihre Theologen um die Erlaubniß bitten; und diese um, ihre Wichtigkeit fühlbar zu machen, fanden es oft unthunlich, was der Fürst ganz gerne gethan hätte *). Die friedfertig und vernünftiger gesinnten Theologen selbst büßten bisweilen bey ihrer eigenen Parthey den Kredit ein, wenn sie ihren Gegnern allzugefällig wiechen; und da man die Schlüsse bekannt machte, mußte man sie bisweilen wieder zurück nehmen, weil die übrigen Theologen mit den Unterhandelnden nicht einstimmig dachten.

Noch ein anderes Haupthinderniß legten dem gütlichen Uebereinkommen die sogenannten Kirchengüter in Weg. Mit diesen Gütern hat es eine ganz eigene und besondere Beschaffenheit. Die Bischöfe hatten aller Orten, so weit sich ihre bischöfliche Gewalt erstreckte, gewisse Gefälle, und Einkommen zu entheben, Die bischöfliche Obsorge erfoderte diese Erkenntlichkeit. Nebenhin besassen sie meist noch wichtige Reichslehen, nnd vielfältig auch ansehnliche Fürstenthümer. Auf einem ähnlichen nur niedrigeren Fuß stunden auch die Pfarreyen. Ausser Bischöfen und Pfarrern gab es aber noch eine Menge der Geistlichen, die entweder in Klöstern, oder auch ausser denselben von allerley Stiftungen lebten. Unsere fromme Vorfahren hatten ihre eigene Maximen. Sie liessen die Leute gerne darben, die für sie arbeiteten, und verschwendeten ihre

---

*) Schmid 6ter Band. 1stes Buch. 5. Kap.

Reichthümer an andere, die für sie beteten. Die Sache war nun einmal so, und die Katholiken behaupteten, daß sie auch so bleiben müsse. Wäre diese Behauptung nur für die ihnen untergebene Länder und Herrschaften zu verstehen gewesen, so hätten die Protestanten geglaubt, dieselben seyen vielmehr darüber zu bedauern, als zu beunruhigen, daß sie von so schönen Gütern keinen besseren Gebrauch zu machen wüßten. Allein hiebey blieben die Katholiken nicht stehen, sondern sie wollten, auch die Protestanten müßten die Klöster und Stifter in ihrem Wesen lassen, und den Bischöfen, von denen sie doch nicht mehr besorgt wurden, auch nicht besorgt seyn wollten noch konnten, ihre Gebühren und Abgaben, wie vorhin ohne alle Verkleinerung entrichten. Man muß gestehen, daß dieß ein wenig viel gefodert war. Auch schien es den Protestanten hart gerade zu ja zu sagen. Viele waren doch so bescheiden, daß sie den Bischöfen und Pfarrern hie und da noch etwas zukommen liessen. Das alte Herkommen, und allerhand Nebenumstände vermochten so viel über manche fürstliche Gemüther. Die meisten machten von diesen Gütern zum Nutzen ihrer Unterthanen, ihrer nun angenommenen Religion, und wohl auch zu ihrem eigenen die Disposition, die ihnen beliebte. Unmittelbare Reichsstände glaubten in allem ihre souveraine Autorität üben zu können, in was nicht die Reichsgrundgesetze eine Abhängigkeit des einen vom anderen festsetzten. Nach den Begriffen ihrer Religion sahen die Protestanten die überflüssigen Geistlichen, und Mönche und Nonnen samt und sonders als unnützes, liederliches, verderbliches Gesindel an, das man beschäftigen, und dem Staat zu besserem Nutzen ziehen müßte. Ihr Ge-

wissen mußte sie nach ihren Grundsätzen verpflichten diese Horden von Müssiggängern zu zerstreuen, und das von ihnen unnütz bewohnte, und besudelte Gebäude, wie das von ihnen für Nichtsthun genossene Brod dem nützlichen Bürger zu zuwenden. Die meisten Fürsten und Stände sahen sich hiedurch erst in den Stand gesetzt, ihren Unterthanen durch Einrichtung der Schulen, Verpflegung der Armen, und auf mancherley andere Weise nützlich zu seyn, wozu ihnen sonst, wenn gleich nicht der Wille, doch immer die Kräften abgegangen wären. Der Reichthum des Adels war nicht groß. Die Besteuerung der Unterthanen war noch ungewohnt. Das meiste befand sich in den Händen der Geistlichkeit. Die Fürsten brauchten also ihre Oberherrliche Gewalt, und verwandten die von den aufgehobenen Klöstern und Stiftern dem Staat heimgefallenen Güter nach ihrer Einsicht, und ihrem Gewissen. Hierinn sahen nun die Katholiken nichts als den ungerechtesten Kirchenraub, und bey allen Zusammentritten, wo man sich hätte vergleichen sollen, rückten sie immer, auf unaufhörliches Antreiben der römischen Nuntien, mit ihrer Zurückfoderung der bereits verwendeten Kirchengüter heraus. *) Auch wurden den Protestanten über diesen Punkt von dem Kammergericht unaufhörlich Verdrüßlichkeiten gemacht, und viele, wie sie glaubten, partheyische und widerrechtliche Rechtssprüche erlassen, welche für sich schon beynahe zu einer gänzlichen Anarchie Anlaß gegeben hätten. Der Lärmen der Katholiken hierüber hatte doch offenbar mehr Schein als Grund, und ihr ganzer Anspruch steifte sich lediglich auf das blosse Wort Kirchengüter. Wenn wir aber

---

*) Schmidt Gesch. der Deutsch. 6. Band, 1. B. 13. K.

dieses Wort entwickeln, und auf jene Zeiten zurück- gehen, da diese Stiftungen gemacht wurden, so finden wir, daß Staat und Kirche damal so ineinander ver- mengt waren, daß niemand den verwickelten Knoten auseinander zu lösen im Stande gewesen wäre. Nie- mand fiel da noch der Gedanke ein, daß an die Stel- le der dortmaligen Religion eine andere eintretten, oder dieselbe eine so starke Abänderung, als durch die Re- formation geschehen ist, sollte erleiden können. Die Stifter machten also Stiftungen, freylich zu Gunsten der damaligen katholischen Kirche, und verbanden den Genuß ihrer Stiftungen mit Kirchendiensten. In- zwischen wollten sie doch durch diese Verwendung ihres Eigenthums gewiß ihren Nachkömlingen, und dem Staat nützen, in welchem die von ihnen bereicherte Kirche sich befand. Da also der Staat mit der Zeit diese Dienste für unnütz ja sogar für schädlich und gefährlich fand, so konnte er ja wohl andere nützli- che dafür fodern, und das Einkommen der Stiftun- gen jenen ertheilen, die sie ihm leisteten. Oder wa- rum hätte dasjenige, was ganz gewiß zum Nutzen der sächsischen und nicht der römischen Kirche verord- net worden, sonach der sächsischen genommen, und der römischen gegeben werden sollen? Die Protestan- ten setzten den Katholiken kein Ziel und Maaß in Rück- sicht ihrer Stiftungen, und sie glaubten auch als gleich unmittelbare Reichsstände sich von jenen keines setzen lassen zu dürfen. Heut zu Tage denken die Katholicken selbst ganz anderst von dieser Sache, und die mütterli- che Milde der Kirche hat seit jenen Zeiten so zugelegt, daß sie von ihren noch devoten Kindern nun ganz gut- müthig geduldet, um was sie damal die Rückkehr ihrer entloffenen Kinder nicht zu erkauffen gedachte.

Indessen konnte es bey den Protestanten gewiß keine gute Würkung hervorbringen, daß sie von den Katholiken sich stets als ungerechte Räuber angesehen wußten, und versichert seyn dorften, daß sie nicht säumen werden, diesen vermeinten Raub ihnen mit Gewalt wieder abzunehmen, so bald sich hiezu die Gelegenheit fände. Ja die Katholicken machten auch selbst aus diesem Vorhaben gar kein Geheimniß, und veranlaßeten also auch durch diese Furcht, daß sich die Protestanten auch ihrerseits verfaßt machen und halten mußten, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Indessen wird dieser Kirchengüterzank Staatsmännern zum Beweise dienen, daß die Reichthümer der Kirchen gar wohl dem Staat Gefahren zuziehen können, und daß also der Vorschlag, den ich unten thun werde,*) keine leere Grille sey. Was unsere christliche Sekten insbesondere betrift, so lehren sie uns so alle die Verachtung der zeitlichen Güter. Es wäre also immer erwünschlich, wenn sie uns das Exempel von dem gäben, was sie lehren; und wir finden es so ein wenig unschicklich, wenn der Schmauser vom Fasten, der Wollüstling von der Enthaltnng, und der Reiche von der Armuth stets fortprediget.

Was endlich die Protestanten in ihrer aus so vielen Gründen nun einmal gefaßten Furcht noch mehr bestätigen mußte, war dieß, daß sie wohl wußten, daß die Katholicken sich aus der Vertilgung des Protestantismus, und der Rückbringung der Kirchengüter eine Gewissenspflicht machten, und also hierinn um so viel mehr von dem römischen Hofe, und ihrer Geistlichkeit abhiengen. Ohne dem waren die Grundsätze in

Rück-

*) Siehe unten VI. n. 3. § da nun also

Rücksicht der Behandlung von Leuten, die man als Ketzer ansah, und stets fort als solche verschrie, bey vielen Katholicken sehr locker, und ungefähr so, als ob es nicht möglich wäre, derley vermeinten Ketzern genug, vielweniger zu viel Unheil anzuthun. Das Kanonische Recht, das bey ihnen der Bibel wo nicht gänzlich, doch beynahe gleich geachtet war, hatte nun einmal die Ketzerey als das gröste Verbrechen, als einen Hochverrath, den man an der göttlichen Majestät selbst begehe, vorgestellt; und diese Begriffe steckten sehr tief in den italienischen, und spanischen, und hin und wieder auch tief genug in den deutschen Köpfen. Wie hätten denn die Protestanten, die man dieses Verbrechens so laut beschuldigte, sich sicher schätzen sollen? Hätten sie nicht äusserst sorglos seyn müssen, wenn sie gesäumet hätten, sich in Verfassung zu setzen?

Mit dem Conzilium, auf welches man den Ausspruch stellte, hatte es ohnedem die gröste Bedenklichkeiten. Ueberhaupt ist es unbegreiflich, zu was die von den Katholicken mit so viel Prahlerey gerühmte Untrüglichkeit eines solchen Kirchenraths dienen solle, da doch nach ihren eigenen Lehren die Untrüglichkeit desselben auf der Kombination einer Menge sehr trüglicher Umstände beruhet. Wenn die Entscheidung der vorgefallenen Streitigkeiten schwer ist, so ist es gewiß noch viel schwerer zu beurtheilen, ob das Konzilium rechtmässig zusammen berufen sey; ob es würklich so qualificiert sey, daß es die gesammte Kirche wahrhaft vorstelle; ob es bey seinen Deliberationen die nöthige Mässigung, Weisheit, Unpartheylichkeit brauche, oder gebraucht habe. Derley Dinge, und noch mehrere andere können ja nie anderst, als nur nach ungefähren Anzeigen beyläufig geschätzt werden.

Und dennoch beruhet auf diesem wandelbaren Grund die Untrüglichkeit seiner Schlüsse. Kann dann das Gebäude fest seyn, wenn es das Fundament nicht ist? Kein Wunder also, wenn kein Koncilium den erwünschten Erfolg hat, und sich keine Sekte jemal auf ihre Aussprüche ergiebt. Das gegenwärtige Conzilium betreffend, da der päbstliche Hof schon zum Voraus alle Ausflüchten suchte, und sich mit aller Macht dagegen stämmte, bis er es endlich da und so haben konnte, wo und wie er es haben wollte, so war leicht vorzusehen, daß es nichts anderes seyn werde, als was es so oftmal auch sonst war, nämlich eine gerichtliche Formalität, um eine Parthie, die man haßte, mit desto mehr Nachdruck und Würde zu Boden zu schlagen. So genommen ist wenigst alles sehr wohl begreiflich, was uns die Geschichte von diesem berühmten Conzilium von Trient erzählet. Alles dagegen wird unbegreiflich, wenn wir uns solches als ein Gericht vorstellen, wo der heil. Geist selbst über die wichtigsten Gegenstände den Ausspruch thun soll. Es ist sich nicht genug zu verwundern, wie doch Karl so lang und so hartnäckig an der Idee des Conziliums kleben, und sich weiß nicht was für gutes von demselben versprechen konnte; und nachdem er doch einmal dieses süsse Traumbild in seine Phantasie gefaßt hatte, so ist sich wieder nicht genug zu verwundern, wie er noch einigen Eifer für die Religion behalten konnte, da er doch stets fort sehen mußte, wie ränkevoll, wie absichtlich und eigennützig selbst die Kirchenvorsteher und das oberste Kirchenhaupt allvorderst diese Geschäfte behandelten. Was muß man doch denken, wenn man ließt, daß diese Kirchenväter, die um Erhaltung der Religion willen immer Blut wollten fliessen sehen, so-

gleich, da sie einige Entscheidungen ausbrüten sollten, die Gedult verlieren, davon lauffen, und das Conzilium gar aufheben wollen, weil man ihnen bey dem Brüten das Futter nicht reichte, und die Kurzweilen nicht da waren, wie sie sichs wünschten? *) Die Protestanten betreffend wurden sie schon, ehe man sie hörte, als Ketzer von diesem erlauchten Kirchenrath angesehen, und behandelt. Was konnten sie also denn noch für eine Unpartheylichkeit in den Aussprüchen erwarten? und dennoch war das äusserste, was sie von den Katholicken erhalten konnten, eine Zusage des Friedens und der Duldung bis auf ein Conzilium. Konnten sie also wohl sich auf etwas anderes, als auf ihren Bund, und ihre Waffen verlassen?

In dem Schmalkaldischen Bund also stuhnd bereits eine unglückdrohende Gewitterwolke an Deutschlands Horizont. Die Katholicken waren noch in zerstreuten Nebeln herum gelagert. Es brauchte nur einen Hauch um sie in eine ähnliche Masse zusammen zu ballen. Dieser Hauch gieng bald aus dem Munde des dienstfertigen Kanzlers Held, der 1538. beynahe in ganz Deutschland herum reisete, alle katholischen Höfe zu einer Vereinigung ermunterte, und so den Gegengenbund der Katholicken stiftete Nun stuhnden also beyde unglückschwangere Wolken einander entgegen. Es war nur noch eine Kollision nothwendig, und es mußte der verheerende Hagel unvermeidlich über ganz Deutschland herab prasseln; an Kollisionen aber konnte es bey diesen stürmischen Zeiten ohnedem nicht in die Länge fehlen. Der bürgerliche Krieg würde auch unfehlbar viel bälder losgebrochen seyn, wenn

---

*) Schmidt Gesch. der. Deutsch. 6. Band. 1. B. 10. K.

ihn nicht die Furcht der auswärtigen Feinde eine Zeit lang zurück gehalten hätte. Karl hatte Ursache genug Franzen I. dem König von Frankreich seinem alten Feinde nichts gutes zuzutrauen, und man wußte ohnedem, daß er der schlimmste Aufhetzer der Protestanten sey, und ihm ihr Losbrechen die erwünschteste Gelegenheit darbieten würde, seinem alten Groll gegen Karln Luft zu verschaffen. Die Gefahr der Türken, die immer mit einer grossen Macht an den Gränzen stunden, und den deutschen Staat samt Ungarn zu verschlingen droheten, war für beyde Theile gemeinschaftlich, und man kann sagen, daß Deutschland seine innerliche Ruhe eine gute Zeitlang seinen auswärtigen Feinden zu danken gehabt habe.

Diese Umstände konnten das Uebel zwar aufhalten, aber keineswegs abwenden, ja sie mußten es mit der Zeit noch vergrössern. Herzog Heinrich von Braunschweig ein sehr hitziger Katholick beschleunigte endlich dessen würklichen Ausbruch. Die Städte Braunschweig und Goßlar hatten sich gegen seinen Willen in den Schmalkaldischen Bund eingelassen, und reformirten inner ihren Mauren gut lutherisch nach ihrem Belieben. Der Herzog würkte kayserliche Mandate aus, und hierauf brauchte er, obwol vom Kaiser sowohl als dessen Bruder abgemahnt, Gewalt gegen die Städte. Diese riefen ihre Bundsgenossene zu Hilf. Der Schmalkaldische Bund stund in kurzem mit einem ansehnlichen Heere im Braunschweigischen. Der Herzog ward nicht nur von Land und Leuten vertrieben, sondern er fiel gar selbst bald hernach in die Hände der Bundsverwandten. So war also der Anfang zu einem weit aussehenden Krieg von beyden Seiten gemacht. Auch säumten die Protestanten nicht von ihren Siegen Ge-

brauch zu machen, und dieselbe waren bereits bis gegen die Donau vorgerückt, ehe Karl Zeit hatte seine spanische, niederländische, päbstliche Truppen mit seinen wenigen Deutschen zu vereinigen. Als aber dieß geschehen war, so setzte er sich den Protestanten mit solchem Nachdruck entgegen, daß diese nicht nur alle ihre errungenen Vortheile einbüßten, sondern sogar gänzlich zerstreuet wurden, und der Churfürst von Sachsen als eines ihrer Häupter selbst in Gefangenschaft gerieth, worauf sich auch das andere ihrer Oberhäupter, der Landgraf Philipp von Hessen, Karln unterwarf, und von ihm ebenfalls gefänglich zurückgehalten wurde. So gelang es denn Karln, diesen ersten Sturm ohne sonderliches Blutvergiessen zu zerstrenen. Allein die Ruhe wahrhaft und fest wieder herzustellen, war damal über menschliche Kräften.

Der Schmalkaldische Bund, den Karl auseinander getrieben hatte, stund unter dem Namen der Union in Bälde wieder da; und auch die Katholicken hatten demselben unter dem Namen der Lige bald wieder ihren Gegenbund entgegen gesetzet. Das Mißtrauen wuchs von Tage zu Tage, und es gesellte sich zu demselben nun auch noch die Rachgierde, indem ein jeder Theil an dem anderen die erlittenen Gewaltthätigkeiten zu rächen sich vorgenommen. Ob also gleich unterdessen durch die unermüdete Thätigkeit Ferdinands ein etwas ausgedehnterer Friede geschlossen worden, so waren doch die Gemüther so wenig friedlich gestimmt, daß sich vernünftiger Weise nichts anderes als neue Kriegsunruhen erwarten liessen. Die Friedensverabredung gieng nun endlich dahin, daß man sich über das streitige Religionswesen nicht anderst als durch gütliche Wege vergleichen wolle. Bisdahin solle

kein Theil den anderen der Religion wegen beunruhigen; Da aber die Vergleichung auch auf diese Wege nicht sollte erfolgen, daß alsdenn nichts destoweniger obgemeldeter Friedstand bey seinen Kräften bis zu endlicher Vergleichung bestehen und bleiben solle.*) Und weil es um diese Vergleichung immer mißlich aussah, und der Friedenstermin auch so noch unsicher und nicht fest genug bestimmt schien, auch die Protestanten für sich die Vorstellung sich machten, daß man durch diese Vergleichung nichts anderes als ihre Rückkehr und Unterwürfigkeit gegen die römische Kirche verstehen werde, so wurde 1555. die Sache noch näher bestimmt**). Daß, wo solche Vergleichung durch die Wege des General-Conciliums, Nationalversammlung, Colloquien, oder Reichshandlungen nicht erfolgen würde, soll alsdann nichts destoweniger dieser Friedstand in allen obberührten Punkten und Artickeln bey Kräften bis zu endlicher Vergleichung der Religion und Glaubenssachen bestehen und bleiben, und soll also hiemit obberührter Gestalt, und sonst in alle andere Wege ein beständiger, beharrlicher, unbedingter, für und für ewig währender Friede aufgericht, und beschlossen seyn und bleiben. Man sieht, wie sehr den Reichsständen daran gelegen war, sich deutlich, und kräftig auszudrücken, und alles Mißtrauen, so viel immer möglich zu entfernen. Die Protestanten hatten sich allgemach ein Gewicht verschaft, das die Katholicken geschmeidiger machte, und man fand es für unumgänglich nöthig, den Frie-

*) Passauischer Vertrag 1552. §. 6.

**) Religionsfriede von Augspurg. 1555. §. 25.

den ihnen nun endlich so zuzusichern, wie sie ihn Anfangs verlangt hatten; nämlich nicht nur bis auf einen kurzen, oder unbestimmten Termin, sondern einen steten und dauerhaften Frieden, auf den sie sich auch im Fall der Nichtvergleichung der Religion sollten verlassen können. Man sieht aber auch zugleich aus dem ängstlichen und so oft wiederholten Antrag auf eine endliche Vergleichung, daß die eine Parthie solche Vergleichung durchaus und absolute für nothwendig gehalten habe, und also niemal beruhigt seyn würde, bis nicht solche Vergleichung zu Stande gekommen. Das waren auch würklich so die Gedanken der Katholicken, auf welchen sie stets fort beharreten, und die sie in dem Friedensschlusse selbst nicht verbergen konnten, noch wollten. Der Gedanke, daß sie die sogenannte Ketzerey stets ruhig neben sich gedulden sollten, war ihnen allezeit unerträglich. Sie glaubten sich stets fort in ihrem Gewissen verbunden, auf die Ausreutung der Ketzerey bedacht seyn zu müssen, und diese Gewissensängstlichkeit nöthigte sie, selbst in den Worten des Friedenschlusses solche Ausdrücke zu wählen, die ihrem Bekehrungseifer immer noch einigen Raum lassen sollten. Aber eben hiedurch war alles verdorben. Die heiligsten Zusicherungen, die man einander machte, verloren die Kraft durch das Mißtrauen, das man zu gleicher Zeit erregte, oder unterhielt. Man fand sich noch immer, und noch mehr als zuvor genöthiget einander zu beobachten, und jede Bewegung, so die Katholicken zu Gunsten ihrer Religion machten, ward von den Protestanten für einen überzeugenden Beweis genommen, daß dieselbe noch stets fort mit den Gedanken ihrer gänzlichen Unterdrückung umgiengen; so wie die Katholicken dagegen, obwol mit etwas weniger

Grund, geneigt waren jede ähnliche Bewegung der Protestanten als ein Zeichen anzusehen, daß dieselben nicht ruhen werden, bis sie nicht den Katholicismus ganz vom deutschen Boden verdrängt hätten. Es fehlte also diesem so fest geschlossenen Frieden noch etwas, nämlich die gänzliche Einstellung des Bekehrungseifers, die Verbannung des gehässigen Worts Ketzer, und wo möglich auch der Idee, so man damit zu verknüpfen pflegte, und allvorderst die Garantie der übrigen europäischen Mächte; und um diese wesentlichen Stücke noch beyzufügen mußte noch 30. Jahre lang ein innerlicher Bürgerkrieg in Deutschland geführt werden, der seines gleichen nicht hat.

So lange die katholischen deutschen Fürsten, und vorzüglich die vom österreichischen Hause, als bey welchem die Kaiserwürde von so langer Zeit her ruhete, die weise Mässigung und das Phlegma Karls V. hatten, waren die Protestanten etwelcher Massen getröstet, und zeigten sich auch meist willig zur Aufrechthaltung der reichsgesätzmässigen Ordnung. Allein nun sollte man in Bälde einen Fürsten in diesem Hause Ferdinand auf den Thron steigen sehen, der von Religionseifer für die katholische Kirche ganz begeistert war. Die grossen Eigenschaften, die er daneben besaß, und vorzüglich sein unerschrockner Muth, mit dem er die gefährlichsten Dinge unternahm, so bald die Religion ihm winkte, machte ihn den Protestanten nur um so viel fürchterlicher. Auch in seinen Erbländern hatten sie hierüber die bangesten Besorgnisse. Man wünschte wo möglich ihn von dem Thron zu entfernen, weil man sich fürchtete die Krone auf dem Haupt eines Inquisitors zu sehen. Ehe er die Regierung iu Böhmen noch angetretten, hatte sich sein Einfluß schon

durch die gehässigsten Vorkehrungen merkbar gemacht. In Böhmen insbesondere wurden die Protestanten, wie sie glaubten, sehr unglimpflich behandelt. Immer waren sie klagfällig. Es schien kein Recht für sie mehr statt zu finden Endlich wurden sie unmittelbar in ihrem gottesdienstlichen Wesen beunruhiget. Man riß sogar ihre Kirchen nieder. Aber itzt beschlossen sie den Gewaltthätigkeiten mit Gewaltthätigteiten ein End zu machen. Schon in den Hussitischen Zeiten hatte sich diese Nation durch den fürchterlichsten Religionsfanatismus ausgezeichnet. Dieser Geist fuhr nun ganz wieder in sie. Man rührte die Trommel, und man hörte in der Einbildung Ziskas Haut wieder schallen. Die Kaiserlichen Komissarien werden von den wüthenden Böhmen auf der Regierung zu Prag gepakt, und ohne Umschweife zum Fenster hinunter gestürzet. Itzt ward die Scene eröfnet. Nun häuften sich Drangsalen auf Drangsalen, und Mordthaten auf Mordthaten. Die Kriegsflamme verbreitete sich in kurzem nicht nur in ganz Böhmen, sondern über ganz Deutschland. Alle Protestanten nahmen Theil an dem Schiksale ihrer Glaubensgenossen. Die Böhmen wählen sich den Kurfürsten Friederich von der Pfalz zum König. Ferdinand, bey dem Religionseifer wo nicht seine einzige doch diejenige Leidenschaft war, der alles übrige weichen mußte *), hatte sich in Steyermark, in Kärnthen, in Oesterreich, in Ungarn in allen seinen Erbländern durch sein rasches Reformieren so verhaßt gemacht, daß ihn alles im Stich ließ. Spanien, als die andere Linie seines Hauses, unterstützte ihn allein mit 24000. Niederländern, und Maximilian von Bay-

*) Schmidt. Gesch. der Deutschen. 9ter Band. 4 Buch. 19 Kap.

ern mit den Truppen der Lige. Ferdinand verlor den Muth nie. Wenn es gut gieng, so sagte er, Gott wolle ihn durch diesen guten Fortgang zu grösserem Eifer für seine Religion ermuntern; hatte er Unglük, so betrachtete er es als eine Strafe, die Gott seiner Lauigkeit und seines wenigen Religionseifers wegen über ihn verhängte. Diese Façon zu auguriren hatten die Jesuiten, denen er nebst dem päbstlichen Stuhl vom tiefesten Herzensgrund ergeben war, seinem Kopf unauslöschlich eingeprägt. Gott krönte endlich sein unwandelbares Vertrauen durch den herrlichen Pragersieg, den ihm Maximilian durch seine Tapferkeit 1620. den 8ten Septem. glüklich erfochten, und durch seine ungeduldige Hitz beynahe verscherzet hätte.

Nun war ein grosser Jubel bey den Katholiken, und Ferdinand ließ zur Dankbarkeit dem Herren einige Duzend der vornehmsten Böhmen durch seinen Opferpriester den Scharfrichter andächtiglich schlachten, die nun von den Katholiken als gestrafte Rebellen angesehen, von den Protestanten aber als Märtyrer ihres Glaubens, deren Standhaftigkeit und Unerschrokenheit sie auch vollkommen an sich zeigten, betrachtet wurden *).

Siege waren also errungen, die Union selbst sogar war zertrümmert, und doch kam man selbst durch die Siege immer weiter vom Zwek. Die Protestanten

*) Wir vernehmen es mit Abscheu, daß die Heyden ihren Gözen sogar Menschen geschlachtet haben. Aber wir bedenken nicht, wie weit mehrere solche Opfer von den christlichen Religionseiferen vollzogen worden sind. Der einzige Herzog von Alba, dieses so würdige Werkzeug des blutdürstigen Religionseiferers Philipps, rühmte sich bey seiner Rückkehr nach Spanien, daß er allein wenigstens 18000. habe hinrichten lassen. Schmidt. Gesch. der Deutsch. 8. Theil. 3. B. 3. K.

glaubten sich nun in der höchsten Noth zu sehen, sich in Verfassung zu setzen, und auf das engste an einander zu schliessen. Die Katholiken hatten einsweilen auch in Graubündten die Protestanten unversehens überfallen, und mörderische Grausamkeiten an ihnen verübet, an welchen, weil Spanien sich einmischte, auch die protestantischen Fürsten Theil zu nehmen für nöthig fanden. Der böhmische Krieg aber hatte sich ganz auf den Reichsboden verpflanzet. Von Ferdinands Herrschsucht und Religionseifer glaubte man keine Gränzen sehen zu können. Ganz Europa fand sich hiebey interessirt, und zur Theilnahme an diesem fürchterlichen Krieg aufgewekt. Dännemark, Engelland, Holland, Schweden, Frankreich liessen Truppen marschiren, die Könige stellten sich selbst an die Spitze ihrer Heere. Deutschland nahm diese fremden Gäste mit der nämlichen unbesonnenen Begierde und Freude auf, wie die Trojaner das Pferd. Auch beobachteten diese das Gastrecht in Deutschland nicht besser, als die Griechen in Troja. 30 Jahre lang sah man in meinem guten Vaterlande nichts als Plündern, Rauben, Morden, Sengen und Brennen. So ward gelebt von 1719 bis zur endlichen Vergleichung der streitigen Religion, die endlich 1748. zu Münster und Osnabrügg geschlossen wurde, und wodurch nun endlich die Katholiken lernten, daß es möglich seyn müsse auch bey ungleichen Religionsgesinnungen dennoch gut friedlich und bürgerlich miteinander zu leben. Aber theuer! theuer mußte Deutschland, diese Lektion bezahlen. Wollte doch Gott! daß dieselbe nun wenigst so itzt von allen Köpfen recht wäre begriffen worden.

Die besonderen Greuelthaten dieses ganz eigentlichen Religionskriegs hier ausführlich zu erzählen, würde un=

nöthig und zu weitläufig seyn. Nur die Bemerkung muß ich noch einmal wiederholen; daß der Religionszwang oder noch bestimmter die Furcht des Religionszwangs ganz eigentlich die wahre Quelle dieses Unheils gewesen. Diese Hildebrandischmahometanische Maxime, welche einem Bürger erlaubt, ja wohl gar befiehlt, dem anderen seine Religionsmeynungen mit Gewalt aufzudringen, diese hat den deutschen Staat so fürchterlich verheeret, und ihn seinem Untergang so nahe gebracht, daß seine Existenz beynahe nur noch von der Willkuhr seiner Nachbarn und Feinde, die es verwüsten halfen, abzuhangen schien. Der römische Hof wußte durch seine Nunzien unter dem Namen des Religionseifers dieses Gift den katholischen Fürsten so geschikt einzuhauchen, daß sie die Tödtlichkeit desselben nicht bemerkten, bis sie in Ohnmacht dahin sanken. Sie glaubten ihr Gut und Blut für Gott und die Religion zu vergiessen, und indessen vergossen sie es in der That nur, damit jenem Hofe das schändliche Gewerb, das er mit der Religion allzeit getrieben hat, nicht möchte geschmälert werden. Fürsten! Fürsten! Es möchte Zeit seyn die Augen zu öfnen.

Der Gedanke der Duldung von mehrerley Religionen in einem Staat war damal, in dem Anfang der Reformation, allen Nationen noch so neu, noch so fremd, daß man sich die Sache kaum als möglich vorstellen konnte. Von langer Zeit her war man an Einförmigkeit gewöhnt. Die katholische Religion hatte die Herrschaft viele Jahrhunderte durch beynahe über ganz Europa behauptet. Diese eifersüchtige Gebieterinn wollte niemal von einer Nebenbuhlerinn wissen. Man war von jeher gewohnt alles zu unterdrüken, zu vertilgen, was nur Mine machte, sich ihrer

Oberherrschaft entziehen zu wollen. Man wußte von keiner anderen Duldung, als von derjenigen, die man in einigen, nicht in allen Ländern, den Juden angedeihen ließ, eine Art von Duldung, die der unmenschlichsten Tyranney nichts nachgiebt, und immer nur unsicher und willkührlich war. Es ist eine der schönsten Früchte der Reformation, daß sie uns mit dieser menschenfreundlichen Idee von einer vernünftigen, und gesetzmässigen Duldung besser familiarisirt hat. Allein es brauchte Zeit um diese Frucht zur Reife zu bringen. Man mußte sich die erste Duldung mit den Waffen in der Hand verschaffen, und vielfältig hatte man sie kaum erhalten, als man sie schon wieder anderen eben so strenge und gebieterisch versagte. Wäre die Philosophie nicht noch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen, und hätte nicht die Noth hie und da selbst auch die Nationen duldsamer gemacht, so würde wohl die Herrschsucht der Menschen das System der Unduldsamkeit bald wieder zurück gerufen, und vielleicht noch fester als vorhin auf den Thron gesetzt haben. Allein die in der Stille forschende Philosophie, nachdem sie nun einmal Zeit und Ruhe zu diesem Geschäft gewonnen hatte, wikelte das Staats- und Religionswesen immer besser auseinander, und zeigte die wahren und natürlichen Gründe von beyden. So lernten die Nationen endlich, daß Duldung, nicht aber Unduldsamkeit ihr wahres Interesse sey. Heut zu Tage sind vernünftige Leute über diese Sache so ziemlich einig, indem die Erfahrung endlich dasjenige begreiflich machte, was vorhin bey den blossen Vernunftgründen sehr wenigen richtig, den meisten bedenklich, und noch weit mehreren ganz unbegreiflich war.

Wir müssen uns dahero nicht wundern, wenn wir

auch in andern Ländern, wo die Reformation einzu-dringen begann, ähnliche Bewegungen antreffen, als jene waren, wodurch man sie aus Deutschland zu ver-drängen sich bemühete. Zu unserm Zweck gehöret nur, daß wir die Schädlichkeit der Zwangsmittel, die hie-bey angewendet wurden, in Betrachtung ziehen. Wir wenden uns also vom dentschen Boden zuerst nach Frankreich. Wollte man der Reformation schon in den deutschen Freystaaten, die doch für sich von ein-ander unabhängig waren, ausser dem gemeinen Bande, das sie in einen Staatskörper zusammen verknüpfte, keinen Eingang gönnen, weil man von der Ungleich-heit der Glaubensmeynungen nachtheilige Folgen be-fürchtete, so konnte sich dieselbe freylich noch viel weni-ger eine günstige Aufnahm versprechen in einem Land, das von jeher, wenn der Regent anderst der Mann dazu war, ziemlich steif monarchisch regiert wurde, wo also alles für sich schon mehr zur Einförmigkeit ge-drängt wird, und man alle Ungleichheit der Ein-richtungen als gefährlich, wenigst als lästig verab-scheuet. Dem ungeachtet wagte es die Reformazion auch den französischen Boden zu besuchen, ja es gieng wohl selbst einer der Hauptreformatoren aus dem Schoos-se dieser Monarchie hervor. Kalvin heißt der Mann, an welchem Frankreich selbst das Gegenbild zu Luthern aufstellte. Er war ein etwas feinerer, aber nicht min-der hitziger Reformator als Luther, ein eben so abge-sagter Feind der römischen Tyranney, und eben so we-nig fähig, die Wahrheiten, die er gefunden zu haben glaubte, zu verläugnen, oder bey sich zu behalten, als jener. Es fanden sich auch in kurzem Leute, die seine Lehre begierig auffaßten, und nicht minder geschäftig verbreiteten. Dieß zog ihm von dem Monarchen, dem

mit dieser Neuerung nicht gedient war, die Landesverweisung zu. Kalvin mußte Frankreich verlassen, aber seine Lehre stekte schon in vielen Köpfen und Herzen. Der Anhang wurde von Tage zu Tage stärker. Franz I. bediente sich desjenigen Hülfsmittels, das damal gegen derley Gebrechen einzig bekannt war, nämlich der äussersten Strenge. Man fieng die Inquisition an. Wer immer einigen Verdacht auf sich hatte, wurde für Gericht geschleppt. Wer überwiesen wurde, ward ohne Gnade zum Tode verurtheilt *). Die Beweise waren leicht zu machen. Die meisten bekannten selbst freywillig und ungefragt, und rechneren sichs zum höchsten Glück für ihren Glauben zu sterben. Es ist

---

*) Zur nämlichen Zeit, als Franz in seinem Reich die Protestanten so grausam verfolgte, unterstützte er dieselben in Deutschland, ja er war wohl ihr eifrigster Aufhetzer gegen den Kayser. Von dieser Zeit an beobachtete Frankreich fast immer, vorzüglich aber Richelieu, die nämliche Politik. Die deutschen Protestanten beschwerten sich gegen Franzen über dieses gegen ihre Glaubensbrüder von ihm beobachtete so harte Betragen. Franz antwortete, daß er nur Aufrührer, Stöhrer der allgemeinen Sicherheit, nur solche Leuthe habe strafen lassen, die seiner Autorität trotzten, und die Gesetze des Staats, wovon die Religion das erste, und heiligste wäre, verachteten. Ducreux. les siecl. chret. l. 8. chap. 9. Dieß war freylich immer der Ton, in welchem man die Sekten behandelte, wenn man dieselben unterdrücken wollte. Immer hieß es: man bestrafe sie als Ruhestörer. Waren aber nicht vielmehr jene, welche sich der Gewaltthätigkeiten bedienten, die wahren Ruhestöhrer? Bestund nicht der ganze Fehler dieser neuen Sekten anfänglich immer lediglich nur in der ungleichen, ihnen zum Staatsverbrechen angerechneten, Religionsmeynung? Erst nachdem Gewalt gegen sie gebraucht worden, kam es zum öftern nach langem Drang endlich dazu, daß sie auch Gewalt entgegen setzten. Und nun mußten sie die Ruhestöhrer, die Aufrührer seyn.

schwer zu begreifen, wie dieser standhafte Muth, den die ersten Christen in ihren Martern zeigten, ein Zeichen von der Göttlichkeit ihrer Lehre gewesen, und bey diesen neuen Bekennern weiter nichts als ein Zeichen einer teuflischen Hartnäkigkeit seyn solle. Wäre es je möglich, den Lauf der religiösen Meynungen durch Gewaltthätigkeiten zu hemmen, oder wenigst zu lenken, so sollte man glauben, es hätte dieses da geschehen seyn müssen, da die äusserste Strenge, und zwar gleich im Anfang des Uebels angewandt wurde. Aber es ist nun einmal schon so. Eine lange Erfahrung hat es uns gezeiget, daß der Fanatismus, den man für eine neugefundene Lehre zu haben pflegt, durch alle mög iche Gewaltthätigkeiten keineswegs unterdrükt, sondern wie das Feuer von dem Winde, noch vielmehr heftiger angeflammet werde. Er läßt sich gern mit Menschenblut tränken, und gedeyhet dabey. Man muß ihm diese Nahrung entziehen, wenn er sterben soll.

Aber Franzens Nachfolger Heinrich II. fuhr in den Grundsätzen seines Vaters fort. Die Scheiterhaufen flammeten unter diesen beyden Regierungen fortwährend durchs ganze Königreich, und es fehlte niemal an Leuten, die sich zudrängten, um die Märtyrerkrone zu empfangen. Das Parlament sah endlich den Unfug ein. Allein seine Vorstellungen fruchteten nichts. Es hatte zu wenig Energie um den Grausamkeiten des Königs Einhalt zu thun. Ja es veranlassete noch vielmehr grössere, und mehrere. Der König wurde eben wegen dieser Vorstellungen mißtrauisch auf das Parlament selbst; und nun übergab er das ganze Ketzergericht der Geistlichkeit, und überließ den Weltlichen nichts als die Execution. Nun war es schlimmer als

vorhin. Den Geistlichen das Ketzergericht übergeben, heißt das nicht die einen Bürger der Rachsucht der anderen ganz hüflos überlassen? Der Geistliche, der von der Religion lebt, und so zu sagen mit ihr steht und fällt, muß ja natürlicher Weise jeden Feind dieser Religion als seinen eigenen Feind betrachten, und nun machte Heinrich den Feind zum Richter.

Ein minderjähriger Prinz bestieg nach Heinrich den Thron. Zween eben so verschmitzte Hofmänner als verstellte Religionseiferer, der Herzog von Guise, und sein Bruder der Kardinal von Lothringen bemächtigten sich unter Franz II. der Zügel der Regierung. Diesen war das Ketzergericht ein sehr bequemes Mittel, Männer, die ihnen ihrer Rechtschaffenheit wegen verhaßt waren, indem sie sich ihren ehrgeitzigen Absichten entgegen stellten, aus dem Weg zu räumen. Nun gesellte sich noch die verruchteste Ministerialpolitick zu dem geheuchelten Religionseifer. Die Henker hatten mehr zu schaffen als jemal. Allein ob man gleich die Grausamkeiten der Könige ertragen hatte, so wußte man sich doch noch nicht so in die Grausamkeiten der Minister zu schicken. Unter dem Namen der Religion bildeten sich Faktionen. Conde stellte sich an die Spitze der Kalvinisten. Man beschloß zu Amboise die Guisen zu stürzen, und durch ihren Sturz der Unterdrückung, wo möglich, ein Ende zu machen. Verrätherey vereitelte diese Anschläge, und Conde würde unter des Henkers Hande die Schlachtopfer der Guisen vermehrt haben, hätte der König zur Unterschreibung des schon gefaßten Urtheils nur einige Stunden noch gelebt. Allein was würde diese Mordthat noch weiter genützt haben? Die Faktion war einmal schon gebildet. Dieser neue Schlag würde sie nur

näher an einander gedrängt, den Bürgerkrieg einige Augenblicke vielleicht noch aufgehalten, aber nicht mehr verhindert haben.

Indessen hatte das Blutvergiessen doch einigermassen müde gemacht. Man sah ohnedem die Sekte nicht hiedurch gemindert, sondern täglich noch mehr verbreitet. Man versuchte endlich den Weg der gütlichen Bekehrung. Allein auf Bekehrung war man doch so gut als jemal erpicht. Schon dieß war Grund genug, warum das Religionsgespräch, das im Anfang der Regierung Karls IX. zu Poissi angestellt wurde, seinen Entzweck nicht wohl erreichen konnte. Ohnedem herrschte hiebey nicht der Vermittlungsgeist, der in Deutschland bey derley Unternehmungen weit mehr obwaltete. Es war lediglich nur eine theologische Zänkerey, wobey jede Parthie ihrem Redner klatschte, und die um so viel weniger fruchten konnte, je glänzender sie durch die Anwesenheit des Hofs gemacht war. Das war eben das rechte Mittel, um den Ehrgeitz der Kämpfer aufs höchste zu treiben. In dieser Fassung stirbt man lieber als man weichet. Es glich dieser Vorgang mehr dem Schauspiele der Gladiatoren, als einer freundschaftlichen Unterredung. Die Katholicken waren dabey so lächerlich empfindlich, daß sie nicht einmal den blossen Vortrag der gegenseitigen Meynungen ertragen konnten. Als Beza, nach der Lehre der Kalvinisten sagte, Christus seye so weit vom Abendmal entfernet, als der Himmel von der Erde, schrien die Katholiken alle über Gotteslästerung, und wollten sich durchaus nicht mehr einlassen, so kränklich empfindsam waren ihre zärtlichen Ohren. Es lief also dieser Disput fruchtlos ab, wie er wohl mußte; ja die Katholicken glaubten sich nun überzeugt zu haben, daß sie die alten

Bekehrungsmittel wieder hervorsuchen müßten, wenn sie die Seelen ihrer Mitbürger aus dem Rachen der Hölle entreissen wollten. Den Kalvinisten konnten diese Gesinnungen nicht verborgen bleiben. Sie wußten zu sehr, wie von den römischen Schwärmern den Katholicken die Schützung ihrer Religion, und also, weil es einmal für ein gleichbedeutendes Wort angenommen wurde, die Unterdrückung der Kalvinisten beständig zur Gewissenspflicht gemacht würde. Die Furcht der Unterdrückung, that also in Frankreich vollkommen eben jene Würkung, welche sie in Deutschland gethan hatte. Die Kalvinisten verbanden sich auf das innigste, so wie auch die Katholischen sich an einander schlossen. Da würklich alle Federn so gespannt waren, und der Religionshaß beyderseitig so hoch gestiegen war, daß man einander, wo man einander begegnete, wenigst mit den Blicken drohete, so eräugnete sich zu Vassi, einer kleinen Stadt in Chanpagne, ein leidiger Zufall, der nun dem Bürgerkrieg den Anfang machte. Die Leute des Herzogs von Guise, der eben da durchreisete, beschimpften einige Kalvinisten, da diese eben zu ihrem Gottesdienst giengen. Von den Worten kam es bald zu den Thaten. Die Leute des Herzogs schlugen wüthend darein. 60 Personen wurden getödet, über 200. verwundet. Die Kalvinisten wandten sich an den Hof, und verlangten Genugthuung. Man erhielt nichts. Nun griff man offenbar zu den Waffen, und Conde gab sich den Titel Beschützer des Reichs, und wurde von den Kalvinisten für ihr Oberhaupt erkannt. Von nun an wüthete der Bürgerkrieg mit aller Raserey, deren er auch je fähig war, in den Eingeweiden des Staats, bis endlich nach der für die Kalvinisten unglück-

lichen Schlacht bey Jernai 1570 der Friede geschlossen wurde. Vermöge dessen wurden alle Edikte, welche vorhin zu Gunsten der Kalvinisten öffentlich bekannt gemacht waren, aufs neue bestätiget, und ihnen zu ihrer Sicherstellung vier Barrier- oder Sicherheitsstädte eingeräumet.

Wenn gleich ein Frieden geschlossen ist, so kann man bey einem Bürgerkriege denselben doch nicht eigentlich für beendiget ansehen, so lange nicht das gegenseitige Vertrauen zwischen den entzweyten Partheyen wieder hergestellt ist. Nun aber dieß fehlte hier noch gar sehr. Die Katholicken verdeckten nur ihren Ausrottungsplan, verliessen ihn aber nicht. Den Kalvinisten ahndete so was. Die Grundsätze der Katholicken waren ihnen genug bekannt, um sie mißtrauisch zu machen, und doch nicht hinlänglich bekannt, um sie genug mißtrauisch zu machen. Die Mutter des Königs hatte mit ihrem Sohn den schröcklichen Plan entworfen, die Kalvinisten alle, wo möglich, auf einen Tag in dem ganzen Reich meuchelmörderischer Weise um das Leben zu bringen. Ueber diesem Plan brütete man während dieses fürchterlichen Friedens, der jener Todesstille des Meeres glich, auf welche die allerwüthigsten Stürme zu folgen pflegen. Die Hochzeit des Prinzen von Bearn, der nachhin unter dem Namen Heinrich IV. selbst den Thron bestieg, und so segenreich regierte; die Hochzeit dieses Prinzen mit der Schwester des Königs Margarethe schien eine gute Gelegenheit zu dieser gräulichen Mörderey darzubieten. Die Befehle wurden in alle Provinzen in der größten Geheime gesandt. Die vornehmsten Häupter der kalvinistischen Parthie wurden so durch die hochzeitliche Feyerlichkeit nach Paris gelokt, der

Prinz war selbst von ihrer Religion. Und nun ward den 24sten Augstmonat 1572. das entsetzliche Blutbad vollbracht. Die Katholicken fielen zu Paris, und in den meisten andern Städten des Königreichs auf einmal über die Kalvinisten her, da diese gar nichts arges vermutheten, und mordeten, so viel sie immer ermorden konnten. Die Geschichte ist nicht glaubwürdig, aber unläugbar wahr. Das Königreich ward dann mit dem Blut seiner Bürger getränkt, und dieß von der Hand ihrer Königinn vergossen. Die Alten würden viel für dieses Ungeheuer bezahlt haben, um ihre Furien nach einem so würdigen Original zu modeln. Die mässigsten Schriftsteller setzen die Anzahl der Erwürgten auf 30000 *) andere noch viel höher. Als der Ruf dieser entsetzlichen Greuelthat in andere Länder kam, wollte der Sache niemand Glauben geben. Schauder und Entsetzen ergriff die Nationen bey dem blossen Gedanken der Möglichkeit. Spanien allein bezeugte sein Wohlgefallen, und Rom frohlokte laut, indem es nun gesiegt zu haben glaubte, seine Siege aber ihm nie zu theuer scheinen, indem es sie immer mit fremden Geld und Blut erkaufet.

Allein der Sieg war bey weitem noch nicht vollkommen, ja man war vielleicht noch nie so weit davon entfernet, als jetzt. Es waren noch Kalvinisten genug vorhanden, die den erschröcklichen Meuchelmord ihrer Brüder zu rächen entschlossen waren. Auch fehlte es ihnen noch nicht an Anführern. Die äusserste Noth lehrte sie bald wieder eine Armee zusammen zu bringen, und die Verzweiflung machte sie unüberwindlich. Wo sie die Oberhand behielten, wütheten sie nun auch

*) Bossuet Abré: de l'hist. de France. liv. 17.

ihrerseits ohne Maaß, und die Katholicken empfiengen den Lohn reichlich für ihren treuelosen Religionseifer. Unter Karlens Nachfolger Heinrich IV. gerieth alles noch weit mehr in Verwirrung, indem er sein Ansehen auch bey seiner Parthie nicht einmal zu behaupten wußte, und sich durch seine schändlichen Ausschweifungen, und die damit immer von ihm verbundenen Andächteleyen gleich lächerlich und verächtlich machte. Die Guisen hatten abermal die Oberhand bey dem Bund, den die Katholicken unter dem Namen der Lige errichtet hatten. Der Abscheu, den die Kalvinisten gegen dieses Haus gefaßt hatten, flössete ihnen nur mehr Muth ein; bis endlich sowohl die lothringischen Prinzen durch Veranstaltung des Königs, als auch dieser durch die Hand eines fanatischen Katholicken gemeuchelmördet worden.

Nun ward endlich durch die Grundgesetze des Königreichs und durch seine Geburt ein Fürst Heinrich IV auf den Thron gerufen, der im Stand war, dem Unheil, wo nicht ein End zu machen, wenigst einen Damm entgegen zu setzen, um seine Wuth aufzuhalten. Allein eben die Furie, welche bisher alle die Unglücke so das Königreich verheerten, gestiftet hatte, versperete diesem würdigen Fürsten den Zugang zum Throne. Er war selbst von Kalvinisten und nach der Lehre Kalvins erzogen. Mehr brauchte es bey den Katholicken nicht, um alle übrige grosse Eigenschaften in ihm zu mißkennen. Er versprach endlich sich in der katholischen Lehre unterrichten zu lassen, und dieß machte einige Gemüther geschmeidiger. Dem unerachtet mußte er noch Schlachten lieferen und vieles Blut vergiessen, ehe Paris, das die härteste Belagerung aushielt, ihm die Thore eröfnete; und erst nachdem

er sich selbst zu der katholischen Kirche bekannte, 1593. den 25. Jul. unterwarf sich endlich nach und nach das ganze Königreich.

Da nun so viel Blut vergossen, so lange sinnlos gewüthet worden war, begriff man es endlich, daß Gewaltthätigkeit zu nichts diene, und daß man sich dazu verstehen müsse, unerachtet der ungleichen Religionsmeynungen dennoch in gutem bürgerlichen Frieden mit einander zu leben. Die Nothwendigkeit der Sache war nun fühlbar genug, und Heinrich machte sie endlich durch das berühmte Edikt von Nantes 1585. auch gesetzmässig. Durch dieses Edikt ward nun den Protestanten die freye Ausübung ihrer Religion, an allen Orten, wo dieselbe bereits eingeführt war, zugesichert, und sie zu allen Gerichts- und Kammerbedienungen gleich den Katholicken für fähig erkläret; und so legte sich endlich der Sturm, den das Ketzerrichten, Ketzerverdammen, und Ketzerverbrennen schon unter dem 6ten der vorhergehenden Könige erreget, und die unter dessen Nachfolgern immer fortgesetzten Verfolgungen zu einem immer fürchterlicheren Ungewitter, das endlich mit einem bürgerlichen Krieg losbrach, zusammengehäufet hatten.

Der Friede war also endlich auf eine Art hergestellt, von der sich eine Dauer erwarten ließ. Der gute König, dem Frankreich seine Rettung zu danken hatte, und dessen Andenken die Nation heut zu Tage noch dankbar segnet, und stets fort segnen wird, so lange Menschengefühl in den Herzen der Franzosen wird statt finden, mußte doch noch im Schoosse des Friedens das Opfer derjenigen Wuth werden, die er so glücklich gehemmet hatte, und durch die Hand eines fanatischen Meuchelmörders sterben, dessen Herz durch einige von

den Jesuiten gehaltene Religionsexerzizien zu dieser Greuelthat verrückt worden war. Aber auch mit dem Frieden sah es bald nach seinem Tod abermal mißlich aus. Das ist das schlimmste bey der römischen Politik, daß sie durch ihre religiöse Verderbung sittlicher Grundsätze, die Treue öffentlicher Traktaten stets fort schwächet, und dadurch die Nationen in die Nothwendigkeit eines ewigen Mißtrauens setzet, welches nichts anderes als einen ewigen Krieg, und eine ewige Verwirrung nach sich ziehen kann. Die Protestanten mußten nach dem Tod Heinrichs die schlimmen Folgen hievon gar bald gewahr werden. Die ihnen zugesicherten Rechte wurden als erpreßte, von der Willkühr des Königs abhangende Privilegien ausgedeutet. So angesehen machte man sich kein Bedenken daraus, dieselbe, wie man nur wollte, einzuschränken, und hielt ihnen davon gerade so viel man wollte, eben als ob man ihnen gar nichts versprochen hätte. Wie konnte es anderst seyn, als daß sie abermal zu den Waffen greifen mußten, um dasjenige noch einmal zu erkämpfen, was sie schon einmal erkämpft hatten, und nun wieder durch Treulosigkeit der Katholiken verlieren sollten? Hatten sie nicht Ursache neue Bartholomäusnächte zu besorgen, da man schon wieder mit eben jener verruchten, tükischen Politik anfieng, welche auch damal ihre Meuchelmörderinn war? Die Protestanten formirten bald wieder einen Bund und rükten ins Feld. Die eine Hälfte von Frankreich stuhnd wieder gegen die andere Hälfte. Der Krieg war wieder so weitaussehend und fürchterlich als jemal. Der Hof wußte aber dießmal etwas leichter zum Frieden zu kommen, als ehehin. Er korrumpirte die obersten Anführer der kalvinischen Parthie, und diese waren feige genug, den

gemeinen Nutzen ihrem eigenen Interesse auf das schändlichste aufzuopfern. Force und Chatillon erhielten den Marschallstab, le Siguiere den Degen des Connetabels, andere Geld und beträchtliche Jahresgehalte, und Rohan, der das Haupt dieser Parthie war, und von dem man ein so schändliches Betragen gar nicht erwartet hätte, ließ seinen Religionseifer mit dem Herzogthum Valois geschweigen. So ward der Vertrag zu Privas 1622. geschlossen, wodurch zwar das Edikt von Nantes in seinen Worten bestätiget, in seiner Kraft aber gänzlich geschwächt wurde.

Da die Protestanten sich noch nie so stark gefühlt hatten, als dießmal, so hatten sie die bedenklichsten und weit aussehendensten Plane entworfen. Sie glaubten den Grund ihrer Unsicherheit in der Verfassung des Reichs endlich gefunden zu haben. Ein Monarch, der sobald er die Kraft hatte das Parlament zu überwägen, oder die Geschicklichkeit besaß es zu korrumpiren, nichts mehr vor sich fand, das seinem willkührlichen Herrschen hätte Schranken setzen können; ein Monarch der über das dem römischen Hof mehr oder weniger ergeben war, und die Jesuiten, oder andere derley päbstlich gesinnte Geschöpfe stets um sich hatte, ihnen mehr, als keinem Minister anvertraute, sein Herz vor ihnen entfalltete, in der Gewissensleitung ganz von ihnen abhieng, ein solcher Monarch schien ihnen ein sehr verdächtiger Gewährsmann für ihre Sicherheit, da sie die Schlüpfrigkeit des katholischen Gewissens allgemach kennen gelernt hatten, und nebst den alten Proben der Treulosigkeit täglich noch neue erhielten. Sie faßten also den Plan, das Königreich in 8 Kreise, als gleichsam in eben so viele unter sich verbundene Republiken zu theilen, kurz den französischen

Staat auf den Fuß des deutschen einzurichten. Von dieser Regierungseinrichtung versprachen sie sich eine sicherere Dauer ihrer mit so vieler Anstrengung errungenen Religionsfreyheit. Dieß war der Plan der Kalvinisten, dessen Ausführung der Hof durch die Korrumpirung ihrer Chefs und den Frieden zu Privas zu verhindern gewußt hatte.

Diesen Plan scheinen die Protestanten von Frankreich seit jener Zeit auch nicht mehr verlassen zu haben.

Gegen die Untreue des Hofes hatten sie bald wieder zu klagen. Unweit Rochelle, dem Hauptort der Kalvinisten, war ein Fort, welches vermöge des Friedens zu Privas von dem Hofe hätte demolirt werden sollen. Allein der Hof ließ es beym Versprechen bewandt seyn, und kam nicht an das Vollziehen. Es kam also wieder zu den Waffen. Allein Richelieu, für einen Minister ein geschikter Mann, der unter dem Namen Ludw. XIII. die Regierung führte, wußte die Sache des Hofes so gut zu führen, daß die Protestanten wenig ausrichteten, ja daß sie den Frieden 1626. noch mit einigem Nachtheil schlossen, ob sie gleich die Freyheit der Religion auch durch diesen Frieden abermal auf den Fuß sicher stellten, wie die Sachen vor Ausbruch des Kriegs waren.

Da aber Richelieu die Schwächung, und wo möglich die gänzliche Unterdrückung der Kalvinisten in seinem Herzen beschlossen hatte, so ward dieser Friede um nichts besser gehalten, als die vorigen. Es stuhnd wenige Jahre an, so war man wieder mit einander auf dem alten Fleck. Man gab den Kalvinisten durch vertragswidrige Behandlungen Stoff genug zu Klagen, damit man so einen Vorwand hätte, sie als unruhige Köpfe, als Aufrührer zu behandeln.

Der Krieg gieng von neuem an. Die Kalvinisten suchten sich durch Bündnisse mit auswärtigen Höfen zu verstärken. Richelieu war ihnen überall zuvorgekommen. Das einzige Engelland nahm sich ihrer an. Aber auch diese Hülfe wußte ihnen Richelieu in der Folge abzuschneiden. Nun gieng man auf Rochelle los, den Hauptort der Kalvinisten, auf dessen Stärke sie sehr viel rechneten. Sie vertheidigten ihn mit all der Wuth und Hartnäkigkeit, welche Freyheits- und Religionsliebe einzuflössen im Stande sind. Er ward ihnen dannoch genommen, und mit Rochelle schien auch der Muth und das Glük gänzlich verloren zu seyn. Wo sie sich einliessen, zogen sie fast immer den kürzeren. Die Städte, welche sich tapfer vertheidigten, wurden von den königlichen Truppen um so viel grausamer behandelt. Als Privas sich nicht mehr halten konnte, suchten die Einwohner während der Nacht zu entwischen, und flüchteten sich auf die Gebirge. Die meisten davon wurden von den sie verfolgenden Soldaten erwürgt. Die Stadt ward geplündert und verbrannt. Die Festung, wohin die Garnison sich geflüchtet hatte, wurde mit Sturm eingenommen. Fast alle wurden darinn getödet. 50 von denen, welche das Feuer verschont hatte, wurden aufgehangen, die übrigen, noch 200 an der Zahl auf die Galleeren geschickt. Man ließ sich durch das Uebermaaß der Grausamkeiten schrecken. Viele Städte ergaben sich. Der Hof brauchte seine Praktiquen. Der Adel fiel meistens, einige aus Furcht, andere aus Hofnung von der Parthie der Kalvinisten ab. Man mußte sich den Frieden gefallen lassen, wie man ihn erhalten konnte. Der Hof begnügte sich für dießmal die Niederreissung der Festungswerke zu fodern. Die Religionsübung ward ihnen wie-

vorhin frey gestellt, das ist, sie war der Willkuhr des Hofes überlassen. Man that dieß nur, um den Gewaltthätigkeiten hiedurch einen besseren Anstrich, und den Schein zu geben, als ob sie nicht der Religion sondern des Ungehorsams wegen gegen sie seyen gebraucht worden. Der Hof verlor durch diese scheinbare Mässigung nichts. Er konnte sich wohl damit begnügen, seine Gegenparthey so geschwächt und entblößt hingestellt zu haben, daß es nun einzig auf ihn ankam, wenn er die gänzliche Unterdrückung vollziehen wollte.

Ludwig XIV. war es vorbehalten den Streich gänzlich auszuführen, den die allerchristlichsten Könige seine Vorfahrer so lange im Sinne führten, und Richelieu so geschickt vorbereitet hatte. Man glaubte nun endlich besser gelernt zu haben, wie man den Bekehrungskrieg mit den Ketzern zu führen hätte. Man beschloß statt der grossen Attaquen, die man bisher gewagt hatte, lieber den Feind durch kleine Scharmützel zu schwächen, bis der günstige Zeitpunkt sich zeigen würde, da man ihn ohne grosse Gefahr und Mühe gänzlich zu Boden schlagen können würde. Ich werde das weitere mit den Worten eines gewiß unverdächtigen Schriftstellers erzählen Abbé Ducreux l'hist chret. Siecle. XVII. „Alles „wurde angewendet; Schärfe und Milde, friedsame „Ermahnungen; gutverfaßte lehrreiche Schriften, mi„litärischer Zwang; Belohnungen für jene, welche den „Irrthum abschwören; Ausschliessung von Aemtern, „und Ehrenstellen gegen diejenigen, welche ihm nicht „entsagen wollten; zum Unterricht der Jugend gestif„tete Häuser, indem man hier, wo die Vorurtheile „noch nicht so tief gewurzelt waren, und der Wahr„heit keinen so starken Widerstand entgegen setzten,

„am ehesten etwas auszurichten hofte; aufgeklärte „und zugleich liebreiche Personen, welche die Provin„zen durchwanderten, über die streitigen Meynungen „öffentliche Unterredungen hielten, Allmosen austheil„ten, die ihnen vom Monarchen anvertraut waren; „endlich auch Truppen, welche zuweilen in jene Theile „des Königreichs abgesandt worden, wo sich die Sek„tirer am hartnäkigsten, und ungeberdigsten zeigten, „nicht um sie zu nöthigen, sondern nur sie zu schre„ken. (*Eine seltsame Freyheit*) Auf diesem Fuß stuhnd also nun die durch so viele Verträge zugesicherte, freye Religionsübung der Kalvinisten. Was war nun der Erfolg von diesen aus **Kunst, Zwang und Verführung** gemischten Bekehrungsmitteln? Der nämliche Schriftsteller soll es uns sagen. „Durch diese „verschiedene Mittel vereinigten sich wieder viele Kal„vinisten mit der katholischen Kirche. Glückselig, wenn „es mit Aufrichtigkeit geschehen ist. Indessen hatte „doch wenigst die Bekehrung derjenigen, die es mehr „aus politischen und eigennützigen Absichten, als aus „wahrer und innerlicher Ueberzeugung gethan haben, „den Vortheil, daß die Kräfte der Ketzerey geschwächt „wurden, wenn schon die Absichten des frommen Für„sten noch nicht gänzlich erfüllet waren.„

Sie waren wohl ziemlich erfüllet, denn so konnte man nun das so oft mal gegebene Wort herzhaft brechen, und mit der **Widerrufung des Edikts von Nantes** keklich hervorrücken. Dieß geschah auch würklich den 22ten October 1685. nachdem man vorhin noch alle mögliche Maaßregeln genommen hatte, daß sich nicht viele Kalvinisten bey dem Widerruf dieses Edikts aus dem Land flüchten möchten. So wenig Vertrauen setzte man selbst von Seiten des Hofes auf diese erzwungene

Bekehrungen! „ Den Kalvinistischen Ministern, welche sich weigern sollten, die katholische Religion anzunehmen, ward befohlen, das Königreich zu verlassen; und es giengen in der That mehr als 600. fort. Anderen Kalvinisten war unter strengster Strafe verboten, die Oerter ihres gewöhnlichen Aufenthalts zu verlassen, oder etwas zu verkaufen, zu verschenken, oder auf was immer für eine Art zu veräussern, welches die Absicht in fremde Länder zu gehen hätte anzeigen können. In gleichem wurde eben so scharf den Seeleuten und anderen verboten, ihre Entfliehung auf was immer für eine Art zu begünstigen. Die Zugänge der Häfen, und andere zur Einschiffung bequeme Orte wurden genau bewachet, um die Ueberfahrt der Leute, und ihrer Güter zu verhindern. „ Man muß gestehen, Ludwig XIV. und seine Beichtväter und Ministerium waren gute Seelenjäger. Sie wußten das Wild recht gut einzuthun. Nicht einmal das Flebile beneficium Emigrationis wurde den armen bedrängten Kalvinisten gegönnt, die durch so viele Friedensschlüsse auf weit bessere Rechte die Zusicherung so oft erhalten hatten. Das heiß ich mir recht im Geiste Jesu Christi bekehren. Wir müssen aus dem Erfolg sehen, wie liebreich diejenigen, die es angieng, diese Bekehrungsart mögen gefühlet haben.

Ungeachtet dieser Vorsichten, und Befehle fanden die Kalvinisten, welche lieber das Vaterland meiden, als ihrer Religion entsagen, oder ohne Ausübung derselben leben wollten, Mittel mit ihren Weibern, Kindern, und was sie in der Eile von Geld zusammen bringen konnten, zu entwischen. Es waren dieses Kaufleute, Künstler,

Handwerker von allen Gattungen, welche zu Manufakturen konnten gebraucht werden. Einige Schriftsteller haben die Zahl dieser Flüchtlinge übertrieben. Die es am besten wissen mochten, und ihre Anzahl genau berechnet haben, schätzen den Verlust, welchen das Königreich bey dieser Gelegenheit an Einwohnern erlitten hat, auf 80,000. Seelen. Sie brachten zu den Ausländern mit ihren Talenten und ihrem Fleiß auch unsere Künste, unsere Fabriken, und was noch köstlicher ist als alles, jenen französischen Geschmack, um welchen uns andere Nationen immer beneiden, ohne ihn nachahmen zu können. Engelland, Holland, Preussen und andere protestantische Länder haben sich um die Wette beeifert, diese nützliche Flüchtlinge gut aufzunehmen, ihnen Pflanzstätte und Mittel an die Hand zu geben, um sich durch Handlung und Fleiß zu bereichern.

Man hatte schon unter Colbert ein dergleichen Projekt. Aber dieser Schöpfer und Beförderer der Manufacturen und Künste widersetzte sich demselben. Er sah die Folgen davon ein. Seine Nachfolger mißkannten, lästerten seine Grundsätze und vortrefliche Einrichtungen. Sie betrachteten die Protestanten nur in Rücksicht ihrer Glaubenslehre, und ihres Gottesdienstes, welcher diese Leute auf eine gewisse Weise von der übrigen Nation absonderte. Sie betrachteten nicht den Bürger, den der Staat zu erhalten hätte suchen sollen. Um Ludwig XIV. einen Geschmack an diesem Project beyzubringen, brachte man ihm die ganze Geschichte des Kalvinismus, von der Zeit seiner Einführung in Frankreich bis zur Einnahme von Rochelle ganz rührend vor. Man

schilderte ihm alle die Uebel, welche ehedessen diese so zahlreiche und mächtige Sekte in dem Königreiche verursachet hätte, alles Blut welches sie hätte zu vergiessen machen, allen Verdruß, den sie den Königen, seinen Vorfahren, und besonders Ludwig XIII. seinem Vater gemacht hätte, der so viele Mühe gehabt habe, ungeachtet des Genies des Richelieu sie zu unterjochen. Vermuthlich aber verschwieg man die Treulosigkeiten und Ungerechtigkeiten, durch welche man sie hiezu nöthigte. Man malte ihm die Kalvinisten ab als stutzige unbiegsame Menschen, welche nur Unabhängigkeit athmeten; welche im Herzen nichts weniger als Franzosen wären (warum dann nicht Franzosen?) und welche nicht unterlassen würden, die Waffen zu ergreifen, und sich zu den Feinden des Staats zu schlagen, sobald Frankreich einiges Unglück betreffen sollte, das im Stand wäre, ihre Hofnungen rege zu machen. Man stellte ihm vor, daß die Privilegien, welche sie besässen, mit Gewalt erzwungen, und aus Noth ihnen zugestanden worden; daß sie nur das Werk des Aufruhrs und der Gewaltthaten wären, und daß dergleichen abgedrungene Edikte schändliche Denkmäler für die höchste Macht seyen, und dieselbe handhaben heisse, dem Geist der Unabhängigkeit Nahrung geben; man übertrieb die mindesten Bewegungen, so in den Provinzen entstunden, wo die Kalvinisten etwas zahlreicher waren; man legte die Schuld von einigen auf alle, welche in der Religion mit jenen einstimmten. Endlich waren die Thätigkeit der Protestanten in der Handlung, ihr Fleiß in nützlichen Künsten, die Vorschritte, die sie hierinn

ge-

gemacht hatten, die Reichthümer, welche sie aus diesen Quellen gezogen hatten, das ist eben jene Gründe, warum man sie hätte schonen, und dem Staat erhalten sollen, in den Augen derjenigen, welche der König über diese Sache zu Rath zog, eben so viele Beweggründe, um ihren Untergang zu beschleunigen; und weil sie verständig, arbeitsam, zum Handel, Gewerb, auf welches sie sich verwendeten, geschickt waren; weil sie ihre Arbeit, und Emsigkeit zum Glück geführt hatte, so machte man den Schluß daraus, daß sie gefährlich werden könnten. Um nun von dem Monarchen zu erhalten, was man doch einmal wollte, griff man ihn an den beyden Orten an, wo man wußte, daß er am empfindlichsten wär, an der Liebe zum Ruhm, und an der Eifersucht um das Oberansehen. Der Ruhm, den man ihm zeigte, in dem Titel eines Beschützers der Religion, welchen er verdienen würde, wenn er der Ketzerey den letzten Streich beybrächte, und das Oberansehen. Man beredete ihn nämlich, daß das sicherste Mittel dasselbe innerlich zubefestigen wäre, für allzeit eine Sekte niederzuschlagen, welche so lange Zeit gegen die höchste Gewalt gerungen hätte.

So kam man endlich zum Ziel, und Ludwig ward bis an die Sterne erhoben, weil er das Königreich ruinirte. Aber heut zu Tage betrachtet man die Sachen nicht mehr unter dem nämlichen Gesichtspunkt; sey es daß die Erfahrung der Politik richtigere Aussichten verschaffet; sey es daß man die Grundsätze der bürgerlichen Duldung besser eingesehen habe. Man bedauert, man bejammert den Verlust dieser Menge arbeitsamer Leute, wel-

che unsern Nachbarn, unsern Nebenbuhlern dasjenige zubrachten, was sie wirklich besassen, und Talente, welche sie sonst zum Nutzen des Vaterlandes verwendet haben würden. Man denkt, daß, wenn der Rath Ludwigs diese Sache besser bedacht, mehr gerechnet hätte, er nicht so viele nützliche Bürger in die harte Nothwendigkeit versetzt haben würde, aus dem Lande zu ziehen, wodurch der Staat in Rücksicht der Handlung, des Reichthums, und der Bevölkerung so grossen Schaden litt. Man setzet hinzu, daß der Herzog von Savoyen, welcher nach dem Beyspiel des Allerchristlichsten *) Königs im Jahr 1686 die Einwohner der Thäler von Lüserne, St. Martin, Perusa rc. welche mit den Irrthümern des Kalvins ebenfalls angesteckt waren, aus seinen Staaten verjagt habe, als er den Schaden merkte, den er sich durch diese übertriebene Strenge zugezogen, er alsobald geeilet habe, ihre Wiederkehr zu begünstigen, und ihnen alle ihre Freyheiten wieder zu geben, welche sie bis dahin genossen hatten.

Frankreich fühlet also seine Schmerzen, und erkennet, daß es seine Lobeserhebungen über eine Sache verschwendet hat, die es vielmehr niemal genug wird bedauern können. So viel Blut dem Staatskörper abgezapft, mußte eine Schwäche zurück lassen, welche gewiß schlimmer ist, als die Krankheit, die man da-

---

*) Rex christianissimus, catholicus, apostolicus &c. Diese Titel haben immer so viel gekostet, daß man sich den Titel eines Nero oder Caligula hätte darum erkaufen können. Wie können doch die Regenten sich von dem römischen Hof mit solchem Tand äffen lassen!

durch heilen wollte. Wäre der Körper nicht so veget an sich, und hätte nicht in sich noch so gute Assimilationskräfte gehabt, um diesen Verlust wieder nach und nach zu ersetzen, so hätte die Schwäche wohl gar tödtlich werden können, wie dem König von Sardinien bey seinen schwächeren Staaten so was ahndete. Wenn also auch gleich der Zweck, den Ludwig XIV. sich vorsetzte, und auf welchen der Hof mehr als ein Jahrhundert, ja man kann sagen, seit Franz I. fast unausgesetzt hinarbeitete, erreicht ist; so hätte zwar die Religionseifrige Staatsklugheit einen Sieg davon getragen, aber doch immer einen Sieg, der für den Staat verderblicher war, als selbst ein unglücklicher Krieg, einen Sieg, der nur verheerte, und dem Staatskörper eine wegen ihrer Tiefe fast unheilbare Wunde schlug.

Wie aber wenn der Zweck gar nicht einmal wäre erreicht worden? Wie wenn durch den vermeinten Sieg die Kriegsflamme nicht ausgelöscht, sondern nur unter die Asche verscharrt worden wäre, um mit der Zeit von einem günstigen Hauch angefacht, nur desto wütender ausbrechen zu können? Wenn die Sekte, die man ausrotten wollte, mit Klugheit sich in die Zeiten geschickt, und sich nur etwas mehr vor ihren Feinden verheimlichet hätte? Hätte dieß nicht seyn können? Hätte sie nicht wohl gethan? Wäre dieß nicht das gelindeste und sicherste Mittel gewesen, was sie ihren Verfolgern, und dem ungestümen Zudrang hätte entgegen setzen können? Warum sollte ich gerade zu dem Scheiterhaufen zugehen, wenn mir neben um zum Ausweichen auch noch ein Weg offen stehet, auf dem ich mich retten kann, ohne jemand zu beleidigen? Und wer weiß, was man gethan hat? Wir sehen die grosse Revolution, welche in diesem Reich zu unseren Zeiten

vorgegangen ist. Ganz Europa ist in Erstaunen gesetzt. Ein politisches Erdbeben, das fürchterlichste und für die Menschheit vielleicht auch zugleich das wohlthätigste, das je noch gesehen worden, hat dieses blühende Königreich erschüttert, den Thron umgestürzt, die alte Regierung zertrümmert. Von Lisabon bis Petersburg, durch ganz Europa durch wird der unsanfte Stoß empfunden, und alle Thronen scheinen wankend den Einsturz zu drohen. Vom tiefen Schlummer gefühlloser Stupidität aufgeweckt raffeu die Nationen sich auf, und staunen halb betäubt das grosse Werk an, das sich vor ihren Augen erhebt, den Thron der Freyheit, der Vernunft und Menschenliebe auf den kollossalischen Ruinen des gesetzlosen Despotismus; — wissen nicht, ob sie noch träumen, oder würklich wachen, ob es Zauber oder Würlichkeit ist, was sich vor ihren Augen darstellet; harren unter stillen Wünschen, unter banger Furcht und Hofnung, unwissend ob sie die Rückkehr der tiefesten Barbarey, oder des goldenen Zeitalters zu erwarten haben möchten. Schnelleren Uebergang von der tiefesten Sklaverey zur unbeschränktesten Freyheit, plötzlichere Umschaffung der Sittlichkeit vom kriechendsten Hoflaster zum höchsten Edelmuth, großmüthigere Aufopferung zum Wohl der Menschheit von Menschen, die bis daher in allen ihren Unternehmungen nur sich selbst zu suchen gewohnt waren; ernstlichere Entschlossenheit seine Nebenmenschen wahrhaft brüderlich zu umfangen, und in den grossen Plan des Schöpfers und seines Gesalbten einzustimmen; ein grösseres, in seinen Folgen wichtigeres, in seiner Entstehungs- und Ausführungsart sonderbareres Schauspiel mag die Welt schwerlich jemal gesehen haben, oder je noch in Zukunft zu sehen be-

kommen. — Lasset uns inzwischen der Bescheidenheit eingedenk seyn, und in stiller Anbetung die Zeit erwarten, bis es der göttlichen Vorsehung gefällig seyn mag, ihr Werk zum Wohl der Menschheit der Vollendung, oder wenigst der weiteren Entwickelung näher zu bringen. Sey es auch dem Menschenfreunde erlaubt, das unglückliche Loos der Menschheit, die das Gute selbst nie ohne sehr viel Böses zu Stande zu bringen vermag, mit einem tiefen Seufzer zu bejammern, und das Blut seiner Brüder mit seinen Thränen von dem befleckten Erdboden wegzuwaschen.

Wenn wir indessen auf diese grosse Begebenheit, ihre Ursachen, Veranlassungen und Quellen, in so weit dieselbe in dem Gebiete der menschlichen Kenntnisse liegen, einen aufmerksamen und nachdenkenden Blick zurück werfen, und mit einem forschenden Aug den Tiefen nachspüren, so werden wir nicht ohne Grund auf die Muthmassung verfallen, daß sich die brennbaren Materien, die dieses allerschütternde Erdbeben erregt haben, in den alten Vorrathskammern aufs neue gesammelt haben möchten. Der kühne Plan hat er nicht die auffallendeste Aehnlichkeit mit jenem, worüber ehehin in Rochelle gebrütet wurde? und die rasche Ausführung gleichet sie nicht vielmehr einer wüthenden Rachgier, als einem blos patriotischen Eifer? Der Sturz des Adels, die Musterung der Geistlichkeit, die Fesselung des Ministeriums, die Einschränkung des Hofes, die Herabwürdigung, die Zernichtung der königlichen Autorität, sind dieß nicht lauter solche Verfügungen, wodurch man sich wegen alter erlittenen Beleidigungen zu rächen, und zugleich gegen künftige Treulosigkeiten sicher zu stellen scheint? — Die gänzliche Gewissensfreyheit, die Zurückführung der Gesetz-

gebung und des Besteuerungsrechts auf die Nation, und den Kern der Nation; die nach dem Landesbezirk, der Bevölkerung, dem Reichthum modifizirte Theilnahm an der Suveränität; die Eintheilung des Königreichs selbst; die festgesetzte Abänderung des gesetzgebenden Senats sind lauter Einrichtungen, die gewiß nicht von einem ungefähren Einfall herrühren. Es liegt ein alter, immer mehr ausgearbeiteter Plan zum Grunde, der seine Anhänger zu eben der Zeit, da er sich öffentlich zeigte, schon durch das ganze Königreich hatte, und seit langem in Geheim gehabt haben muß. Wie hätten sonst so plötzlich durchs ganze Königreich die nämlichen Unruhen nnd Bewegungen sich zeigen können? Alles ist, wo nicht das Werk, wenigst ganz nach dem Wunsch jener Sekte, welche Ludwig XIV. vertilgt zu haben glaubte. Man möchte sagen, die Sekte seye unterlegen, aber ihre Grundsätze haben gesieget. Und dennoch waren es eben die Grundsätze, die man vertilgen wollte, vertilgt zu haben glaubte. Staat und Religion haben sich nun endlich auseinander gelöset. Aber wie gut wäre es für Frankreich gewesen, wenn sich dieselbe nie in einander verwickelt gehabt hätten. Höchst wahrscheinlich würde das Königreich jene förchterliche Krise niemal haben ausstehen müssen, mit der es gegenwärtig kämpfet, und wobey das schon mit dem Tode ringende Ungeheuer der Eigendünkelmacht aus seinem Höllenschlund noch all sein Gift aushauchet, und seine äussersten Kräfte anstrenget, sich wenigst noch für eine Weile zu erhalten, und die arme Menschheit, so lange als möglich zu tyrannisiren.

Die herrschende Religion erzeigte hiebey gegen den sie nährenden Staat ihre gewohnte Dankbarkeit, und

trug durch den Mund und das verführende Beyspiel ihrer fanatischen Priester das ihrige getreulich dazu bey, um die Scharfsichtigen in diesem kritischen Zeitpunkte auf alle Weise irre zu machen, und wo möglich das grosse Werk der Menschenerlösung vor seiner Vollendung zu stürzen. Die Heucheley nahm ihre gewohnte Larve vor. Man hielt sich an die kurzsichtigen, und machte den für sich schon engen Seelen durch tausend boshafte Verdrehungen der heilsamsten Absichten, durch tausend an sich eben so lächerliche, als in ihren Würkungen und Folgen gefährliche Scrupel so bange als möglich. Man zeigte den durch Vorspiegelung der Religion geblendeten Menschen, vorzüglich jenen der niedrigsten Klasse, welche aus dem Staub zu erheben doch eben zu der Zeit so großmüthig und ernstlich gearbeitet wurde, die Hölle so zu sagen unter ihren Füssen offen, und suchte sie so gegen ihre grösten Wohlthäter zu erbittern, aufzuhetzen, zu bewafnen, und wo es weiter nicht zu bringen wäre, wenigst mißtrauisch zu machen. Wer kann es begreifen, wie doch ein so grosser Theil der katholischen Geistlichkeit sich weigern, sich endlich offenbar wiedersetzen durfte, einen Eid abzulegen, den die Nation als eine Gewährleistung bürgerlicher Treue bey diesen bedenklichen Umständen zu fodern für nöthig fand, einen Eid, der sie weiter zu gar nichts verpflichtete, als zu dem, zu was jeder Geistliche ohne Ausnahm in der ganzen Welt für sich schon verpflichtet ist? — Wo ist ein Land, oder auch nur ein Dorf auf Gottes weitem Erdboden, wo der Geistliche nicht verbunden ist, sich nach den Landesgesetzen zu fügen, das heißt, der Nation, dem Gesetz, und den gesetzmässigen Sachwaltern der ausübenden Gewalt getreu zu seyn? — Haben

also diese störrischen Köpfe sich durch Verweigerung dieses Eides ein Recht beylegen wollen, zur Treuelosigkeit gegen die Nazion, oder gegen ihre gesetzliche Verfassung? Wer sollte dieß begreifen können, daß sich die Geistlichkeit, oder wenigst ein beträchtlicher Theil de selben eines solchen Frevels laut vor der ganzen Nation anmassen durfte? — Ist aber ihre Weigerung nicht so zu verstehen, so möchte ich doch wissen, was sie eigentlich damit haben sagen wollen. — Ich bin versichert, daß sie es selbst nicht wissen, — und die es wissen, werden sich wohl hüten, das eigentliche, wie es gemeint seyn möchte, zu sagen. — Nämlich ob gleich die ganze Konstitution nicht einen einzigen Punkt festsetzte, wodurch selbst nach dem Urtheil der scrupulösesten Katholizität dieser bis dahin herrschenden Religion in dem wesentlichen zu nahe getretten wurde, so besorgte doch die Geistlichkeit, daß dies in Zukunft geschehen möchte, wenn die Nation sich so das Recht anmassete, ihre Gesetze und Einrichtungen aus eigener Suverainitätsgewalt festzusetzen, ohne die Geistlichkeit hierüber um Rath zu fragen, oder um ihre Einwilligung zu bitten. — Auch diese an sich zwar ebenfalls unnöthige Bangigkeit war nicht die einzige, noch auch die hauptsächlichste Ursache der Weigerung *).

---

*) Ich nenne diese Bangigkeit unnöthig. Denn fürs erste wird ein Staat, der ausdrücklich und absichtlich seine Einrichtungen so fasset, daß keine der duldsamen Religionen dadurch weder beleidigt noch begünstigt werden möchte, niemal so weit vorschreiten, daß durch diese Vorschritte die in ihren Schranken sich haltende Reliligion wahrhaft über Bekränkung sollte zu klagen haben. Sollte aber ein Staat auch würklich das alleräusserste thun, und mit Verbannung des Christenthums das Heidenthum selbst wieder einführen wollen, so sehe ich doch nicht, wie

Die Geistlichkeit sah sich durch die neue Einrichtung auf den Fuß des Bürgers, nach ihrer Meynung herab, nach meiner Meynung hinauf gesetzt. Des Dominirens, der Exemtionen, der Privilegien, des noli me tangere gewohnt war diese Aenderung ihren schwachen Nerven unerträglich. Sie wollten den Status in Statu behaupten; das Zusammenschmelzen mit der allgemeinen Bürgermasse schien ihnen schimpflich, unbehaglich, erniedrigend, auch in Rücksicht der Einkünfte gar zu bedenklich und nachtheilig. Hier war also die Larve der Religion nöthig, um den schändlisten Geld- und Ehrgeitz, die Hab- und Herrschsucht zu decken. Allein die Larve versagte ihren Dienst. Sie war schon zusehr durchlöchert, als daß man den darunter verstekten Schalken nicht hätte gewahr nehmen sollen. Wie sie ihre äusserst unbesonnene Vermessenheit auch immer verkleistern mögen, so werden sie dieselbe doch niemal vor der vernünftigen Welt entschuldigen, viel weniger rechtfertigen können.

Und der römische Hof durfte sich unterstehen, die-

---

diejenige, die sich Christen, und Lehrer des Christenthums nennen, deßwegen berechtiget seyn sollten, Aufruhr anzuzetteln, oder ihre bedrängte Heerde zu gewaltthätiger Widersetzlichkeit gegen die vom Staat beliebte Landesgesetze aufzuhetzen. Auch in diesem betrübten Falle blieb der Religion, und ihren ächten Dienern nichts anderes übrig, als für ihre Verfolger zu beten, und entweder in abgelegenen Wildnissen oder ausser Landes eine Zufluchtsstelle für sich zu suchen; und in beyden diesen Ausfluchtsmitteln leuchtet vor uns die erste Kirche mit ihrem herrlichen Beyspiel, die es gar nicht unschicklich fand Gewaltthätigkeiten und Verfolgungen zu dulden, aber niemal sich berechtiget glaubte, gegen rechtmässige, obgleich heidnische, obgleich ungerecht handelnde Obrigkeiten sich mit Gewaltthätigkeiten zu schützen.

sen Frevelsinn öffentlich gutzuheissen, zu unterstützen, ihn auch den gutdenkenden zum Muster vorzustellen, und dieselbe sogar mit Androhung seiner Bannstrahlen zu Befolgung dieses Unsinns zu verpflichten? — Dieß durfte der römische Hof wagen zu einer Zeit, da sein Kredit so allgemein gesunken, seine Politik als die erklärte Hur längst allen Nationen zur Verachtung und zum Abscheu auf den Lasterstein ausgestellt war? — Römer, wo denket ihr hin? Habt ihr denn euere Köpfe verloren? — Hätte nicht die Klugheit erfodert sich in die Reste und Lumpen des ehemaligen Ehrenansehens so gut als möglich einzuhüllen, um wenigst noch für eine Weile mit diesen obwol abgetragenen doch immer noch etwas von ihrer alten Stickerey vorzeigenden Fetzen als den Zeichen einer ehemaligen Hochheit vor der Welt paradieren zu können? Habt ihr euch denn nicht mehr erinnert, was euch euere Widersetzlichkeit gegen den Eid der Suprematie ehedem in Engelland für Früchte getragen? — Kam euch gar der Sinn nicht daran, daß bey gleichem Freyheitsenthusiasmus ein ähnliches Schicksal euch in Frankreich begegnen könnte? Was könnte schimpflicher seyn, als mit der Sprache so weit voranrücken, und 60. Täge zur Ueberlegung und Rückkehr bestimmen, und denn, — da Ninive sich doch nicht bekehren will, darüber einschlafen, und sich anstellen, als ob man diese Kleinigkeiten wegen anderer Hausgeschäfte vergessen hätte? Hätte Rom das böse Gewissen, mit dem es hiebey zu Werke gieng, wohl augenscheinlicher verrathen können? — Niemal hat ein Feind von Rom durch alle nur ersinnliche Beschimpfungen diesen Hof so prostituirt, als er sich selbst durch sein unzusammenhängendes, offenbar nur auf boshafte Aufruhrstiftung ab-

zielendes Betragen gegen die französische Geistlichkeit und Nation prostituirte. — Wie wenn dieser Hof erst noch gestehen muß, daß seine Religion von der er sich den Schutzgott zu seyn glaubet, nirgends in einem wesentlichen Punkt angegriffen sey? — Würklich kann man dieß Bekänntniß so gut als für bereits abgelegt ansehen, da die päbstlichen hierüber ergangene Bullen immer nur von Bekränkungen der Kirche in Disciplinarsachen Meldung thun; und eigentlich den höchsten Schmerzen darinn an Tag geben, daß die Religion, und mit ihr die liebe Geistlichkeit vom Thron herab zu steigen genöthigt, und sogar ihre Rivalinnen friedlich neben sich zu dulden gezwungen werde; eine Sache gegen welche der Stifter der christlichen Kirche nach seinen Grundsätzen zu urtheilen, wohl schwerlich die mindeste Einwendung zu machen Lust hätte, wenn er sich zu einer sichtbaren Rückkehr auf Erden würdigen sollte.

Auch den guten Ludwig selbst getrauete man sich so in das Spiel mit zu verwickeln, und ihn so weit zuverleiten, daß er der von der Nation zu ihrem Heil vermeinten (freylich nicht gar zu wohl besonnenen) ihm eingeräumten Macht zu ihrem, und seinem eigenen Verderben mißbrauchen, mit advocatischer Rabulisterey sich an den todten Buchstaben halten, die Kraft der neuen Konstitution dagegen spöttisch eludiren, und seine Sanktion einem eben so höchst nöthigen als gleich heilsamen und durch Mässigung zugleich sich recht stark auszeichnenden Dekret versagen mußte, jenem Dekret nämlich, wodurch die widerspänstige Geistlichkeit in Monatszeit (gewiß eine günstige Bestimmung) das Reich verlassen, und so die Nation ihres bey weitem allergefährlichsten innerlichen Feindes, auf die ge-

lindeste Weise, hätte entlediget werden können und sollen. Seinen damaligen Rathgebern, seinen vom römischen Hofe sowohl als dem ehemaligen französischen Adel inspirirten Religionsheuchlern muß der bedauernswürdige Ludwig sein grosses Unheil allvorderst zuschreiben. Dieß sind immer die gefährlichsten Feinde so wie der Menschheit und Rechtschaffenheit überhaupt, also auch der Regenten, und ihrer rechtschaffenen Diener, welche ohne Maaß für die Religion eifern, und immer — immer hinter die Religion ihr eigen Interesse verbergen. Da muß nun alles aufgeopfert, alles gewagt werden um die Religion, das heißt um ihre zufälligen Vortheile zu schützen. — Wie konnten aber doch in dieser Sache die Religionsvorwände, deren auch so gar die feindlich gesinnte Monarchen in ihren gegen Frankreich erlassenen Manifesten sich als eines stimulantis, bedienen, wie konnten diese Religionsvorwände doch von einigem Gewicht seyn, da die Konstitution sich einmal so öffentlich und feyerlich zur Duldsamkeit erklärt hatte? Ist denn die katholische Religion die einzige, die um subsistiren zu können mehr als nur Duldsamkeit nöthig hat? Es ist unbegreiflich, wie eine Religion über Verdrängung, oder Bekränkung klagen könne, wenn dieselbe nicht nur tolerirende Duldung, sondern gesetzliche vollkommene Freyheit zugeniessen hat, und hierüber durch die Fundamentalreichsgesetze selbst garantirt, und auf das feyerlichste versichert ist? Offenbar rühren wohl die Klagen der so auf keine Weise bekränkten Religion nur von einem weibischen Neid her; offenbar schmerzt es die neidische Dame nur, daß ihre Aemulantinen ihr an die Seite stehen dürfen sollen, da sie dieselbe lieber unter die Füsse tretten, oder Hyänenmässig in Stücke zerreissen möchte.

Dieser von lange her eingewurzelte, zur Natur gewordene unduldsame Geist nur war es, der die französische Geistlichkeit zu ihrer schandbaren Eidesweigerung und zu jenen zu dessen eigenen größtem Unheil ausschlagenden dem guten Ludwig gegebenen Räthen und Anschlägen verleitete; und so spielte denn dieser alte Menschenfeind bey dieser neuesten Revolution abermal seine wichtige teuflische Rolle. Ich glaube aber, diese über den Eid, und dessen Weigerung entstandene Irrung dürfte die Nation wohl auf den Gedanken bringen, statt des Eides eine simple auf bürgerliche Treue sich gründende Zusage ohne den Anhängsel des Eides zu fodern. Wo keine Bürgertugend im Herzen ist, da wird der Eid auch, sey er so feyerlich er wolle, von geringer Bedeutungskraft seyn; und wo Bürgertugend ist, da hat das simple Wort des Bürgers gewiß eben die Kraft als der feyerlichste Eid. Es wäre also immer sicherer und grundsetzmässiger gehandelt, den Eid wegzulassen. Ausser dem daß dieser Eid wegen der religiösen Formalität selbst, ganz besonders als eine Gewissensache wird betrachtet, und so der Auslegung, der Erklärung, der Drehung und Wendung von Seite der Geistlichkeit, vorzüglich in Rücksicht schwacher Seelen, blos gestellt, und also etwelchermassen das Heil der Nation von der Willkühr des Clerii abhängig gemacht werden, so scheint es mir auch weiter hin für sich die unschicklichste Sache von der Welt zu seyn, daß die ganze bürgerliche Verpflichtung in einem Staat, dessen Verfassung ganz und gar nicht auf Religion beruhet, noch irgend auf eine Art innig mit dieser verknüpft ist, dennoch auf einen Religionsakt, auf einen Eid gegründet seyn soll. Es könnten gar wohl in Folge der Zeit solche

Umstände eintretten, da diese für sich schon nicht in rechter Lage und Verhältniß stehende Einrichtung bedenkliche Folgen haben könnte. Gewiß wäre es weit besser eine solche Sache in rechter Zeit abzuändern, die wohl unter gewissen Umständen schädlich, niemal aber nützlich seyn kann.

Nun aber, damit wir doch einmal mit den Ludwigen und mit Frankreich zu Ende kommen, so sage man mir, ob man je den Religionszwang geschickter anwenden, mehr durch Milde temperiren, mehr durch Hofkünste verfeinern und unterstützen könne, als es Ludwig XIV. gethan? So überzükert spührt man ja fast die Bitterkeit der Arzney nicht, und dennoch speien sie die Völker noch mit Unwillen von sich. Auch in dieser Gestalt erregte sie dem Staatskörper die heftigsten Konvulsionen. Lasset es euch also zur Warnung dienen, und brauchet dieses Mittel niemal; auch nicht einmal als Palliativ. Es greift immer zu sehr an. Es kann wohl töden, aber nicht lindern, vielweniger heilen. Ich tadle den Bekehrungseifer nicht gänzlich. Aber ich wünsche, daß er in seinen Schranken bliebe. Die Gründe desjenigen vorlegen, was man für Wahrheit haltet, ist recht, ist naturgemäß. Aber erpichet euch nicht darauf den Beyfall zu erzwingen. Setzet euch nicht in den Kopf, daß ihr nicht eher ruhen wollet, bis ihr nicht die Bekehrung auch würklich vollbracht habet. Was euere Gründe, und euere Geschicklichkeit im Vortrag nicht vermögen, das werden euere Gewaltthätigkeiten nicht möglich machen. Auf Unmöglichkeiten sich erziehen ist rasende Tollkühnheit.

In Engelland treffen wir mit dem Anfang der Reformation selbst den Defensor fidei den Erztheologen Heinrich VIII. auf dem Thron an. Eine sichere Vor-

bedeutung, was wir in dem Königreich selbst werden zugewarten haben. Niemal war ein fürchterlicherer Inquisitor auf Gottes Erdboden gesehen worden, als Heinrich VIII. Der caprizioseste Herr wird seinen Sklaven kaum willkührlicher und eigensinniger behandeln können, als Heinrich mit der Religion seiner Nazion schaltete und waltete. Er war selbst einer von den besseren Theologen seiner Zeit, und hatte ganz die Steifheit und Starrsinnigkeit, die dieser Gattung der Gelehrten so eigen ist. Nicht nur war er ein sehr eifriger Katholik, sondern sogar einer von den ersten, die gegen Luthern auf den Kampfplatz traten. Seine Schriften, die er gegen jenen herausgab, verschaften ihm jenen Ehrennamen, den wir ihm oben beylegten, und welchen auch unter allen Zerrüttungen, die er sonach mit dem römischen Hof hatte, zu behaupten er noch eigensinnig genug war. Seine theologischen Einsichten setzten ihn in den Stand sein eigen System sich zu entwerfen. So wie andere Fürsten von der Laune ihrer Theologen abhiengen, so hieng Heinrich nur von seiner eigenen Laune ab, und diese Unabhängigkeit führte ihn nur desto geräderen Wegs, zu dem eigenmächtigsten Religionsdespotismus. Ohnedem hatte er die Gabe nicht, die Stimme der Vernunft, und die Stimme der Leidenschaften von einander zu unterscheiden. Was ihn gelüstete, das dünkte ihn auch recht, und was ihn recht dünkte, das scheuete er sich nicht mit der grösten Gewaltthätigkeit, mit offenbaren Grausamkeiten durchzusetzen. Der ausschweifendste asiatische Despot kann keine höhern Begriffe von seiner Allgewalt haben, als Heinrich von der königlichen Macht hatte. Als Mahomed sein Joch den Völkerschaften auflegen wollte, hatte er doch wenigstens die Höflichkeit, Begeisterung,

göttliche Inspirationen vorzugeben, und ihrer Phantasie so die Annahm seines neuen Religionssystems zu erleichtern. Die Tyrannie wird erträglicher, wenn die Tyrannen die Mühe sich nehmen mögen, den Völkern glauben zu machen, daß sie die unmittelbaren Dollmetscher, und Werkzeuge der Gottheit seyen. Heinrich nahm sich diese Mühe nicht. Er gab das Religionssystem, das er einführen wollte, für nichts anderes aus, als für das, was es war, nämlich für sein eigenes System, und dennoch war er herzhaft genug, selbst unter Androhung der Todesstrafe Unterwürfigkeit, und unbedingte Annahm zu fodern. Das Gefühl der Menschheit revoltirte sich freylich gegen diesen despotischen Zwang, und die Desperation brachte hie und da das Volk zur Empörung. Allein Heinrich wußte die Empörung mit seiner Uebermacht, und nichts scheuenden Grausamkeit bald nieder zu schlagen, und von nun hatte die Nazion nur ein Gefühl, das Gefühl der tiefesten Sklaverey. Der Despot befahl, und man gehorchte. Die Aussprüche seiner Launen und Leidenschaften hatten die Kraft der Göttersprüche. Niemal ist die Menschheit tiefer herabgewürdiget worden. Von den Protestanten nahm er nur den Haß des römischen Hofes, und das Principium an: *Dessen das Land ist, dessen ist auch die Religion.* Das übrige seines Systems ist äusserst katholisch. Niemand konnte Dinge, die sich so wenig mit einander vertragen, zusammen reimen als er, und dennoch wollte er, daß sein System das System der Nazion seyn sollte. Er wollte es, und es mußte seyn. Wer die Transsubstantiation läugnete, wer das Abendmal unter beyden Gestalten begehrte, wer die Priesterehe für rechtmäßig hielt, wer das Gelübd der Keuschheit für ungültig erklärte, wer

die

die stillen Messen für unnütz hielt, wer die Ohrenbeicht als unnöthig ansah, mußte eben so gut unter der Hand des Scharfrichters sein Leben lassen, als wer den König nicht für das höchste Oberhaupt der Kirche erkennen wollte. Es werden in der l'art de verifier les dattes p. 789. 2. Königinnen, 2. Kardinäle, 3. Erzbischöfe, 18. Bischöfe, 13. Aebte, 500. Mönche und Priester, 14. Erzdiakonen, 60. Chorherren, 40. Doktoren, 12. Personen vom hohen, 29. vom mitleren, 335. vom geringeren Adel, 180. Bürger, und 110. Weiber vom Stande aufgezählt, welche alle, nur mit Ausnahm der beyden Königinnen, Heinrich hinrichten ließ, weil sie seine Religionsneuerungen mißbilligten. Es war in seinen Anordnungen überhin noch keine Beständigkeit. Jeden Tag that er davon, oder setzte dazu, wie es ihm beliebte, und wie es heute ein halsbrechendes Staatsverbrechen war, dieses oder jenes zu thun, so konnte es morgen eines seyn, das nämliche zu unterlassen. Diese Schilderung allein zeigt schon, wie tief die Menschheit sinkt, wo die Religion von einem gewaltthätigen Menschen, und noch dazu nach Willkühr, beherrschet wird.

In dem nämlichen Geist ward die Religion in Engelland auch unter den folgenden Regenten behandelt, bis sie endlich unter ihren eigenen Gewaltthätigkeiten erlag, und durch Veranlassung einer gänzlichen Staatsrevolution dem Reich eine bessere Einrichtung, und eine dauerhaftere Ruhe verschaffet wurde. Die näheren Nachfolger Heinrichs schienen von den nämlichen ausschweifenden Grundsätzen in Rücksicht der königlichen Macht, welche Heinrich ausgeübt, und festgesetzt hatte, eingenommen zu seyn. Alle hielten sich für berechtiget, die Religion der Nazion zu formen, abzu-

ändern, umzuschmelzen, wie es ihnen beliebte. Daher sehen wir eine geraume Zeit mit jedem neuen Regenten auch einen neuen Religionswechsel. Unter Heinrich VIII. war Engelland zwar schismatisch, aber katholisch. Unter Eduard dem VI. dem Nachfolger Heinrichs bekannte es sich zur reformirten Religion. Maria, eine Tochter Heinrichs, Nachfolgerinn, und Schwester Eduards führte den reinen Katholicismus wieder ein, oder strengte sich wenigst an, dieses zu bewerkstelligen. Elisabeth, die Nachfolgerinn Mariä verdrängte die katholische Religion von neuem; und führte eine nach den Grundsätzen der deutschen Reformatoren zusammengestopelte Nazionalreligion ein. Keine von diesen Religionsänderungen gieng vorbey, daß nicht dabey Bürgerblut, und zwar zuweilen in Strömen wäre vergossen worden. Meistens fieng man mit Gelindigkeit an, aber auch mit dem festen Vorsatz nicht zu ruhen, bis man nicht seinen Zweck erreicht hätte, und bald war man in der Hitze so weit vorangerückt, daß man keine Art von Grausamkeiten mehr scheuete. Was für Unruhen erregte nicht unter Eduard dem VI. die gewaltthätige Hinwegnahm der katholischen Gottesdienstlichen Bücher? Unter Maria kam die Reihe an die Reformirten. Auf Anrathen des blutdürstigen Gardiners ward eine Menge derselben durchs ganze Königreich gefangen genommen. Wer des Protestantismus überwiesen wurde, hatte das Leben verwürkt. Die Scheiterhaufen flammten wieder, wie unter den vorigen Regierungen, durchs ganze Königreich. Allein den Zweck erreichte man nicht. Der Enthusiasmus wurde nicht vertilgt, nur stärker entflammet. Die Protestanten zeigten auch hier, wie in Frankreich, die Unerschrockenheit der ersten christlichen Märtyrer. Je mehr

man mordete, je mehr sich Leute hervorthaten, und unaufgesucht, unangefragt sich als Schlachtopfer für diejenige Lehre darstellten, die man durch so viele Grausamkeiten zu vertilgen so vergeblich bemühet war. Die Grausamkeiten wurden perdoppelt, und in eben dem Maaß stieg auch die Schwärmerey, und man trug am Ende nichts davon, als die Schande, eben so vergeblich als unmenschlich gewütet zu haben.

Mit der Thronbesteigung der Elisabeth änderte sich endlich in etwas diese traurige Scene. Diese weise Fürstinn war die Augenzeuginn von allen Gewaltthätigkeiten, und den so häufigen Blutvergiessungen, welche die Religion seit Heinrich VIII., ihrem Vater, durch das ganze Königreich veranlasset hatte. Diese Auftritte waren nicht von der Art, daß sie ihr gefallen konnten, noch vielweniger, daß sie Lust haben konnte, auch unter ihrer Regierung dieselbe fortzusetzen. Sie glaubte dem Uebel nicht besser Innhalt thun zu können, als wenn sie das schwankende, und bisher mit jeder neuen Regierung sich umschlagende Religionswesen auf einen festeren Fuß setzte, und mit Zuziehung der Nation durch die geschicktesten Köpfe derselben eine eigene Staatsreligion entwerfen ließ, welche sodann als die eigene Nationalreligion im Reich eingeführt, und als ein stätes Reichsgrundgesetz angenommen werden sollte. Die Nothwendigkeit einer nicht in allzuenge Schranken gesetzten Freyheit in der Denkungsart über die Religion ward von der klugen Fürstinn wohl begriffen. Sie leitete auch die Bildung der aufzustellenden Religion so klug, daß diese Freyheit wo nicht gänzlich naturgemäß erreicht, doch so ziemlich geschont wurde. Die Materien, worüber bisher unter den verschiedenen Sekten so vielfältig, und so hitzig gestritten wur-

de, wurden nicht bestimmt, sondern nur in solchen allgemeinen Ausdrücken gefaßt, daß jede Parthie eben ihr System zu verläugnen nicht nöthig hatte, um diese neue Verfassung annehmen zu können. Desto wichtiger und bedenklicher schien ihr die Abhängigkeit der Katholicken vom römischen Stuhl. Die bisherigen Vorgänge waren zu lehrreich, als daß scharf beobachtende Staatsmänner die wahre Quelle des Unheils nicht hätten sollen kennen lernen. Man glaubte nicht, daß die Ruhe des Reichs würde Bestand haben können, so lange ein Theil der Nation von einem auswärtigen durch seine politische Einwürkung sich immer verdächtig, gehässig und zugleich wichtig machenden Hofe abhieng, insonderheit da eben dieser Hof von dem anderen Theil der Nation auf das äusserste verabscheuet wurde. Die Suprematie der Kirche, das ist die Würde des hochsten Kirchenhauptes für die englische Kirche nämlich, ward also mit der königlichen Würde unzertrennlich verbunden. Bey weitem der gröste Theil der Nation ließ sich diese Einrichtung, deren Weisheit und so sanft schonende Duldsamkeit in die Augen leuchtete, von selbsten gefallen. Die Nation verehrte ihre Königinn gleichsam als die Göttinn des Friedens. Allein die Dauerhaftigkeit des Friedens war eben noch weit entfernet. Es mußte noch weit mehr Blut vergossen werden, als bisher, ehe der römische Hof ein so schönes Königreich, von dem er sich auch sogar die höchste Obermacht auch im Zeitlichen anmassete, sich entwischen lassen konnte. Die so friedfertig gesinnte Königinn sah sich gar bald genöthiget, der römischen Kabale die strengsten Strafgesetze entgegen zu setzen. Die hartnäckigen Anhänger dieses Hofes wurden aufs neue als Feinde des Staats und des Regen-

ten erklärt. Die Gefängnisse füllten sich wieder an, und eine zimmliche Anzahl der Katholicken, selbst auch von höchster Geburt wurden hingerichtet, indem man unter dem Namen der katholischen Religion ganz offenbar Aufruhr anzuzetteln, und selbst die Königinn vom Throne zu stürzen sich bemühete.

Unter Jacob dem I. giengen die Sachen ungefähr in dem Geleise, in welches sie von der Elisabeth waren eingeleitet worden. Die Katholicken schmolzen zimmlich zusammen. Doch ward ihr Häufchen von römischen Missionarien, vorzüglich Jesuiten, fleissig besorgt, auch ihr Religionseifer von diesen römischen Blasbälgen in der Glut erhalten. Aber bald wäre hierüber ein entsetzliches Feuer aufgegangen. Die Katholicken in Engelland hatten sich vorgenommen durch die bekannte Pulververschwörung das Gegenstück zu der Bartholomäusnacht der Franzosen aufzustellen. Sie nahmen sich nämlich vor, den König, die königliche Familie, die Minister, und die gesammte Abgeordneten von beyden Parlamentskammern auf einen Tag zu ermorden. Dieser Tag war der 7te Novem. 1605, da die Parlamentssitzungen den Anfang hätten nehmen sollen. Sie hatten ein Haus gemiethet, welches an jenes, wo die Sitzung hätte sollen gehalten werden, anstieß. Ein Keller, der in diesem Hause war, und unter den Saal, wo das Parlament versammelt werden sollte, hienein gebauet war, wurde mit 36 Pulverfässern, vielen Steinkohlen, und anderen brennbaren Materien angefüllt, in der Absicht an diesem Tag das Haus der Versammlung samt dem König und dem gesammten Parlament in die Lüfte zu sprengen. Den Tag zuvor, ehe dieses meuchelmörderische Vorhaben sollte ausgeführt werden, ward die

entsetzliche Verschwörung durch einen Brief, worinn einer der Verschwornen einen seiner Freunde von der Beywohnung beym Parlament abmahnte, entdekt. Man suchte nach, und man fand in dem Keller die fürchterliche Pulvermine, wovon wir geredet haben, nebst einem Mann mit einem brennenden Lunten, und einem Pferd, um nach vollbrachter That, sogleich entwischen zu können. Die Verschwornen ergriffen zwar die Flucht, allein sie wurden ertappt, und unter ihnen zween Missionarien, wovon der eine das Verschwörungsprojeckt gutgeheissen, der andere es nicht entdecket, ob es ihm gleich bekannt gewesen. Die Protestanten behaupteten, daß sie gar die eigentlichen Stifter, und Anführer davon gewesen. Waren die Katholicken vorhin schon so sehr gehasset, so stieg nun das Mißtrauen, und der Abscheu gegen sie aufs allerhöchste. Man glaubte in der Anhänglichkeit an den römischen Stuhl den Grund der ruchlosesten Frevelthaten entdecket zu haben, und man sah die Katholicken, als Leute an, die sich bereit, und für berechtiget hielten alle nur ersinnliche Grausamkeiten und Schandthaten zu begehen, so bald sie glaubten, daß solches ihrer Sekte günstig seyn möchte.

Nun wurde, um die Ruhe des Staats gegen eine so gefährliche Secte etwelchermassen zu sichern, der berühmte Entsagungseid eingeführt, vermöge dessen man erklärte, daß der Pabst die Macht nicht habe, die Könige abzusetzen, noch sie ihrer Staaten zu berauben, daß die Könige wenn sie auch excommunizirt seyn sollten, dessenwegen keines von ihnen Rechten verlieren, und daß es niemal einem Menschen, wer er auch immer sey, erlaubt sey, dem Leben eines Fürsten nachzustellen. Da einige Katholiken über diesen so un-

schuldigen, so nothwendigen Eid, der heut zu Tag, und auch damal von vernünftigen Anhängern dieser Sekte gutgeheissen wird, und nur der unmässigen Herrschsucht des römischen Hofes, keineswegs aber der katholischen Religion zuwider ist, sich Bedenklichkeiten machten, ja der römische Hof durch seine Missionarien ihnen ausdrüklich ein Verbrechen hieraus machte, und diese sich nun folglich desselben weigerten, wurden abermal viele Katholiken hingerichtet, nnd man haßte sie nun noch weit mehr als zuvor. Das war die Würkung der zur höchsten Unzeit erregten Scrupulosität; so wie wir heut zu Tag von eben diesem Unfug in Frankreich eine ganz ähnliche Würkuug haben entstehen gesehen.

Dieser Haß gegen den Katholicismus erstrekte sich nnn sogar auf alles, was nur mit demselben einige Aehnlichkeit hatte. Elisabeth hatte bey dem öffentlichen Gottesdienst noch vieles von der bey den Katholicken üblichen Pompositát, auch das wesentlichere von der katholischen Hierarchie selbst noch beybehalten. Nun aber hatte sich in dem Schoosse der englischen Kirche eine neue und mächtige Sekte der Puritaner gebildet, welche beydes verwarf, und vorzüglich von einem Unterschied zwischen Priestern und Bischöfen nichts wissen wollte. Diese Sekte war in Schottland besonders stark. Sie hielt den Gottesdienst nach den ihr eigenen Grundsätzen. Karl I, der nach der Elisabeth auf den englischen Thron kam, hatte sich durch seine Heurath mit einer katholischen französischen Prinzessin bey der Nation verhaßt, und verdächtig gemacht. Die Zeiten hatten sich indessen geändert. Die vielen Religionszänkereyen, die so vielfältig mit Blutvergiessen verbunden waren, hatten der Nation solche Stösse

gegeben, daß sie darüber endlich aufwachte. Man fieng an über die ersten Gründe aller menschlichen Einrichtungen nachzugrübeln, und man fand es bald weiter nicht mehr weder für nöthig, noch für dienlich sich im Religionswesen stets fort von der Willkühr der Könige beherrschen zu lassen. Karl, der die Umstände nicht wohl zu Rath zog, handelte noch ganz in dem Tone seiner Vorfahren, die nur nach ihrer Laune zu gebieten gewohnt waren. Er sendete den Schotten die englische Liturgie, zu mit dem gemessensten Befehle dieselbe bey ihrem Gottesdienst einzuführen. Die Geistlichkeit war, oder stellte sich zur Unterwürfigkeit bereit, als aber der Dekan der Hauptkirche zu Edimburg sich im Chorrock zeigte, ward das Volk rasend, und griff schnell zu den Waffen. Das war 1637. das Losungszeichen zu jenem fürchterlichen innerlichen Kriege, von dem die öffentliche Hinrichtung des Königs 1649. ja die gänzliche Zernichtung der königlichen Würde und Macht die Folge war. Karl wollte nämlich seinen Befehlen mit den Waffen in der Hand Respeckt verschaffen. Allein das Parlament fand es nicht für gut seinen religiösen Eifer gegen eine Sekte zu unterstützen, der es selbst meist ergeben war. Dem unerachtet brachte Karl durch die Unterstützung der Geistlichkeit eine Armee zusammen, mit der er alles wagte, und auch alles verlor. Nicht nur unterstützte ihn das Parlament nicht, sondern es stellte nun selbst eine Armee gegen den König zu Feld. Der Bürgerkrieg wurde von beyden Seiten mit der grösten Erbitterung geführt. Karl war unglücklich. Er flüchtete sich endlich zuletzt zu den Schotten, zu denjenigen, gegen welche er den Krieg unternommen hatte. Diese überlieferten ihn den Engländern. Er

entwischte aufs neue, und wurde aufs neue gefangen. Es ward ein förmliches Gericht zu seiner Verurtheilung niedergesetzt; und der unglückliche Karl mußte endlich seinen Religionseifer mit seinem eigenen durch die Hand des Scharfrichters vergossenen Blut bezahlen, indem er als ein Verräther des Vaterlands, öffentlich vor seinem Volk, im Angesicht seines Pallastes hingerichtet wurde. Aber die Drangsalen, welche das Königreich verheerten, nahmen mit dem Leben ihres Urhebers noch bey weitem kein Ende. Unter dem Namen eines Protektors bemächtigte sich Kromwell der Zügel des Staates, und Engelland war die Schaubühne von allen fürchterlichen Auftritten, welche Tyranney und Anarchie zugleich mit einander verbunden hervorzubringen im Stande sind.

Karl II. machte zwar auch einige Bewegungen durch Einführung der englischen Liturgie, da die Umstände nun günstiger hiezu schienen, eine Einförmigkeit des Gottesdienstes durchs ganze Königreich festzusetzen. Da er aber dennoch noch Widerstand hierbey fand, und durch das Beyspiel seines Vaters gewarnet nicht Lust hatte die Sache aufs äusserste ankommen zu lassen, so gab er nach, ja er war bereit, eine gänzliche und unbedingte Gewissensfreyheit festzusetzen. Allein er ward dennoch genöthiget, dieselbe durch den bekannten Test in etwas zu beschränken. Es ist dieß ein Eid, den alle Personen, die zu einem Amt kommen wollen, ablegen müssen, wodurch sie den Entsagungseid, nebst dem Eid der Suprematie ablegen, und zugleich dem Glauben von der wesentlichen Gegenwart in dem Abendmahl absagen, und sich verbinden die Sakramente in ihrer Pfarre zu empfangen. Man siehet leicht, daß man hiedurch die Katholiken von allen Aemtern, Wür-

den und Benefizien ausschliessen wollte, indem man ihr Hierarchiesystem nun gleich fürchtete und haßte. Uebrigens hatten die ewigen Religionszwistigkeiten die Gemüther so ziemlich zur Gleichgültigkeit über das Religionswesen herab gestimmt. Das viele Blutvergiessen brachte von dem was man wollte, gerade die entgegengesetzte Würkung hervor. Die Fieberhitz war vorüber, nun folgte der Frost. Kaltsinn über Religionssachen ward nun zum herrschenden Tone. Und dennoch mußte das Königreich unter dem Nachfolger Karls Jacob II. seinem Bruder noch einmal eine gewaltige Erschütterung aushalten.

Ganz vom römischen Hofe beherrschet machte dieser Fürst die äusserst unbesonnenen Versuche, die seiner Nation bereits allgemein, und so sehr verhassete katholische Religion aufs neue einzuführen, und nicht nur in ihre ehemalige Vorrechte, sondern auch selbst in den Besitz der ehevorigen Güter wieder einzusetzen. Das Reich rufte den Prinzen von Oranien, den Statthalter der vereinigten niederländischen Provinzen, den Tochtermann des Königs zu Hilfe. Bald ward Jakob so weit gebracht, daß er sein Heil durch die Flucht in Frankreich suchen mußte. Dieß veranlassete die Nation den Thron für ledig, und sonach den Prinzen von Oranien zum König zu erklären. Jacob mit 5000 Mann von Ludwig XIV. unterstützt landete in Irrland, wo die Katholiken zu seiner Unterstützung sich bereit hielten, um sein Reich, mehr für den römischen Stuhl als für sich selbst wieder zu erobern. Allein das unglükliche Treffen an den Ufern der Boyne den 11ten Juni 1690. machte sein Vorhaben scheitern, und ersparete der Nazion das weitere Blutvergiessen, welches die Wiedereinführung einer so allgemein gehaß-

ten Religion ganz sicher gekostet haben würde. Die ganze Frucht dieser zu Gunsten der Katholiken gemachten Unternehmungen war diese, daß die Nazion nun durch ein öffentliches Reichsgrundgesetz festsetzte, daß kein Fürst, der der katholischen Religion zugethan wäre, oder an eine dieser Religion zugethanene Gemahlinn vermählt wäre, den Thron von Engelland hinfür besteigen solle. Seit dieser Zeit werden beynahe alle Religionen gutwillig in Engelland geduldet, die katholische allein muß sich die engste Einschränkung gefallen lassen. Das war der Gewinn, der so viel Blut kostete. Allein der Katholicismus scheint es eben an sich zu haben, daß er sich niergends gut zu befinden glaubet, wo er nicht herrschet, und also entweder verdrängen, oder verdrängt seyn will.

Die Geschichte der Schweitz, die Geschichte von Holland und vorzüglich die Geschichte der Eroberung von Amerika würden Stoff genug darbieten, diese Betrachtungen weiter fortzusetzen. Allein sie würden uns alle nichts weiters lehren, als was wir nun bereits zur Genüge gesehen haben. Nämlich überall, wo die Religion sich der Gewalt angemasset hat, hat sie sich als eine Mörderinn und Räuberinn aufgeführt. Indessen ist nichts anders zu erwarten, als daß diese schauderhafte Szenen noch öfters, und zwar so lange immer wieder dörften erneueret werden, so lange man nicht der Religion alle Zwangsmittel aus ihrer Hand, die nur zum Segnen, und nicht zum Blutvergiessen gemacht ist, herauswindet; so lange nicht eine allgemeine, unbeschränkte Duldung als ein unumstößliches Grundgesetz aller Reiche festgesetzt, und das Religionswesen vom Staatswesen gänzlich und auf ewig abgesöndert wird. Die Ungleichheit

der Meinungen ist nicht auszurotten, es sey dann, ihr wollet die Menschheit selbst ausrotten; die Gefahr der Ungleichheit aber ist leicht zu tilgen, wenn ihr allen ohne Ausnahm, so lange sie sich nicht ins Staatswesen mischen, den freyen Lauf ungehindert gestattet. Durch den Damm, den ihr diesem unaufhaltbaren Strome entgegen setzet, schwellet ihr nur seine tobende Fluthen auf, und reitzet ihn mit desto grösserem Ungestümme durchzubrechen, und durch die im Anschwellen gesammelten Kräfte die Verheerung um so viel wütender auszubreiten. Die Natur wird immer ihren Gang beobachten, den sie uns nun durch eine so langwierige Erfahrung genugsam gezeigt hat. Immer wird es Grübeler geben, denen es belieben wird im Wuste der Meinungen zu wühlen, und immer wird es ihnen gelingen etwas neues, oder auch etwas altes, bereits vergessenes, nur an der Luft wieder den Schimmer der Neuheit annehmendes heraus zu wühlen. Wenn ihr ihnen solchen unnützen Glimmer ruhig lasset, und mit Verachtung ansehet, so wird ihr Fund wenig zu bedeuten haben. So bald ihr ihnen solchen mit Gewalt entreissen wollet, wird er ihnen eben darum wichtig; und der Glimmer zu Gold werden. Durch das wichtige Interesse, daß ihr so dieser an sich unbedeutenden Neuerung gebet, reitzet ihr auch andere sich hierum zu interessiren. Man forschet nach; man untersucht; man urtheilt, — ungleich. Es entstehen Parthien, die Sekte bildet sich. Jeder Beytrettende wird zum Apostel. Der Anhang wird von Tage zu Tage grösser. Die Verfolgung vermehret ihn sichtbar. Man rechnet sichs zur Ehre, zum höchsten Glük der vermeinten Wahrheit wegen verfolgt zu werden, ja selbst sein Leben zu lassen. Indessen findet man sich doch auch

verbunden die Wahrheit zu schützen. Es entstehen Bündnisse. Ein Bund bringt immer einen Gegenbund hervor. Vorher waren es nur Meinungen gegen Meinungen; nun aber werden bald Armeen gegen Armeen im Felde stehen. Der Religionskrieg wird in seiner gauzen Wuth losbrechen, und immer werden derley Kriege äusserst härtnäkig, äusserst grausam seyn müssen, sehr schwer geendiget werden können, da die Dunkelheit der Sache selbst, worüber gestritten wird, die Vorurtheile von beyden Seiten, die von der Jugend an tief in die Köpfe eingewachsen sind, die grosse Wichtigkeit, welche jeder Theil dem bestrittenen Gegenstand beylegt, die vermeinte Halsstarrigkeit der einen, die dem anderen dagegen schuldgegebene Ungerechtigkeit und Unterdrükung der Wahrheit, der grosse, ewige, unermessene Lohn, den die Religion allen unerschrokenen Bekennern der Wahrheit verspricht, und endlich auch noch die ruchlose Politik, die, den Mordbrennern gleich, gerne Feuer einlegt um ihrer Raubsucht die Thüre zu öfnen, alle diese Dinge, welche bey derley Religionskriegen immer zusammen treffen, sind recht dazu gemacht, die Erbitterung von allen Seiten auf das höchste zu treiben, und ihnen jenen fürchterlichen Charakter der Hartnäkigkeit und Grausamkeit zu verschaffen, der sie so recht eigentlich zu allen Zeiten ausgezeichnet hat. Alle diese Unheile hangen von der Natur verbunden wie eine Kette in einander. Sie werden, wenn es gleich nicht euer Wille ist, einander unvermeidlich folgen, sobald ihr durch den gebrauchten Zwang das erste Glied davon aufhebet. Die Religion muß sich, wenn sie nicht den Staat in Gefahr setzen soll, niemal mehr Recht heraus nehmen, als nur zum simplen Vortrag ihrer Leh-

ren und Darlegung ihrer Gründe. Den Erfolg davon muß sie der freyen Urtheilskraft der Menschen überlassen. Ohne die genaueste Beobachtung dieses höchst wichtigen Grundsatzes wird der Staat niemal seiner Ruhe gesichert seyn.

VI.

Ueberflüßigkeit des Religionszwanges.

Da es am Tag liegt, wie unschicklich, und schädlich jeder Religionszwang sey, so möchten dieß Beweggründe genug seyn, um dem Gebrauch desselben für je und allzeit zu entsagen. Ich will aber noch zum Ueberfluß zeigen, daß wir gar niemal nöthig haben, zu diesem so bedenklichen Mittel unsere Zuflucht zu nehmen, indem das, was wir durch selbes erhalten wollen, entweder an sich unschicklich, oder aber durch andere weit sichere und keineswegs gefährliche Mittel zu erhalten ist.

Was will man denn eigentlich durch den Religionszwang erhalten? — Ich glaube, daß diejenige selbst, die dem Religionszwang das Wort sprechen, und ihn würklich üben, Anstand haben möchten, wenn sie auf diese Frage eine bestimmte Antwort geben sollten; wenigstens stelle ich mir mit Grund vor, daß ihre Antworten schwerlich einstimmig ausfallen dürften. Ich will, so gut es mir möglich ist, ihre Gedanken entwikeln, und ihre Bedenklichkeiten lösen.

1.) *Es dürfe nur eine Religion seyn, indem Gott der Gott der Einigkeit, und nicht der Zweytracht sey,* sagte der Kardinal Truchseß von Wallburg auf dem Reichstag zu Augspurg 1554. und wollte aus diesem Grund

von keiner Duldung einer anderen, als der katholischen Religion hören. *)

Einförmigkeit in der Religion ist es also eigentlich, wofür ihr eifert, und wofür ihr um der Ehre Gottes willen zu eifern euch für verbunden erachtet; und diese Einförmigkeit wollet ihr nun durch Zwangsmittel erzwingen. Allein bedenket, daß wenn auch würklich eine dringende Noth solche Einförmigkeit erfoderte, so müssen doch um dieselbe zu erhalten keine unschickliche, naturwidrige Mittel erwählt und angewandt werden, indem man hiedurch sich selbst im Wege stehen, und an Erreichung des Zwecks verhinderlich seyn würde. Nun aber da eine wahre gottgefällige Religion nicht blos in äusserlichen Ceremonien bestehen, sondern auf dem aufrichtigen innerlichen Beyfall beruhen muß, dieser aber so offenbar nicht erzwungen werden kann, indem der Verstand nur den Gründen, und nicht dem Zwang weichet, so ist ja leicht begreiflich, daß durch den Zwang weiter nichts als ein einförmiges Heucheln, und keineswegs eine einförmige Religion zu erhalten sey.

Es hat aber auch mit dieser Einförmigkeit gar nicht die Beschaffenheit, wie man gewöhnlich glaubt. Eine sich bis aufs kleinste Detail erstreckende Einförmigkeit ist ganz und gar nicht naturgemäß, folglich auch Gott nicht so gefällig, als man sichs vorstellet. In der Mannigfaltigkeit gefällt sich die Natur, nicht in der Einförmigkeit. In der Hauptbildung zwar kommen alle Menschen mit einander überein, aber was für eine grosse Verschiedenheit in den besonderen Zügen! Hat nicht jeder Himmelsstrich, jede Völkerschaft, jedes

*) Schmidt Gesch. der Deutschen. 6 ter Band. 1 Buch. 20. Kapitel.

Dorf, ja jedes Individuum etwas eigenes, wodurch es von allen übrigen Individuis kennbar ausgezeichnet wird? Und ist nicht diese Mannigfaltigkeit selbst eines der schönsten und grösten Meisterstücke der Natur? Hat nun die Natur jedem Angesichte, das ihr sehet, seine eigenen Züge gegeben, so glaubet doch, daß sie auch inwendig in jedem Kopf etwas eigenes hinterlegt habe, das ihr nicht sehet. Der Verstand ist ja doch offenbar nicht bey einem Menschen, wie bey dem andern. Die Verschiedenheit, obwol unsichtbar und fein, ist so groß, als in den Gesichtern, hängt von Klima, Temperament, Gewerb, Erziehung, mit einem Wort von eben jenen Umständen ab, welche auch auf die Gesichtsbildung einen so starken Einfluß haben. Und nun seyd ihr da, und wollet Einförmigkeit haben. Es sollen alle Menschen einerley Verstand haben, oder bey ungleichem Verstand über eine Sache, die doch nach der Verschiedenheit des Verstandes einen verschiedenen Eindruck machet, sollen doch von allen einerley Urtheile gefällt werden; und ihr drohet mit Scheiterhaufen und Galgen, wenn der Philosoph die Sache anderst faßt, als der Bauernjung, und dieser anderst, als der Philosoph. Merket ihr denn nicht, wie naturwidrig ihr handelt? Euer unvernünftige Zwang und Drang möchte wohl vermögend seyn den Verstand auszurotten, aber nicht seinen Beyfall zu erhalten. Ist es anderst, als wenn ihr im ganzen Land herumzöget, einen idealen Riß in der einen, und die Fakel in der anderen Hand? Nun fanget ihr an alle Häuser und Hütten zu versengen, und zu verbrennen, indem ihr behauptet, daß keine Wohnung recht gebauet sey die nicht mit euerem Riß übereinstimme. Lasse doch dem armen Mann seine Strohhütte, da er weder

Ver=

Vermögen noch Geschicklichkeit hat deinen Riß auszuführen. Es ist immer besser unter einer Strohhütte wohnen, als gar kein Dach haben. *)

Sieh, wie weit die Natur willens war, die Einförmigkeit zu treiben. Bis dahin ist dir erlaubt nachzuhelfen. Was darüber geht, ist Tollsinn. Ein in der Hauptsache so ziemlich gleich gestimmtes Sittengefühl liegt in dem Menschen, in dessen Entwickelung und näheren Bestimmung alle Religionen und Völkerschaften, wenigst so lange nur von den allgemeinen moralischen Prinzipien die Rede ist, so ziemlich, und wenigst in so weit mit einander übereintreffen, als es zu glücklicher Führung eines gesellschaftlichen Lebens nöthig ist. Hierinn kann man auf eine Einförmigkeit, nicht bis auf die kleinesten Lineamente, sondern in den Hauptzügen, antragen, und man wird seinen Zweck auch erreichen, wenn nicht Zwang, sondern Geschicklichkeit das Geschäft leitet, und der Gang der Natur nirgends gestört wird. **Je mehr Zwang, je mehr Verwirrung.** Den Verstand betreffend giebt es ebenfalls derley allgemeine Wahrheiten, die von nie-

---

*) Ut in Corporibus magnæ dissimilitudines sunt; alios enim videmus velocitate ad cursum, alios viribus ad luctandum valere, itemque in formis aliis dignitatem inesse, aliis venustatem, sic et in animis existunt etiam majores varietates — Innumerabiles dissimilitudines sunt naturæ, morumque, minime tamen vituperandorum. Admodum autem tuenda sunt sua cuique, non vitiosa, sed tantum propria. — Sic enim est faciendum, ut contra naturam universam nihil contendamus, ea tamen servata propriam naturam sequamur, ut etiam, si sint alia graviora, atque utiliora, tamen nos studia naturæ nostræ regula metiamur. Neque enim naturæ attinet repugnare, nec quicquam sequi, quod assequi nequeas. Cic. de Off. lib. 1.

mand, der seines Kopfs mächtig ist, mißkannt werden, und auch hierinn ist einförmiger Beyfall zu erwarten, so bald gehörige Vorstellung geschehen ist. Allein gewiß sind Religionssachen, worüber Völkerschaften und ihre Gelehrte sich rastlos Jahrhunderte durch zanken, nicht unter diese Wahrheiten zu zählen, und sollten sie es auch seyn, so würkt doch immer nicht Zwang, sondern Belehrung den Beyfall.

2.) Würde es aber nicht zu viele Verwirrung bringen, wenn jeder, sogar auch selbst die Religionslehrer von allen Religionsartickeln ohne Ausnahm frey denken, reden, und lehren dürften, wie sie es für gut fänd n? Würde nicht ewiger Religionszwist hieraus erfolgen? Würde nicht bey dieser Entzweyung der Gemüther der Staat und die Kirche Gefahr laufen? Man sieht es unseren neueren Sistemen an, daß ihre Urheber, oder Ausbilder von diesem furchtsamen Gedanken ganz eingenommen waren. Sie mißkannten die Stimme der Natur zwar nicht, welche eine vollkommene, und unbedingte Freyheit fodert, allein sie hatten das Herz nicht ihr ganz zu gehorchen. Ihr Geist war schon so in die Enge gezogen, und an das Sclavische gewöhnt daß, so wie er die freye Luft zu athmen anfieng, er auch sogleich davon zu ersticken fürchtete. So nöthig sie daher die Freyheit fanden, bis ihre Systemen am Tage waren, und ihre Köpfe sich so von ihren schweren Geburten entbunden hatten, so rüstig legten sie auch wieder Hand an, so bald ihre Systeme da stuhnden, der Freyheit also bald wieder ein Biß einzulegen, damit diese ihre geliebte Kinder, die sie ohnedem vielleicht etwas schwächlich fühlten, ja nicht von derselben zerstückt werden, sondern wohlbehalten am Leben bleiben möchten. Mutterliebe mit Ehrgeitz vermischt

scheuete die Göttinn der Freyheit in die Wolken zurück, da sie sich den Sterblichen erst kaum von Ferne gezeigt hatte.

Zwey Hauptursachen gaben zu dieser unlogischen Einschränkung der so herrlich aber zimmlich leer schallenden Gewissensfreyheit den Anlaß: 1. weil man den Religionsstreitigkeiten nach hergebrachtem Gebrauch allzuviel Gewicht beylegte. 2. Weil das Staatswesen mit dem Religionswesen zusehr vermischt war, und folglich der Staat nicht auf seinem wahren natürlichen Grunde ruhete. Beyden wäre sehr leicht abzuhelfen gewesen, und ist ihm noch abzuhelfen.

Die Religionsstreitigkeiten bekommen erst dann ein Gewicht, wenn wir uns einbilden, dieselben müssen entschieden seyn, und unsere Seele und Seligkeit hänge von diesen Entscheidungen ab. Die Theologen um sich selbst wichtig zu machen, nehmen zwar den Mund immer sehr voll, und wollen uns weise machen, als ob von ihren Streitigkeiten das Heil der Welt abhange. Ich möchte aber wohl von einem vernehmen, wie er mir erweisen könne, daß, so bald über eine Religionsmeinung ein Streit entstehet, sogleich auch eine Entscheidung nöthig sey, wodurch die eine Meinung zur Hölle verdammt, die andere zur Würde eines verbündlichen Glaubensartickels erhoben werden müßte. Hätte es nicht die Kirche für je und allzeit bey allen religiösen Streitigkeiten machen können, wie es der sonst nicht immer, doch in diesem Stück sehr weise Tridentinische Kirchenrath mit den damaligen theologischen Disputen gemacht hat, welche er ohne Entscheiduug abgewiesen, und jedem frey gelassen hat, darüber zu räsonniren, so lange es ihm beliebte? Was waren alle unsere nun durch verschiedene Kir-

chenräthe entschiedene Glaubensartickel vor ihrer Entscheidung? — Nichts anderes als lediglich Schulmeinungen, Disputen der Gelehrten, worüber jeder seine Lunge üben konnte, wie er mochte. Eben das hätten sie auch bleiben können und sollen, und so würde niemal die mindeste Gefahr oder Irrung hievon zu gewarten gewesen seyn. Man schlage das nächste beste theologische Schulbuch auf, vorzüglich von den älteren sogenannten spekulativen Theologen, und man wird finden, über was für eine Menge religiöser Gegenstände die Meinungen, selbst unter den Theologen der nämlichen Kirche noch getheilt sind, und dennoch hat diese Theilung der Meinungen, ich will nicht sagen nur für den Staat, sondern selbst für die Kirche nicht den mindesten Nachtheil. Es sind unschuldige Schulstreite, worüber die hochweise Theologen bey den öffentlichen Disputirübungen sich heiser zu zanken pflegen. Dieß ist alles. Hat die Disputation ein End, so geht jeder wieder nach Hause, eignet sich den Sieg zu, und beharret stolz und hartnäckig auf seinen gottesgelehrten Grillen. Uebrigens lachet die Kirche zu diesem gelehrten Possenspiel ihrer sich groß dünkenden Kinder. Die Kirche wage es, und gebe eine Entscheidung, so haben wir nun an den vorhinigen schuldlosen skolastischen Partheyen gefährliche Secten, die nun durch die Entscheidung um kein Haar klüger geworden, jede eigensinnig auf ihrer vorigen Meinung beharren, und die Zumuthung der Unterwürfigkeit als die ungerechteste Gewaltthätigkeit, so sie von ihrer Gegenparthie leidet, ansehen, und verabscheuen wird. Wäre es denn nicht tausendmal weiser gehandelt, derley Dinge, die sich durch Gründe nicht entscheiden lassen, auch unentschieden zu lassen, indem sie wegen

mangelndem Uebergewicht der beyderseitigen Beweise von Natur dazu bestimmt sind, daß sie zweifelhaft, und folglich auch unentschieden bleiben sollen? Offenbar bringt also nicht die Ungleichheit der Meinungen, sondern die unnöthige Entscheidung derselben Verwirrung und Gefahr, und in diesem einzigen blos negativen Mittel, nämlich in der Enthaltung vom Entscheiden läge die Quelle zum ewigen Friede der Kirche, als welcher bey Schulstreiten gar wohl bestehen kann, und würklich bestehet. Ich möchte wissen, wenn einmal durch eine kirchliche Entscheidung der Ungleichheit der Meynungen wäre abgeholfen worden. Immer haben sich die bestrittenen Meynungen noch tiefer eingewurzelt, und Erbitterung und Sektenhaß waren immer die einzigen Folgen dieser überflüssigen Richtersprüche.*)

---

*) Vid. Muratori de ingen. Lib. I. Cap. XII. seq. Quum vero divina Revelatio desideratur (id est, nulla habetur) & aut Ecclesiæ nullum sententiæ ferendæ jus fuit, aut *nulla adhuc inde manavit sententia*, *liberum erit ingenio nostro iis in rebus sentire*, *quod veritati propius videbitur*. So lehren alle gesetzte katholische Theologen, und müssen so lehren, indem das Glaubenswesen nothwendig schwanken müßte, wenn auch ohne vorhergegangenen Ausspruch der Kirche irgend etwas als ein verbündliches Dogma angenommen werden sollte. Denn da, nach der Meinung dieser Theologen, die Offenbarung für sich nicht deutlich, indem auch die von aller Zweydeutigkeit noch so sehr entfernte Sätze von verschiedenen verschiedentlich verstanden werden, so wird eine auf den unfehlbaren Ausspruch der Kirche sich steifende Entscheidung erfodert, um das, was würklich geoffenbaret ist, zu einem verbündlichen Dogma zu machen Die unfehlbare Offenbarung muß auch überhin noch durch eine unfehlbare Autorität erklärt, und zu glauben fürgestellt werden. Ehe dieses geschehen, ist alles unschuldiger Schuldisput.

Will man aber doch eine Entscheidung für nothwendig halten, welches jedoch ganz und gar nicht ist, so ist immer noch kein Grund vorhanden, warum der Staat in diese religiöse Streitigkeiten sich mischen sollte. Nur die unbegreiflichste Unwissenheit im Staatswesen, und dessen ächten Gründen konnte die Regenten dahin bringen, daß sie sich einbildeten das Heil ihrer Völkerschaften hänge von diesen gelehrten Kinderpossen ab. Was hat der Staat mit der Kirche zu schaffen? Er beruhet auf dem gesellschaftlichen Vertrag, und nicht auf den Meinungen der Theologen. Er hat seine eigene aus dem Wesen, und der besonderen Stimmung der Gesellschaft fliessende Moral, an deren Befolgung ihm einzig gelegen seyn kann und soll. Warum soll er erst von dem bey ihm eingekehrten Gast entlehnen, und sich erbetteln, was er schon in seinem Haus hat? Er sey mit dem seinigen zu frieden, und lasse den Theologen ihre Puppen und Steckenpferde. Was ist denn ihm daran gelegen, ob die schwachsüchtigen Augen sich lieber der blauen,* oder der grünen Brille bedienen, ob sie sich dieselbe in dieser oder jener Boutique einkaufen? Er wache allein darüber, daß alle seine Bürger ihre Socialpflichten sowohl gegen einander, als gegen den Staat erfüllen, und halte die brausende Köpfe in gebührenden Schran-

---

* Daher äusserte sich Erasmus über die so lärmende theologische Reformazionszänkereyen also: tot igitur atrocibus libellis, tot fumis, tot formidabilibus minis & ampullis, quæso quid aliud actum est, nisi ut quod ante disputabatur in scholis velut *opinio probabilis*, *posthac sit articulus fidei*, & jam vel Evangelium parum tutum sit docere, cum exulceratis animis nihil non rapitur ad calumniam. Eras. Epist. lib. XVI. p. m. 581.

ken, so wird er an dem Kinderspiel der theologischen Dispute sich eher ergötzen können, als einige Besorgnisse sich hierüber zu machen haben, und eine Kirchenspaltung wird für ihn eben so viel seyn, als wenn ein neues Gemählde in seiner Gallerie aufgehängt würde. So betrachteten die Staatsklugen Römer die Sache, und fanden daher kein Bedenken alle Gottheiten, wenn dieselbe nur friedfertig waren, in ihren Schooß aufzunehmen, und ihnen die Gastfreyheit zu gestatten. Nicht die Spaltungen der Kirche, sondern das unschickliche Interesse, das der Staat hieran nimmt, setzen ihn oftmal der Gefahr aus, wenn er sich selbst zum Kind macht, das von seinen Theologen gegängelt seyn will, und von diesen nun, oft schalkhaft, oft unvorsichtig zur Erde sich schmeissen läßt.

Es ist zum Verwundern, auf was für abenteuerliche Gedanken die Regenten aus Unwissenheit, und Ausserachtlassung der ächten Staatsgrundsätze gerathen sind. Wer kann es begreifen, wie die deutschen Fürsten, die ihre Länder und Fürstenhütte in so grosse Gefahr setzten, ihr eigen Leben daran wagten, und so viel Menschenblut vergossen, um die sogenannte Gewissensfreyheit zu erringen, sich dennoch alsogleich, ja zu eben der Zeit das Recht anmassen konnten über die Gewissen ihrer Unterthanen zu tyrannisiren? Just als ob die Unterthanen nicht auch ihr eigen Gewissen hätten, oder aber von Gott nicht ein jeder nach seinem, sondern alle nach ihres Fürsten Gewissen gerichtet werden würden? Es liegt ein so unbegreiflicher Widerspruch in diesem Betragen, daß ich nie ohne Erstaunen daran gedenken kann, wie doch weise Männer auf solche Abwege gerathen konnten, ohne ihre

Verirrung gewahr zu werden.*) Nämlich die unselige Vermischung des Staats und Kirchenwesens ließ die Fürsten nicht auf den Grund der Sachen sehen, und ihre Theologen um ihre Lieblingssysteme durchzusetzen, und auf den Thron zu erheben, trübten die Quelle noch mehr. Der Fürst glaubte seine Herrschaft würde

---

*) Dieses war völlig so der Ton der ersten Zeit der Reformazion, wo die Fürsten nach dem berühmten Grundsatz: cujus est regio, ejus est et religio die Landesreligion gleichsam als ihr Eigenthum behandelten, darüber nach ihrem Belieben pacificirten, und ihren Unterthanen geradezu befahlen, so und nicht anderst zu glauben. In den folgenden Zeiten ward auf das Gewissen des Unterthanen etwas mehr Rücksicht genommen. Im Religionsfrieden de anno 1555. wurde den dissentirenden Unterthanen endlich eine, wiewohl noch in sehr enge Schranken geschlossene Abzugsfreyheit bewilliget §. 24. In dem westphälischen Frieden aber ward endlich festgesetzt, daß, wenn auch Unterthanen jezt oder in Zukunft einer andern Religion, als der ihres Territorialherren, sich ergeben würden, dieselbe willig geduldet, und ihnen verstattet seyn sollte, zu Haus ihrer Andacht nach ihrem Gewissen zu pflegen, oder auch irgendwo in der Nachbarschaft den öffentlichen Religionsübungen beyzuwohnen, auch ihre Kinder entweder durch häußlichen Unterricht, oder durch Besuchung der öffentlichen Schulen in ihrer Religion unterrichten zu lassen. So lautet zwar der §. 34. Art. V. des westphälischen Friedens. Es ist aber auch diese Nachsicht in den folgenden §. §. 36. 37. sehr eingeschränkt, und beynahe alles wieder auf das flebile beneficium emigrandi reduziert worden; und auch dieser in so enge Schranken gesetzten Freyheit geschieht, vorzüglich von der einen Parthie, noch immer Abtrag, so viel nur immer möglich ist; und möchte ich ja keinem rathen, sich hierinnfalls zuviel auf die Reichsgrundgesetze zu verlassen. Er würde sich am Ende betrogen finden. So sieht es aus um die so pompos klingende, und in der That selbst so wenig bedeutende deutsche Gewissensfreyheit!

auf keinem sicheren Grund ruhen, so ferne dem Unterthanen seine Religion, als auf welcher man auch die Socialpflichten zu beruhen wähnte, frey gegeben würde. Um nun Herr über sein Land zu bleiben glaubte er auch Herr über die Religion und Denkungsart seiner Unterthanen seyn zu müssen, und so ward unter beständiger Vorschreyung von Gewissensfreyheit dem armen Unterthanen, der sein Blut vergoß um dies Phantom zu erhaschen, der Zwang auferlegt pünctlich mit seinem Fürsten, oder vielmehr mit dem ihn dirigirenden Theologen einstimmig zu denken. Er hatte also nicht die Freyheit errungen, sondern den Herren gewechselt. Staats und Religionswesen müssen auseinander gelöset seyn, und sich niemal unter einander vermischen, wenn eine naturgemässe, Dauer und Festigkeit versprechende Ordnung der Dinge statt finden solle; und bey einer solchen Einrichtung allein wird der Mensch bey dem Genuß einer Naturrechte verbleiben, und die gesammte Menschheit sich wohl befinden.

3.) Wie wird es aber um die Erziehung stehen, wo man so die Religion ganz der Freyheit preis geben soll? Wird es möglich seyn tugendhafte Bürger zu bilden, wenn der Staat nicht seine eigene Religion, nicht nur hat, sondern auch noch selbst in höchsten Ehren hält?

O! dieser Gegenstaud ist sehr wichtig. Wollte Gott, daß die Staaten demselben ihre Aufmerksamkeit so wiedmeten, wie ers verdient. Freylich ist eine Erziehung, und zwar eine gute Erziehung nothwendig, wenn man Menschen glüklich machen, ja wenn man auch nur Menschen an ihnen haben soll. Durch die Geburt werden so zusagen nur die Materialien zum künf-

tigen Menschen geliefert. Der Mensch selbst muß durch Erziehung gebildet werden. Die Nothwendigkeit einer guten, naturgemässen Erziehung ist noch weit stärker in einem Staat, wo der Mensch wahrhaft gesellschaftlich frey leben soll, als wo alle Einrichtungen nur von der Willkuhr eines einzigen, oder einiger Wenigen abhangen. Gleichwie der Wille des Fürsten in den Staaten von letzterer Art alles entscheidet, so mag es auch etwelcher Massen genug seyn, wenn nur der Fürst Verstand hat, und seine Neigungen zum Guten sich lenken. Das übrige thut der Zwang, oder wenigst erwartet man es von demselben. Daher auch in derley Staaten gar gemeiniglich die Maxime herrschet, man müsse den gemeinen Mann nicht zu gescheid werden lassen, damit er zum blinden Gehorsam sich desto williger zeige, so wie das Lastthier die aufgeladene Bürde um so viel geduldiger trägt, je weniger ihm das Verhältniß seiner Kräfte gegen die Schwäche seines Führers bekannt ist. Edelmüthige Regenten, die sich von dieser unwürdigen Maxime entfernten, und ihren Unterthanen den Gebrauch ihres natürlichen Verstands lassen, und ihn sogar mit Einsichten bereichern wollten, haben niemal Nachtheil hievon empfunden. Sie fanden an ihren entfesselten Unterthanen wilde Thiere, die nicht im Stande waren die Hand ihres Wohlthäters zu erkennen, und in der wilden Wuth, welche die Entfesselung in ihnen erwekte, oft denjenigen selbst zerrissen, der sie ihnen so väterlich gütig abgenommen hatte. In derley Staaten also ist es eine, die Menschheit zwar schändende, in der besondern Staatsverfassung aber sehr wohl gegründete Maxime, den Menschen bis zu den unvernünftigen Thieren, und wenn es möglich wäre, noch tiefer herabzu-

würdigen. Ganz andere Maximen erfordert die Staatseinrichtung, wo der Bürger an der Gesetzgebung Theil nimmt, und wo er also zugleich gehorchet, und hiemit auch das Staatsruder führet. Gleichwie hier der gesellschaftliche Wille unter alle Staatsglieder vertheilt ist, so muß auch in allen Gliedern Verstand wohnen, um jenen Willen zu regieren, und das Staatsinteresse erfodert hier, daß auch der gemeinste Mann so wie Staatseinsichten, also auch vorwiegende Liebe zum allgemeinen Beßten habe. Je grösser der Staat wird, je mehr wächst auch dieses Bedürfniß. Ob gleich in einem solchen Staat eine Konzentration der Stimmen statt finden muß, so sieht es doch mißlich um das Staatswesen aus, wenn der gemeine Mann von Staatseinsichten ganz entblößt ist, oder zu wenig Rechtschaffenheit hat, um bey der Wahl seiner Repräsentanten die würdigsten unterscheiden zu können, und sich nur durch wahre Vaterlandsliebe, nicht aber durch zufällige Nebenneigungen leiten zu lassen. Ein solcher Staat würde daher sehr grosse Gefahr laufen, wenn er die Erziehung seiner Bürger vernachlässigte; und wenn sich diese Sorge nicht bis auf den gemeinsten Mann, den der Staat ohnedem vom vornehmsten nicht unterscheidet, noch unterscheiden soll, erstreken würde. Hier liegt auch der Grund, warum auch solche demokratische Staaten fast beständige Erschütterungen in sich fühlen. Der allzu rohe und in der Ausbildung vernachlässigte Mensch kennet nur die Stimme seiner Leidenschaften, und meint, es müsse alles nun denselben weichen, weil man ihm sagt, daß er frey sey. Daher kommen die heftigen Stösse, wodurch so oftmalen die Grundsäulen derley Staaten gewaltsam erschüttert, zerschmettert werden. Gebet dem Menschen bessere Er-

ziehung; machet, daß er die Armseligkeit des einzeln Lebens, die Nothwendigkeit der Ordnung, das Bedürfniß der Gesetzgebung, die Herrlichkeit einer gesetzmässigen Freyheit erkenne und fühle, so wird sein Eifer zur Beschützung nicht zur Umstürzung der Ordnung entflammen, und ihr werdet so erst aus dem rohen Thiermenschen den gesellschaftlichen Menschen gebildet haben. Erziehung ist also äusserst nothwendig und wichtig; ob aber hiezu eine bestimmte, durch Zwangsmittel herzustellende Einförmigkeit der Religion erfodert werde, das ist eine andere Frage, die ich ganz zuversichtlich mit Nein beantworte. Man sage mir nur fürs erste, ob die griechischen Staaten, ob der römische Staat keine Bürger gehabt habe? oder ob in jenen Staaten die Religion den Bürger gebildet? Von dem, daß uns dieß oder jenes ungewohnt ist, muß man eben nicht schliessen, daß es eben darum auch unmöglich sey. Auf guten Einrichtungen, auf weisen Erziehungs-Anstalten beruhete in jenen berühmten Staaten die Bildung des Bürgers, und keineswegs auf Religion. Ihre Religion war auch gar nicht von der Art, daß sie den guten Sitten einigen Vorschub geben konnte. Die Gesetzgebung nahm dann dasjenige auf sich, was wir heut zu Tag aus Trägheit und Unwissenheit der Religion aufbürden wollen. In die Fußstapfen der Alten, die sich von der Natur und Vernunft noch weniger entfernt hatten, als wir, müssen wir zurück tretten, wenn wir uns jener wieder nähern sollen. Es muß jedes Ding auf seinem eigenen Schwerpunkt ruhen, wenn es fest stehen soll. Die bürgerliche Erziehung auf Religion gründen heißt ihren Schwerpunkt verrücken.

Der Staat bedenke also allfoderst, daß er nicht

Mönche, sondern Bürger zu erziehen habe, und daß die bürgerlichen Pflichten, deren Erfüllung den Bürger ausmachet, nicht auf einer besonderen Religion, sondern auf dem gesellschaftlichen Uebereinkommen als dem nächsten, und weiter auf dem allgemeinen dem Menschen von Natur eingepflanzten Sittengefühl als dem tieferen, von dem Schöpfer selbst gelegten Grunde beruhe. Diese wenigen Punkte machen die eigentliche Grundlage des Staatskatechismus aus, den seine Bürger allein — als Bürger zu wissen nöthig haben. Wo ist er aber dieser Staatskatechismus? Beschämt muß ich gestehen, daß wir zwar einige gelehrte Versuche von dieser Art haben, daß aber bisher noch kein Staat einen derley Katechismus würklich schon eingeführt habe. Allein nichts ist hieran Schuld als eine unverzeihliche Sorglosigkeit von Seite des Staats, welche freylich durch jene Verwirrung des Staats- und Religionswesens veranlasset worden, die so viele Jahrhunderte her geherrschet hatte. Indessen wäre von der Welt nichts leichter, als einen brauchbaren Katechismus zu Stand zu bringen, der sich weiter nicht einließ, als auf eine kurze und deutliche Auseinandersezung der bürgerlichen Pflichten, so wie dieselbe lediglich nur aus dem bürgerlichen Uebereinkommen, und dem Bedürfnisse der bürgerlichen Gesellschaft fliessen. Der Staat machte es nämlich mit seinen Bürgern lange genug eben so, wie es sorglose Väter mit ihren Kindern machen, die sie, um ungehindert ihren Ergötzungen nachzuziehen, einem hergelaufenen Menschen überlassen, der ihnen nun, was er mag, in den Kopf setzet, sie zu Schurken, oder rechtschaffenen Leuten bildet, ohne daß die sorglosen Eltern sich weiter darnach umsähen, bis das ganze Erziehungswesen so verhunzt

ist, daß es nicht mehr in Ordnung zu bringen ist. So hat der Staat bisher meistens nur mit aller Bequemlichkeit und ohne die mindeste Handanlegung seine Bürger aus den Händen der Geistlichkeit schon ganz gebildet erhalten wollen, und da mochte er dann auch damit vorlieb nehmen, wie er sie erhalten hat. Wenigst konnte er vernünftiger Weise auf diesem Wege immer eher mönchisch gestimmte Klaußner, als hell denkende, von Vaterlandsliebe belebte Staatsglieder erwarten. Es ist Zeit, daß man diesen groben Fehler einsehe, und daß der Staat die Erziehung seiner Bürger auf sich nehme, wie die Natur sie ihm auch auferlegt. Staatsmänner müssen durch Staatsmänner, und nicht durch Geistliche gebildet werden. Es ist eine zufällige, und nicht leicht zu erwartende Sache, wenn ein Geistlicher zugleich ein einsichtiger, und redlicher Staatsmann ist. Von ihm als Geistlichen betrachtet kann man dieß nicht erwarten. Seine ihm eigene Kenntnisse sind Gottesgelehrtheit, und haben nur die Weise Gott zu verehren zum Gegenstand. Sie mögen an sich gut seyn; aber es sind nicht die Kenntnisse, die den Bürger bilden. Es ist also in dieser Sache nothwendig eine Aenderung zu treffen. Der Staat muß die Erziehung der Bürger unter seiner Obsorge, und Direktion, ganz in seiner Gewalt haben, und durch tüchtige im Staatswesen hinlänglich erfahrene rechtschaffene Männer besorgen lassen. Die religiöse Erziehung giebt sodann die Geistlichkeit, dem Staat gilt es gleich, von welcher Kirche sie sey. Nur dafür hat der Staat zu sorgen, daß diese Lehrer der verschiedenen Religionen ihren Bürgern keine Staatswidrige Grundsätze beybringen, und um hievon versichert zu seyn, muß jede Kirche dem Staat immer ein rei-

nes Verzeichniß ihrer Lehren vorlegen. Im Fall aber von diesen vorgelegten Lehren abgewichen, und vielleicht gar das Gegentheil gelehrt werden sollte, so wird der Staat hierüber Rechenschaft zu fodern wissen. Wenn aber die Gottesgelehrten bey dem stehen bleiben, was eigentlich allein ihre Sache ist, nämlich bey der Weise Gott zu verehren, so hat sich der Staat ihretwegen gar niemal die mindeste Besorgniß zu machen.

Wenn aber das Blendwerk einer religiösen Erziehung dennoch mehr als die Wahrheit gelten, und für nothwendig erachtet werden sollte, die religiöse Erziehung der bürgerlichen zum Grund zu legen, so ist es ja bekannt genug, daß in allen Religionen, welche bey gesitteten Völkern eingeführt sind, gute Bürger erzogen werden können, und würde also schon aus diesem Grunde allein nie ein Vorwand übrig bleiben, warum ein Staat aus Vorliebe zu einer der besonderen Religionen die übrigen alle mit Gewalt verdrängen sollte. So sehr nämlich auch die verschiedenen Religionen in ihren besonderen Lehren von einander abweichen mögen, so kommen sie doch alle in dem übereins. Deos virtute coli. Dieß ist genug für den Staat. Er hat nur tugendhafte Bürger vonnöthen, keineswegs aber Gottesgelehrte. Es ist also immer gar kein Grund, warum ihm nicht alle Religionen, welche Tugendliebe einpflanzen, gleich willkommen seyn sollten; indem doch sicher die Rechtschaffenheit der Bürger auf Tugendliebe, und nicht auf Gottesgelehrtheit beruhet. Es muß also auch jene, und nicht diese der Erziehung zum Grund gelegt werden. So lange die Religion sich nicht gelüsten läßt diesen Grund zu verrücken, so lange hat auch der Staat von ihr in Rücksicht der bürgerli-

chen Erziehung sicher nichts zu besorgen. Würde aber eine Religion den Grund der Tugend, ich verstehe der bürgerlichen Tugend untergraben, so würde sie offenbar zu den unduldsamen gehören, die freylich nichts Gutes, dagegen aber desto leichter ungemein viel Böses stiften könnte, und eben darum, wie schon gesagt worden, ohne Verzug aus den Eingeweiden des Staats herausgeschaft werden muß.

Da nun also die Religionsdiener dem Staat eigentlich keinen, sondern ihre Dienste nur ihrer eigenen Religionspartheу erweisen würden, so kann ich es nicht anderst, als für unschicklich ansehen, daß der Staat dieselbe, und nicht vielmehr jede Religionspartheу die ihrigen erhalten, und besolden soll. Ein jeder kaufe seine Brille, wo er will, und bezahle sie dem, dem er sie abkaufet. Dieß dünkt mich so das ganz natürliche Gesetz der Billig- und Gerechtigkeit. Auch muß der Staat entweder ganz und gar kein Ehrenansehen *) mit dem Amt der Religionsdiener verbinden, welches immer das grundsetzmässigste, und beste ist, oder er muß wenigst solches Ehrenansehen den Dienern der verschiedenen Religionen völlig auf gleiche Weise angedeihen lassen; damit auf keine Weise einige Vorliebe hervorleuchte, als welche nur der ei-

---

*) Diese Einrichtung würde wohl gewiß das beste Mittel seyn, den Theologen, welche Lust haben möchten neue Sekten zu stiften, den Muth zu benehmen, indem gewöhnlich nur ehrgeizige Seelen sich mit derley Anschlägen beschäftigen. Die Gewißheit aber, daß ihnen keine Zwangsmittel zu Diensten seyn werden, würde sie dagegen nöthigen vernünftige und haltbare Lehrgebäude darzustellen, als welche allein geschickt sind, durch Belehrung und Ueberzeugung sich mitzutheilen und auszubreiten.

einen Parthie Hochmuth und Einbildung ihrer Wichtigkeit, der anderen aber Neid und Verdruß einflössen, und so zu Irrungen Anlaß geben möchte. Ob nun gleich dermalen beydes nicht ist, wie es seyn sollte, indem die Religionsdiener, besonders die der herrschenden Religion, auch im Staat ein besonderes Ansehn behaupten, dabey aus den Staatseinkünften besoldet werden, so wäre doch beydes abzuändern wohl möglich, indem man fürs erste, wenn es der Gesellschaft so gefällt, die Geistliche gerade zu in den Rang stellte, der ihnen sonst als Bürgern gebührt: die ihnen zugewandten Einkünften aber zu anderen gemeinen Staatsbedürfnissen verwendete, woran dann alle Staatsglieder, von welcher Religion sie seyn mögen, wie billig ihr Antheil haben, und folglich sich auch über die künftig auf sie selbst fallende Erhaltung ihrer Religionsdiener keineswegs beschweren könnten.

Mit den Tempeln und Religionsschulhäusern hätte es die gleiche Bewandtniß. Entweder müßte der Staat die Erbauung, und Unterhaltung derselben den verschiedenen kirchlichen Gesellschaften selbst überlassen, oder woferne er solches aus den Staatseinkünften bestreiten wollte, so müßte doch ihr Gebrauch mit gesetzmässiger Festsetzung einer gebührenden Ordnung allen Religionspartheyen gestattet werden. Wo aber immer wieder von der erstern Art der Einrichtung weniger Irrung, und Partheylichkeit zu besorgen wäre.

Auf diesen Fuß wird das Religionswesen in den nordamericanischen Freystaaten behandelt, und dieselbe befinden sich sehr wohl hiebey. So sagt uns Brisset*) von Boston, daß die Prediger da einzig von

*) Brissot neue Reise durch die nordamericanischen Freystaaten im Jahr 1785. von Reinhold Forster heraus gegeben 1792.

den Kollekten leben, die jeden Sonntag für sie gesammelt werden, und weiters von der Steuer, welche die Gläubigen für die Bänke in den Kirchen bezahlen. Dadurch werden die Prediger genöthiget, sich Kenntnisse zu erwerben, und ihr Amt gut zu versehen; denn man giebt dem, dessen Predigten am meisten gefallen, den Vorzug, und er hat also eine bessere Einnahme. Er sey von der Wahrheit dieser Bemerkung in Boston, und in allen Gegenden, die er kennen gelernt habe, überzeugt worden. Fast alle dortige Prediger sind, nach seiner Versicherung, Männer von Talenten, oder wenigst von Kenntnissen. In Boston können sie nicht nur sehr anständig leben, sondern sich auch verheirathen, und zahlreiche Familien ernähren; denn Väter, welche ihren Töchtern aufgeklärte und moralischgute Männer zu geben wünschen, suchen Prediger zu Schwiegersöhnen zu bekommen. Es ist wahr, die Geistlichkeit der englischen Hochkirche hatte ehehin beträchtliche Vorzüge, und grosse, auch von den Staaten vielfältig fixe Einkünften. Allein diese Einrichtung ist beynahe völlig geändert, und diese Vorzüge sind nebst den ståten Einkünften vorzüglich seit letztem Krieg weggefallen. Zwar schmerzt dieß die Geistlichkeit dieser sogenannten Hochkirche noch ziemlich lebhaft, auch haben sie schon zuweilen Versuche gemacht, die Sachen auf den ehemaligen Fuß zurückzubringen, aber ihr Bemühen war stets vergeblich. Ein Deutscher, der sich lange genug in diesen Gegenden aufgehalten, giebt uns Nachricht von derley Bewegungen von Seiten der Geistlichkeit der Hochkirche, die seiner Zeit in Virginien und Maryland vorgefallen waren, von diesen beyden Staaten

aber mit gröstem Unwillen abgewiesen wurden, und also nicht nur fruchtlos, sondern wohl noch eher zum Nachtheil der Geistlichkeit ausfielen.*) Es ist allerdings der Mühe werth die Gründe anzuhören, nach welchen die Staaten hiebey gehandelt haben. Folgende, sagt uns Schöpf, waren ungefähr die allgemeinsten über diese Angelegenheit geäusserte Urtheile. Wenn ein Staat alle und jede Glaubensgenossenschaften völlig gleiche und unpartheyische Rechte und Freyheiten geniessen läßt, so können sie mehr nichts verlangen, und haben keine Ursache sich zu beklagen. Würde aber eine oder die andere Gesellschaft von Christen durch besondere Schutznehmung oder Begünstigungen von Seiten des Staates den übrigen vorgezogen, so wird dadurch der Saame des Neides, der Eifersucht, Unordnung, Erbitterung, und vielleicht am Ende von Mord, und Krieg ausgestreuet. Keine Religion leitet eigentlich zum Bösen; was aber hie und da einer oder der anderen zur Last gelegt wird, ist entweder dem Druck, unter welchem sie sich in einem Lande befand, oder dem Uebermuth, mit welchem sie in einem anderen nach Alleinheit strebte, zuzuschreiben. Wird keiner Religion ein Vorrecht gegeben, und werden die Bekenner der verschiedenen Lehren durch gemeinschaftliche, blos bürgerliche Rechte zur Orduung und Beobachtung der Gesetze angehalten, so werden Verfolgungsgeist, Unterdrückungen, und Haß unbekannt seyn, und bleiben.

*) Schöpfs Reise durch einige der mittleren und südlichen Gegenden der americanischen Staaten. Erlangen. 1788.

Amerika hat bereits die traurigen Folgen dieser vernachläßigten Maximen erfahren. Die Presbyterianer von Neu England, nachdem sie der Religionsfreyheit halber Europa verlassen, und zur Gründung jenes Staats das meiste beygetragen, sah man bald nachher durch Eifersucht, und Herrschungsgeist so weit gebracht, daß sie den friedlichen Quäckern eben so viele Nichtduldung fühlen liessen, gegen welche sie selbst in Engelland gestritten, und darum ihrem Vaterland sich entzogen hatten. In Maryland und Virginien, als noch die brittische Regierungsverfassung der bischöflichen Kirche Vorzüge, Unterstützung, und Einkünfte gab, hatte man zwar nicht so gewaltsame, aber doch ziemlich ähnliche Auftritte. So zahlreich auch die verschiedenen Secten in Americka sind, so haben doch die neuen Staaten die höchste Ursache, die ihnen zugestandenen Freyheiten zu billigen. Seit langen Jahren her hat man keine Beyspiele mehr von Zweyttacht und Zank unter den verschiedensten von ihnen. Weil keine der anderen zu befehlen hat, noch zu befehlen verlangt, so waren sie alle friedlich. Gab es Unruhen, so war es da, wo eine oder die andere in die Regierung und Verfassung des Staats einen näheren Einfluß hatte. Man hat bemerkt, daß beynahe alle von der Hochkirche abweichende Sekten mit mehr Einmuth und Entschlossenheit für die Unabhängigkeit gearbeitet haben, als jene, die durch ihre genauere Verknüpfung mit der Mutterkirche, und ihre von der vorigen Regierung besoldete Geistliche öfters anders geleitet worden. Ueberall zwar hörte man

von den Kanzeln Gehorsam gegen die Obrigkeit predigen, aber verschiedene Männer hatten verschiedene Begriffe von der Obrigkeit, je nachdem sie reiche Pfründen zu behalten, oder zu verlieren besorgten. Durch zugesicherte Bestallungen und Besoldungen würde, glaubt man ferner, die Geistlichkeit verderbt. Sie wird nämlich in Freystaaten bald anfangen, ihre kirchlichen Geschäfte zu vernachlässigen, und sich in weltliche, und Partheyhändel mengen, oder zum Müssiggang und zur Schwelgerey verleitet werden. Dadurch aber bestreitet man gar nicht, daß die Arbeiter nicht ihres Lohns werth, und daß für die Mittheilung geistlicher Nahrung die Diener Christi und der mancherley Kirchen, allerdings leibliche zu erwarten berechtiget seyen; nur verlangt man, daß die Regierung in Amerika sich darein nicht mische, sondern dem Volke, und den Gemeinden es überlasse, die Wahl und den Werth der Männer zu beurtheilen, welchen sie einen Titel ihres Eigenthums zur Belohnung für geistlichen Unterricht zu geben willens sind. Die Regierung soll diese Männer versichern, daß sie alle ihren Schutz und ihren Dank, aber keine Vorzüge, einer vor den anderen, zu hoffen haben.

Von dieser Einrichtung, schmeichelt man sich, werden für Amerika viele andere Vortheile herfliessen. Die Geistlichkeit wird sich emsiger bestreben, ihre Pflichten zu erfüllen, und die Verdienstvollesten, welchen wahrscheinlich der grössere Haufe anhängen wird, werden den besseren Lohn erndten. Man wird nicht alle Tage Lehren, und Thaten der für beständig angenommenen

und bezahlten Prediger sich so ärgerlich entgegen stehen sehen; nicht hören einen herrschsüchtigen übermüthigen Pfaffen, ihm unbekannte Demuth, und Unterwerfung, oder einen rothbackigten gemästeten Bachanten die ihm eben so fremde Tugend der Mässigkeit und Enthaltung empfehlen.

Die vormals von Obrigkeits wegen besoldeten Geistlichen der Hochkirche, welche von Engelland nach Amerika geschikt wurden, waren selten, was sie seyn sollten. Man achtete sie gemeiniglich gut genug für Amerika. Sie waren ehemals beynahe die einzigen Gelehrten im Lande, und von ihnen wurde vermuthet, daß sie alles wissen sollten. Da man aber fand, daß sie entweder nichts wußten, oder von dem, was sie wußten, nichts in Ausübung brachten, so gab dieß ihrer zahlreichen und anwachsenden Gegneren viele und beständige Siege, und Gelegenheit immer neue Flecken in ihrer Lehre zu erspähen. Daher geschah es, daß sie von ihren Zuhörern häufig verlassen wurden, und diese sich zu anderen Glaubenspartheyen schlugen. Man weiß es zuverlässig, daß in Maryland und Virginien alle von der Hochkirche abweichende Glaubensgenossenschaften, durch solche mit ihren Lehrern Unzufriedene sich der Zahl nach beträchtlich vermehrt haben. In Virginien verhielten sich noch vor vierzig Jahren die Dissentienten zur Hochkirche wie 1. zu 20; im Jahr 1776 aber kamen sie einander beynahe schon gleich.

Die Constitution von Amerika betrachtet alle Glaubensgesellschaften, wessen Namens immer, als willkührliche Gesellschaften, denen gleicher

Rang, gleiche Rechte und Freyheiten im Staate gesetzmässig zukommen müßten. Sollte es daher der bischöflichen Parthey gelingen, ihre Kirche wieder mit dem Staat (von Maryland) in nähere Verbindung zu setzen, und durch den Staat vorrechtliches Ansehen und Einkommen zu erhalten, so würden alle andere Glaubensgesellschaften von jenem Augenblick an, bloß als geduldete Dissentienten zu betrachten seyn, welches aber eben so grausam als ungerecht wäre. Würde eine Assemblee, deren Mitglieder in grösserer Zahl einer Kirche zugethan wären, diese partheyische Vorzüge zugestehen, so könnte sich der Fall eräugnen, daß eine andere künftige Assemblee durch Ueberzahl anderer Religionsverwandten alles wieder abänderte. Dieß würde eine fruchtbare und fürchterliche Quelle von unaufhörlichem Zank und Streit werden. Ferner sind in diesem und anderen Staaten viele Lehrer sowohl als Gemeinden verschiedener Namen, die im Gewissen sich verbunden erachten, für die Predigt und Mittheilung des Evangeliums weder Belohnung zu geben, noch zu nehmen. Würde die Regierung nun sich bequemen für die Lehrer der bischöflichen Kirche Besoldungen aus der öffentlichen Kasse anzuweisen, so würde ein Theil dieser Last auch auf diese und andere Sekten fallen; und höchst ungerecht würde es seyn, Bürger für etwas zahlen zu lassen, warum sie sich gar nicht bekümmern. Jeder Unbefangene wird in diesen Aeusserungen die reine, gesunde Vernunft und Politick dieser ächten, musterhaften nordamericanischen Staatsmänner nicht mißkennen.

So lange die Staaten diese Grundsätze fest halten, und nicht die mindeste Vorliebe für eine Parthie, oder ihre Geistlichkeit äussern, werden Sie Ruhe haben. Jeder eingeräumte Vorzug aber, wie er das Gleichgewicht hebt, so wird er immer nach und nach bedenkliche Folgen, und am Ende, wo nicht bey Zeiten das Gleichgewicht wieder hergestellt wird, den Sturz des Staats selbst nach sich ziehen.

Was von der Besoldung der Geistlichkeit, das gilt immer auch in gleichem Maaße von den Tempeln und Betthäusern. Frankreich fängt es an zu fühlen, wie unschicklich und vernunftwidrig es sey, daß eine Religionsparthie, wegen hergebrachter Sitte nur, vor der anderen einen Vorzug hierinn geniessen, und die auf öffentliche Kosten, nämlich aus den Staatsgütern, und ihren Einkünften erbaueten Tempelgebäude sich vorzüglich, oder gar allein und ausschließlich zueignen soll. Der Bürger Cambon that daher verwichenen Weinmonat (voy. Journal de Paris de ce mois) der Nationalkonvention den Vorschlag zum Verkauf der sämtlichen Kirchengebäude, indem diese Gebäude eben so wohl, als die gesammten Güter der Geistlichkeit der ganzen Nation angehörten, und es anmit höchst unschicklich, und widerrechtlich sey, dieselbe aus keinem anderen Grund, als eines verjährten Vorurtheils wegen, der einen Parthie gleichsam als Privateigenthum zu überlassen, so daß die Katholicken zu ihrem Gottesdienst größtentheils herrliche auf Staatskosten aufgeführte Gebäude, und deßgleichen aus öffentlichen Staatseinkünften besoldete Geistliche hätten, indessen die Protestanten, die doch Bürger des nämlichen Staates wären, und also im Genuß der Staatseinkünfte jeden andern Bürgern gleich stehen müßten,

beydes aus ihren eigenen Beuteln bestreiten müßten. Jeder der einen Gottesdienst, oder öffentliche Verehrungsart haben wolle, möge ihn bezahlen. Die Staatseinkünften, und Staatsgebäude werden zu wahren und eigentlichen Staatsbedürfnissen nützlicher verwendet werden. Ueber kurz oder über lang wird man sich diese Vorschläge gefallen lassen müssen, denn sie sind in der Natur der Sache gegründet, und ihre Nichtbefolgung ist und bleibt ein wesentlicher Fehler, der unaufhörliche Aemulationen, und Bürgerzweytracht nähret, und auf nichts geringers, als auf den Umsturz des Ganzen führet. Wenn der Staat gleich den gemeinsamen Genuß seiner Tempeln allen Religionspartheyen gestatten wollte, und grundsetzmässig auch müßte, so würde damit, weil täglich neue Secten entstehen können, und gleiche Rechte würden geniessen wollen, mit dieser Einrichtung nur auf den Schein, und bey weitem nicht so gut geholfen seyn, als wenn diese Tempel aus dem Staatseigenthum entschlagen, den lusthabenden Partheyen verkauft, und so in wahres Privateigenthum umgewandelt werden.

Das bisherige betrift die öffentliche Erziehung, als wodurch der Staatsbürger eigentlich gebildet wird. Die Bildung des Menschen, beruhet immer größtentheils aut der häußlichen Erziehung. Da aber in diesem Stücke die Familien auf keine Art unter einander verknüpft sind, folglich auch nichts weniger als steife Einförmigkeit nöthig ist, sondern jede nach ihrem Befinden handeln kann, so könnte ich diesen Gegenstand so gut als gänzlich übergehen, wenn es nicht bekannt wäre, daß manche Väter ihre Familien eben so despotisch regieren, als die Fürsten ihre Staaten; und alles was sie haben wollen, nur durch Zwang erhalten

zu müssen glaubten. Auch die Religion ist dann gemeiniglich ganz ein Werk des Zwanges, und die den Ton gebende Hausväter eifern oft eben so unbesonnen für ihre Familienreligion, als es Staaten für ihre herrschende Staatsreligionen thun mögen. Die Gründe, welche bisher gegen den Religionszwang sind beygebracht worden, sind allgemein, und mißrathen eben sowohl den Familien-, als den Staatszwang. *Die Religion ist eine Sache der Individuen, und nicht der Familien.* Jedes Individuum hat seine eigene Denkungsart, welche zu befolgen ihm frey gelassen werden muß. Hieraus folget aber, daß auch die häußliche Erziehung nicht auf dem Besonderen einer gewissen Religion beruhen dörffe. Es ist zwar ganz natürlich, daß ein Vater, da es doch für sich unmöglich ist, einem Kind von allen Religionen genugsame Kenntnisse beyzubringen, seine Kinder allvorderst in seiner eigenen Religion unterrichten, oder unterrichten lassen wird. So lange man beym Uuterricht stehen bleibt, ist dieser Gang gar nicht naturwidrig, wenn nur zugleich auch mit auf die noch schwache Fassungskräfte des Kindes Rücksicht genommen wird. So bald aber *mit dem Unterricht Zwang verbunden wird, wird der Natur zuwider gehandelt*, und immer das Gute mehr gehindert, als befördert. Wenn dieser Zwang aber gar den erwachsenen und einer vernünftigen Religionswahl nun fähigen Kindern Schranken setzt, so wird die naturgemässe Freyheit ganz zerstöhrt, und es sind aus diesem Familiendespotismus beynahe alle jene Uebel zu besorgen, welche wir vorhin aus dem vom Staat gebrauchten oder gestatteten Religionszwang haben erfolgen gesehen.

Glaubet doch nicht, ihr Väter! daß die Sittenbil-

dung euerer Kinder auf jenen dunkeln hieroglyphischen Ideen beruhe, welche das Wesen der besonderen Religionen eigentlich ausmachen. Wie sollten diese Dinge, die den Verstand für sich schon ganz leer lassen, und ihn mit blossen unverständlichen Worten abspeisen, so stark auf den Willen würken, und seine ganze Stimmung ihm geben können? Die Sittenbildung und glückliche Erziehung euerer Kinder scheint mir eigentlich auf folgenden Stücken zu beruhen, daß ihr 1.) ihren Verstand mit nützlichen Kenntnissen bereichert, 2.) das anerschaffene Sittengefühl geschikt entwikelt, 3.) die Seelenkräfte gegen die Leidenschaften stärket, 4.) durch öfters veranlassete gute Handlungen gute Fertigkeiten gründet; und endlich 5.) daß ihr alles dieses nicht bloß durch trokene Lehren, sondern durch die immer tiefer dringende Macht des Beyspiels zu erreichen trachtet. Besitzt ihr in diesen fünf Stücken eine Geschicklichkeit, so wird die Erziehung euch sicherlich gelingen, welche Religion ihr auch immer nebenhin einpflanzet, und selbst noch diese Geschicklichkeit bestehet gröstentheils darinn, daß ihr nur der Natur nicht zuwider handelt.

Die Ausbildung des Menschen ist gröstentheils eben so wohl ein Werk der Natur, als seine ursprüngliche Bildung. Wie sollte der weise Schöpfer diese wichtige Sache ganz der Kunst überlassen haben? Wie die Pflanze, wenn sie nur ein ihr angemessenes Erdreich findet, sich durch ihre eigene Naturkräfte entwikelt, und zu dem wird, zu was sie werden kann, so wird auch die Moralität des Menschen durch die vom Schöpfer in ihn gelegte Naturkräfte gebildet, und der Mensch wird völlig dasjenige moralisch gute Wesen werden, was er zu werden geschaffen ist, wenn

nur die Natur nirgends gedrängt, ihr nirgends zuwider gehandelt wird. Die Auswüchse kommen immer von naturwidriger Behandlung, die freylich schon auf den Keim gewürkt haben kann, und nicht von der Natur her. Naturgemässe Leitung, sanfte Zurechtweisung werden meist, so ferne sie zu rechter Zeit gebraucht werden, der fehlerhaften Bildung zuvor kommen, oder abhelfen können. Der Schnitt hinterläßt wenigst immer eine bedenkliche Wunde.

Das Kind kömmt schon mit der Neugierde zur Welt. Alle Gegenstände die ihm vorkommen, reizen dieselbe. Es macht ihm Unruhe, bis es weiß, was sie sind, woher sie kommen, wozu sie dienen. Es ist unwissend, aber doch offenbar nicht zur Dummheit geschaffen. Wenn ihr diesen Wink der Natur zu benutzen wisset, so wird nichts leichter seyn; als ihm stufenweise alle jene Kenntnisse beyzubringen, die ihr ihm nur beyzubringen wünschet. Es hat schon von Natur einen allgemeinen und unbestimmten Durst nach allen. Ihr brauchet ihm nur die Gegenstände, durch deren Kenntniß sein Verstand sich bereichern soll, nach und nach vor Augen zu bringen, so wird es für sich seinen Forschungsgeist an denselben üben, wenn ihr andere Gegenstände zugleich aus dem Wege geräumet habet, ihr brauchet nichts zu thun, als hie und da ein wenig nachzuhelfen; auf dasjenige, was der Gegenstand wissenswerthes darbietet, aufmerksam zu machen. Gar leicht aber kann der Reichthum hierinn so groß werden, daß er mehr zur Last, als zum Nutzen gereichet. Es ist nichts leichter, als den Kopf so mit Kenntnissen zu überladen, daß er dieselbe ohne Nachtheil seiner gesunden Vernunft nicht ertragen kann.

Eben so sind dem noch unverdorbenen Herzen des

Menschen gute Handlungen immer für sich schon angenehm. Bey moralisch bösen Handlungen fühlet er Unruhe und Unzufriedenheit in sich selbst. Wenn er recht thut, so brauchet ihr nichts als die Empfindung seines Herzens durch euer Urtheil, durch euer Lob zu bestätigen, so wird die Neigung zum Rechtthun schon stärker werden. Wenn er ausschweifet, so weiset ihn zu recht, und es wird ihm nicht schwer werden seinen Fehler zu erkennen, indem sein eigen Gefühl ihn zugleich mit warnet, und euere Zurechtweisung bestätiget.

Förchtet euch nicht vor den Leidenschaften. Es sind die Treibfedern, deren sich die Natur bedienet, die moralische Maschine, wenn ich so sagen darf, in Gang zu setzen, und darinn zu erhalten. Ohne sie wäre der Mensch nichts als eine bewegliche Pflanze. Die Kraft zum Handeln würde ihm abgehen. Um ihres Zwecks gewiß zu seyn, hat ihnen die Natur jene Stärke gegeben, die euch so fürchterlich vorkömmt. Durch Mittheilung von Vernunft und Gefühl hat sie zugleich einen Perpendikel eingehängt, um den Zug des Gewichtes zu mässigen, und den Gang der Maschine zu dirigiren. Lasset nur alles in der Ordnung, in welche es von der Natur gesetzt ist, und es wird alles, wo nicht gänzlich, doch immer so gut gehen, als es von menschlichen Dingen erwartet werden kann. Die Natur dränget den Menschen immer Vergnügen zu suchen. Dieser Drang ist unwiderstehlich. Nach was der Mensch auch immer streben mag, so strebet er darnach, weil er darinn Vergnügen zu finden hoffet, und was er fliehet, das fliehet er nur, weil er Mißvergnügen davon besorget. Nun aber bietet ihm die Natur in Rücksicht seiner Leidenschaften

zweyerley Arten von Vergnügen dar. Es ist vergnüglich die Leidenschaften zu befriedigen; es ist aber auch vergnüglich die Leidenschaften zu besiegen. Jenes schmeichelt der Sinnlichkeit, dieses dem der Seele anerschaffenen Edelmuth. Wer fühlet es nicht, wie edel und göttlich es sey, wenn die Seele stark genug ist, die muthigen Rosse unter dem Zaum zu halten, und ihres Brausens ungeachtet sie just so zu leiten, daß sie mich gerade eben dahin bringen, wo ich eigentlich seyn will? Ist die Freyheit überhaupt für den Menschen ein kostbarer Schatz, so ist die Meisterschaft über sich selbst, als das edelste Kleinod der Freyheit, gewiß am allerschätzbaresten. Herr über sich selbst zu seyn, ist die höchste Stufe der Wonne, die das menschliche Herz hier auf Erde zu erreichen im Stande ist. Nur ist es nöthig den Menschen zeitlich, schon in der frühen Jugend, mit dieser besonderen Art des Vergnügens bekannt zu machen. Denn was man nicht kennet, darnach gelüstet man nicht. Aber wenige Eltern verstehen die Kunst ihren Kindern diese wichtige Kenntniß beyzubringen, und noch wenigere haben das Herz es zu thun. Die unbesonnene Zärtlichkeit der Mütter, und die allzu weichliche Nachgiebigkeit der Väter verderben das Spiel. Die guten Eltern glauben ihren geliebten Kindern nie genug Gutes thun zu können, und durch lauter Gutes thun, thun sie ihnen würklich sehr viel Böses. Was das Kind nur gelüstet, das muß geschehen; ja man erweket noch Lüste, wo keine entstanden wären, und man suchet mit verderblicher Vorsicht auch jenen zuvorzukommen, die erst nach lange, vielleicht auch gar nicht, hätten entstehen mögen. Das Kind weiß also von keinem anderen Vergnügen, als von jenem, das ihm die Be-

friedigung seiner Lüste verschaffet. Das andere Vergnügen, das in der Besiegung seiner Lüste bestehet, bleibt ihm fremd und unbekannt. Woher soll nun der Edelmuth kommen? Der Keim zwar liegt in dem Herzen. Aber die thorrechte Erziehung entzieht ihm die Nahrung und hindert das Aufgehen. O ihr Eltern! Aus lauter Begierde euere Kinder stets zu vergnügen, seyd ihr die wahre Ursache, daß dieselbe das alleredelste Vergnügen Zeit ihres Lebens wenig, vielleicht niemal verkosten werden. Immer an Unterliegen gewöhnt werden sie niemal lernen zu siegen. Ja sie werden sich nicht einmal getrauen zu kämpfen. Jeder Wink der Sinnlichkeit wird für sie ein strenger Befehl seyn, dem sie sich zu unterziehen sogleich mit sclavischer Bereitwilligkeit gefaßt machen werden. Aus verwöhnten Kindern werden zügellose Jünglinge, aus zügellosen Jünglingen werden unbändige Bürger werden. Die Bande der Gesetze werden unvermögend seyn, die wilden Thiere zu fesseln. Sie werden sich nicht scheuen, alles, was dem Menschen heilig seyn soll, zu entehren, den Staat selbst, und ihr eigenes Wohl in Gefahr zu setzen, um nur ihren rasenden Leidenschaften zu frohnen. Etwas werdet ihr zwar gethan haben, ihr Väter! wenn ihr das Herz fasset, eueren lüsternen Kindern selbst zuweilen was abzuschlagen. Nur müßt ihr standhaft auf der abschlägigen Antwort beharren, sobald sie einmal gegeben ist. Kein Winseln muß euch mehr rühren. So werden sie wenigst lernen der Nothwendigkeit weichen. Der fürchterliche Gedanke, seine Lüste unbefriedigt zu sehen, wird ihnen erträglicher werden, und desto erträglicher, je öfter sie ihn würklich ertragen haben. Allein dann erst werdet ihr alles gethan haben, was euch obliegt,

wenn ihr die Kinder dahin gebracht habet, daß sie sich selbst aus eigener Wahl das entsagen, was ihre Lüste doch fodern. Wenn ihr den Wein behutsam aus ihren Augen entfernet, so kann durch diese Klugheit zuweilen die Entstehung gefährlicher Lüste verhindert bleiben. Dieß ist zwar etwas: aber durch diesen Kunstgriff allein langet man nicht aus. Die Seelenschwäche mag dannoch verhanden seyn, wenn gleich ihr Ausbruch künstlich verhindert wird. Freylich ist es behaglich, wenn man den Gefahren ausweichen kann. Weil aber dieß nicht wohl immer thunlich seyn wird, so ist es besser sich zeitlich an das Blitzen der Schwerdter, an das Geklirre der Waffen zu gewöhnen. Etwas mehr also werdet ihr leisten, wenn ihr das durstige Kind mit ungefärbtem Wasser abfertiget, da seine Zunge doch mit Wein befriedigt seyn will. Siehe mein Kind! Wasser löschet den Durst. Wenn der Durst gelöscht ist, und mans bedarf, denn trinkt man erst was weniges Wein. Euer Beyspiel muß den Worten Glaubwürdigkeit, Ansehen und Kraft geben. So wird das Kind euch lieben und folgen. Handelt ihr eurer Lehre selbst zuwider, so wird es nur euere Tyranney verabscheuen, und mit Sehnsucht den Zeitpunkt abwarten, da es auch ungestraft wird thun können, was es euch thun siehet. Giebt sich das Kind so zur Ruhe, und läßt sich sein Wasser herzlich schmeken, so ist was zu hoffen. Doch Gehorsam ist noch keineswegs Edelmnth. Wenn ihr aber die feinsten Saiten seiner zärtlichen Seele so sanft zu rühren wisset, daß es selbst das Glas mit Wasser für sich ergreift, und das andere mit dem Wein dem von der schweren Arbeit rükkehrenden Taglöhner gutwillig und mit hervorleuchtendem Vergnügen abtritt, dann liegt die Sache

erst so, wie ich sie wünsche; dann ist dieß ein Sieg, der den kleinen Helden mir werth machet; dann erst werde ich ihn an meine Brust drüken, und mich freuen sein Vater zu seyn. Durch derley Uebungen wird der Grund zu jener Seelenstärke gelegt, welche die Mutter der Tugend, und die wahre Quelle aller grossen Handlungen ist. Denn hierinn allein zeiget sich der moralische Unterschied der Menschen, daß bey den einen die Leidenschaften immer über Vernunft siegen, bey den anderen aber die Vernunft über die Leidenschaften das Uebergewicht hat. Der allgemeine Freyheitssinn, den jeder unverdorbene Mensch fühlet, wird einem klugen Erzieher immer den schiklichsten Beweggrund darbieten, durch dessen Vorstellung er seinen Zögling zu ähnlichen Selbstüberwindungen wird reizen können. Denn auch einem Kind, so bald es die Würde der Freyheit etwelcher Maassen fühlet, wird es nicht mehr unbegreiflich fallen, daß es nicht minder schimpflich sey sein eigener, als anderer Menschen Sclav zu seyn, und es wird sich bald um so viel grösser zu seyn dünken, je besser es seine kindischen Lüste zu bemeistern weiß. Nun aber ist es ja bekannt, daß alle Kinder schon gern gleich groß seyn, und groß thun möchten. Nur muß es auch mit diesen Selbstverläugnungen nicht zu weit getrieben werden, und der Erzieher muß eingedenk seyn, daß sein Geschäft nur darinn bestehe, die Naturtriebe der Vernunft unterwürfig zu machen, nicht auszurotten.

Mir hat es immer geschienen, daß die moralische Bildung des Menschen mehr Geduld als Kunst erfodere. Unstreitig ist die Gewohnheit das allgemeinste Prinzipium der menschlichen Handlungen. Wenn der Mensch vor jede seiner Handlungen eine Philoso-

phische Dissertation, in welcher die Gründe und Gegengründe aus einander gesetzt werden sollten, voraus schiken müßte, so würde der Gang seiner Geschäfte äusserst langsam werden. Gewohnheit giebt also dem Willen meistens seine Bestimmung. Durch öfters geschehene Handlungen entsteht eine Fertigkeit, die dem Willen und auch dem Vermögen des Willens zu ähnlichen Handlungen eine bleibende Geneigtheit und Fertigkeit giebt. Wir sehen so was täglich auf der Strasse. Da wo der schwere Wagen geht, entsteht zuerst ein schwacher, noch kaum zu bemerkender Eindruk; geht aber der Wagen öfter den nämlichen Weg, so wird die Leise immer tiefer und tiefer. Nun rutscht das Fuhrwerk schon für sich immer wieder in die Leise zurük, wenn man es auch nebenhin führen will; und vertiefet auch zugleich immer die Leise noch mehr. Sehet also hierinn die Macht der Gewohnheit. Jede Handlung läßt einen für unsere sinnliche Augen zwar unsichtbaren Eindruk in dem Gemüth, vorzüglich in dem noch weichen und eindruklosen Gemüth des Zöglings zurück. Je öfter die Handlung wiederholt wird, je tiefer wird dieser Eindruck, bis endlich eine Fertigkeit, eine moralische Leise daraus wird, in welche die Handlungen des Menschen nun für sich wieder gar leicht einfallen, und von welcher sich zu entfernen es so schwer fällt, daß man es vielfältig unmöglich nennet. Sehet, warum ich sagte, das Erziehungswesen erfodere mehr Geduld als Kunst. Die guten Fertigkeiten nämlich, worauf es hauptsächlich ankommt, können nicht anderst, als langsam, durch oft wiederholte Handlungen hervor gebracht werden. Die Bösen entstehen auf die nämliche Art. Sehet, wie jener Zornmüthige raset. Woher kömmt doch so

eine unbändige Leidenschaft, die alle Befehle der Vernunft verachtet? Habet ihr nicht beobachtet, wie seine Amme schon den unbedeutend scheinenden Funken durch ihre wiederholte Neckereyen zur um sich greifenden Flamme angefachet hat? Wer soll der Wuth des Feuers nun ferner mehr wehren? — Der seiner selbst immer unmächtige Säufer stürzt sich mit offenen Augen in den Abgrund der Armuth, und des Elends. Immer lechzet seine Zunge nach geistigen Getränken, und er ist nicht im Stande ihr etwas zu versagen. Indessen ist er sicher das, was er ist, nur nach und nach geworden. Vielleicht spie er den ersten Wein, den seine nicht weiter denkende Wärterinn im Löffel ihm darreichte, mit Unwillen von sich. Allein man wiederholte den Versnch so oft, bis endlich die Natur das liebgegewann, was sie zuerst verabscheuet hatte. Nun trank man aus Neigung. Aus der immer befriedigten Neigung ward endlich die gegenwärtige unselige Nothwendigkeit. — Der Dieb, den man dort an den Galgen aufknüpfet, war vor etwelchen Jahren nur noch ein nichtswürdiger Faullenzer. Zum Faullenzer bildeten ihn seine unbesonnenen Eltern, indem sie ihn die Jahre der Kindheit ganz nur mit tändelnden Kinderspielen hinbringen liessen. Er würde auch in einer nützlichen, seinen Kräften angemessenen Arbeit seinen Zeitvertrieb angenommen haben, wenn man ihm solchen nun dargebotten hätte. Nun wäre er ein thätiges und nützliches Mitglied der Gesellschaft, und den Eltern wäre ihr Leben nicht durch ewigen Kummer vergiftet. Dank sey dem weisesten Schöpfer, daß man dem Lauf der Natur gemäß nur stufenweise in die Tiefe hinab kommen kann, so wie das stufenweise Aufsteigen das Fortschreiten auf dem Pfad der Tugend

erleichtert. Auf jeder Stufe findet noch ein Besinnen statt, und dann glücklich der, der seinen Weg wieder zurück nimmt, da er merket, daß es abwärts gehe. Wendet also euere Augen nie von euerem Zöglinge, ihr Erzieher! und bemerket vorzüglich aufmerksam seine ersten Schritte. Wenn er auf dem rechten Wege wandert, so ermuntert ihn durch eueren Beyfall; wenn er abweichet, so lenket ihn sogleich wieder ein, doch lasset der Natur auch Raum zu ihrem Spiel, und leget euere Hand nicht an, wo sie wahrscheinlich das Werk allein glücklich vollendet hätte.

Das meiste aber bey der Erziehung, vorzüglich wenn wir hierunter nur die Sittenbildung verstehen, läßt sich doch immer vom Beyspiele erwarten. Wenn ihr ein musikalisches Instrument anstimmet, und einige Töne darauf gebet, so wird ein anderes ähnliches Instrument, wenn es sich nahe genug bey jenem findet, ebenfahls räsonniren, und die gleichstimmigen Saiten von diesem Instrument, das ihr doch gar nicht berühret, werden die nämlichen Töne, obwol etwas schwächer, von sich geben. Eine ähnliche mittheilende Einwürkung, wie sie sich da bey den beyden musikalischen Instrumenten sinnlich äussert, scheint auch selbst zwischen menschlichen Seelen, oder wenigst ihren Empfindungs- und Gefühlsorganen statt zu finden. Obgleich die Simpathie hier nicht so unter die Sinne fällt, so erhellet doch aus den ähnllchen Würkungen, daß dieselbe nicht minder würklich vorhanden seyn müsse. So wie durch die ganze Natur, so auch in dieser Einrichtung zeiget sich die Meisterhand des grossen göttlichen Künstlers. Das menschliche Mitleiden beruhet ganz auf dieser moralischen Harmonie, vermöge welcher die Gefühle von Herzen zu Herzen sich fortpflanzen, bis

alles räsonnirt, und so zu sagen ein Laut wird. Ich sehe meinen Nebenmenschen leiden. Ich sehe es nur, und doch kann ich mich nicht erwehren sein Leiden mit zu empfinden. Der Schlag hat mich nicht getroffen, und doch fühle ich die Schmerzen. Meinem Leiden abzuhelfen muß ich auch jenem meines Nebenmenschen abhelfen. Das Theater presset Thränen aus, obgleich hier nicht einmal wahres Leiden vorhanden, ob ich gleich weiß, daß alles nur Täuschung sey. Der Enthusiast reißt einen ganzen Schwarm mit sich wie in einem Wirbelwind fort. Sie wissen selbst nicht, wie ihnen geschieht, kaum, wovon die Rede sey. Ein Freund nimmt von dem anderen in langem Umgang etwas von seinen Sitten, von seinen Gebärden, von seinen Tugenden und von seinen Lastern unvermerkt an. Ueberall zeiget sich eine Mittheilung der Empfindungen, der Gefühle, der Leidenschaften, eine Ergiessung von der Seele des einen in die Seele des anderen, ohne daß dieselbe gänzlich von der Willkuhr abhienge, ja oft wider Willen, und sogar zum Verdruß. Hierauf scheint sich nun die im Moralischen immer wahrgenommene Macht des Beyspiels zu gründen. Die Worte rühren kaum. Das Beyspiel reißt mit Uebermacht dahin. Böse Beyspiele würken wie epidemische Seuchen. Ganze Kommunitäten werden von den bösen Sitten eines Einzigen vergiftet. Gute Beyspiele reitzen nicht minder zur Nachfolge, und zeigen durch Verbreitung der Tugendliebe eben so wohl ihre heilsame Einwürkung auf die Verbesserung der Sitten. Das weiche und noch eindruckleere Herz der Jugend zeigt sich gegen die Einwürkung des Beyspiels vorzüglich empfänglich. Da man der eigenen Erfahrungen noch so wenige hat, der Kopf noch so arm

an Grundsätzen ist, das Herz noch durch keinen besondern Hang hingerissen wird, der werdende Mensch sich noch so unfähig fühlet sich selbst zu leiten, so ist er wohl ganz natürlich geneigt, von jedem anderen sich leiten zu lassen, und den Ton anzunehmen, den man ihm giebt. Ohnedem ist Nachahmen immer leichter als Selbsterfinden. Der Mensch aber ist für sich schon geneigt den bequemeren Weg dem unbequemeren vorzuziehen. Daher der Nachahmungstrieb, bey der Jugend um so viel stärker, je weniger derselbe noch von Mißtrauen äquilibrirt wird. Unvermögend selbst zu erfinden, selbst zu entscheiden ergreift das Kind, was schon erfunden, schon entschieden ist, und thut was es andere thun sieht. Wie sollte es sich ein Bedenken hieraus machen, da es die Schwäche seiner eigenen Einsichten, wie die Ueberlegenheit jener seiner Aeltern fühlet? Es haltet also ohne Selbstprüfung für recht und gut, was jene für recht und gut halten. Was aber jene für recht und gut halten, zeigen ibm fühlbarer, als es die Worte können, die Handlungen selbst. Das Beyspiel der Aeltern ist für sie nicht nur ein Reitz, sondern auch zugleich ihre Rechtfertigung. Das Beyspiel ihres gleichen hat weniger Gründe zur Rechtfertigung, aber mehr Reitz durch die damit verbnndene Kraft der Freundschaft. Aehnlichkeit der Sitten bestärket die Zuneigung. Die Begierde der Zuneigung verleitet zur Aehnlichkeit der Sitten. Lauter Winke für den Erzieher, daß er über nichts gleichgültig seyn dörfe, was in der Gegenwart seines Zöglings vorgehet. Die zarten Fiebern nehmen von allem einen Eindrnck an, und diese Eindrücke bestimmen so zu sagen die moralische Bildung des künftigen Bürgers. Freylich hat die Natur bey jedem auch ihr eigenes, das

sie immer gerne, und bey einigen, bey den so zunennenden Originalcharaktern sehr hartnäkig behauptet. Aber das meiste ist fremd, ist hinzugekommen, ist von denjenigen, mit denen man Umgang gepflogen, angenommen worden. Die Natur spannet die Saiten; der Eindruck der Beyspiele veranlasset die Vibrationen. Wollt ihr also tugendhafte Menschen bilden, so seyd allfoderst selbst tugendhaft; euer Gesind sey tugendhaft, und alle Gesellschafter euerer Kinder seyen tugendhaft. Die ganze Atmosphäre, worinn euere Kinder athmen, soll reine, so zu sagen, dephlogistisirte Tugendluft seyn. Tugend soll der allgemeine, der einzige, von allen Seiten auf das Herz eueres Zöglings einwürkende Ton seyn; so wird auch Tugend in jenem die stete, die einzige Resonanz seyn. Je genauer ihr dieser Foderung entsprechet, und entsprechen könnet, je sicherer werdet ihr eueren Zweck erreichen, je eher kann man euch für den Erfolg euerer Bemühungen gut stehen. Wenn man diese Grundsätze fortwährend befolget, so werden die guten Fertigkeiten sich gründen, die guten Gewohnheiten werden ihre Wurzeln nach und nach in die Tiefe treiben, dann wird der Baum der Stütze entbehren, und ihr mit Zuversicht die Reifung der Früchte erwarten können. Menschen die auf solche Art zur Rechtschaffenheit gebildet werden, werden immer zwar nicht eine unüberwindliche, aber doch eine starke Vorliebe zur Tugend empfinden. Die unreine Sumpfluft des Lasters wird ihnen niemal behagen. Sie werden immer nach der Höhe trachten, wo sich die reinere Luft befindet, an welche ihre Lunge gewöhnt ist. Sie werden die Fähigkeit lasterhaft zu seyn beynahe verloren haben. Ich meine der Staat kann sich damit begnügen, wenn ihm das Subjekt, aus welchem

er seinen Bürger bilden soll, auf solche Weise vorbereitet überliefert wird, und es sollte meines Bedünkens so schwer nicht seyn, aus guten Menschen gute Bürger zu machen.

Weitläufigeren Unterricht, wie ihr euer Amt vertretten sollet, ihr Väter! werden euch die guten Erziehungsschriften geben können, die zu unseren Zeiten so in zimmlicher Zahl zu Tage gekommen; mein allermeistes Vertrauen aber setzte ich darauf, wenn ich denken dürfte, daß ihr die Natur fühltet, und des süssen Vaternamens euch würdig zu machen würklich euer Ernst wäre. Dann würdet ihr euch selbst darüber vergessen, und sozusagen nur in eueren Kindern leben, und so würde dann ihre Erziehung der interessanteste Gegenstand eueres Vergnügens seyn, und die Natur hätte gewonnen. Eine Elternschule aber ist und bleibet dennoch stets ein wahres Bedürfniß des Staats; eine Schule nämlich, worinn junge Eltern von beyden Geschlechtern in den nöthigsten Grundlinien der physischen sowohl als der moralischen Erziehung auf eine anständige Art unterwiesen werden möchten. Die meisten Eltern fehlen hierinn nicht aus Vorsatz, sondern entweder aus Nachlässigkeit oder Unwissenheit. Beyden diesen Uebeln könnte durch derley vernünftig eingerichtete Elternschulen wo nicht gänzlich, doch grossentheils abgeholfen werden, und ich hoffe ein Staat, der im Ernst seine Bürger glücklich haben will, werde die Sache der Ueberlegung würdig finden. Eine vernünftige Elternschule könnte in einer Stunde mehr gutes für den Staat stiften, als alle katechetische Folterungen der Kinder in einem Jahr zu bewürken nicht im Stande sind. Warum soll man den des Unterrichts so offenbar

bedürftigen Bürger und mit ihm auch seine Zöglinge, und den Staat selbst dem blinden Ungefähr überlassen?

Die physische Erziehung insbesondere ist für sich schon von grosser Wichtigkeit, und hat zugleich auch auf die moralische einen gewaltigen Einfluß. Schon lange haben es kluge Naturkenner bemerket, daß unsere moralische Ausschweifungen meistens ihren Grund in einer physisch üblen Beschaffenheit des Körpers haben. Ein guter Arzt würde weit mehr Böses verhindern können, als der vortreflichste Prediger. Der Körper steckt, so zu sagen, die Seele an, und um diese zu bessern braucht es oft nichts als jenen zu heilen. Es wäre dann auch dieser Punct ein Gegenstand des Unterrichts in der Elternschule, der aber von einem geschickten Arzt zuerst zweckmässig bearbeitet werden müßte; denn aus allen Vätern Arzneygelehrte machen wollen, möchte zu weit gegangen seyn.

Ich glaube, daß es genug erhelle, wie die Erziehung glücklich geführet werden könne, ohne daß der Staat benöthiget seyn sollte eine Einförmigkeit in der Religion zu erzwingen. Der Staat muß sein Vertrauen ganz auf seine eigene mit Vernunft getroffene Einrichtungen setzen, uud sich hiebey niemal auf die Hilfe der Religionsdiener verlassen. Denselben aber das Geschäft der Erziehung ganz überlassen, heißt sich ihnen auf Gnade und Ungnade ergeben. Das weitere, was dem Staate nöthig ist, um die Bürger in den Schranken der Sittlichkeit zu halten, wird, wo nicht einzig, doch gröstentheils von guten Poligesetzen, und Policeyanstalten abhangen. Ich habe es gar oft bemerkt, wie unwürksam sich die Re-

ligion zur Verbesserung gewisser sittlicher Fehler, wie würksam sich dagegen zu eben dem Zweck auch nur halb gut getroffene Policeyeinrichtungen erzeigten. In einem Dorfe herrschte die schlimme Gewohnheit, daß die Bürger sich ganze Nächte durch in den Zechhäusern aufhielten. Der rechtschaffene Seelsorger sah diesen verderblichen Mißbrauch mit Wehemuth und eiferte sehr oft von seiner Kanzel herab wider denselben. Seine Vorstellungen waren völlig vernünftig und liebreich, und verdienten gehört zu werden. Allein die Herrschaft sah das Saufen nicht ungern, denn es trug ihr ein. Nun kam ein anderer Beamter, der mehr Vernunft und Menschenliebe besaß. Er machte seiner Herrschaft die Vorstellung, wie schändlich es sey, wenn dieselbe selbst zum Untergang ihrer Unterthanen verhelfen, oder wenigst gleichgültig zusehen sollte. Es wird an die Gemeinde der ganz simple Befehl erlassen, daß sich bey Zuchthausstrafe Nachts um neun Uhr kein Bürger mehr in einem Zechhause sehen lassen sollte. Ueber die Beobachtung des Befehls ward durch scharfe Aufsicht der Policeydiener wachsames Aug gehalten, und von nun an verschwand der verheerende Mißbrauch, gegen den die Religion so lange vergeblich gekämpfet hatte. Es werden gewiß auch anderen manche derley Beyspiele bekannt seyn. Immer bemerkte ich, daß nur gute Menschen die auch jedem anderen wohlgemeinten Winke gefolgt seyn würden, von der Religion sich leiten lassen. Gegen die Bösen vermochte sie nichts, politische Anstalten aber waren, obschon nicht allzeit, doch sehr oft hinreichend auch diese im Zaum zu halten.

Zu derley Policeyeinrichtungen Vorschläge zu thun, ist eigentlich meine Sache nicht. Wir haben hierüber

so wohl als über das Erziehungswesen schon manche gute Schriften, die nur noch aus der Ursache wenig Nutzen geschaft, weil sie nicht in Ausübung gebracht werden. Einige Hauptpuncte aber, worauf der Staat seine Aufmerksamkeit vorzüglich zurichten Ursache hätte, muß ich doch angeben.

Offenbar ist ein zuweit getriebener Luxus eine von den grösten Quellen des Unheils für Bürger und Staat. Jedem Staat muß es ungemein daran gelegen seyn, die Bürger von derley kostbaren und ruinirenden Ausschweifungen abzuhalten. Gewöhnlich ist es nur eine schiefe Ehrsucht, die sie verführet, und es ist nicht wohl möglich, daß nicht die meisten das Leere dieser verderblichen Eitelkeit fühlen sollten. Allein es will eben keiner der mindeste seyn, und eine an sich löbliche Aemulation, die nur in dem Gegenstand irret, unterhält dieses am Herzen des Staats nagende Uebel. Sollte es nicht möglich seyn, diese Aemulation auf einen anderen Zweck zu leiten, der dem Vaterlande und den Bürgern eben so heilsam seyn könnte, als jener verderblich ist? Schon Belehrung über das unächte des falschen Schimmers würde etwas thun, noch mehr aber das Beyspiel rechtschaffener für weise gehaltener Männer. Wenn diese ihre Verachtung gegen jene weibische Prachtliebhaberey standhaft und öffentlich an den Tag legten, und ihre Ehre dagegen in Frugalität und grossen Bürgertugenden setzten, so würde jene Sitte bald auch den übrigen Bürgern verleiden, und ihr Wetteifer würde auf Dinge verfallen, die desselben würdiger wären. Die Gesetzgebung selbst könnte und müßte zur Abhilfe gegen jenes Uebel auch das ihrige beytragen, jedoch immer so gemässigt seyn, damit nicht Kunstfleiß zugleich mit dem Miß-

brauch ausgerottet werden möchte. Mir schien die Einrichtung nach folgenden Hauptlineamenten getroffen die beste zu seyn. Luxus im Oeffentlichen, Sparsamkeit im häuslichen. Luxus im dauerenden, Sparsamkeit im vergänglichen. In den öffentlichen Gebäuden, Rathshäusern, Tempeln, Theatern, Vestungen, Heerstrassen könnte mir der Luxus nicht leicht zu hoch getrieben werden. Das Kunstgenie hätte also Feld genug um sich zu üben, und zu vervollkommnen; und derley dem Staat allein zugehörige Meisterstücke wären der Stolz der Nation, und der Gemeinheiten. Der Patriotismus würde hiedurch angeflammet, und unterhalten. Bey Privatgebäuden dient der Pracht zu nichts, als den einen Bürger unschicklich und zu abstechend vor dem andern auszuzeichnen, und Neid und Mißgunst unter ihnen zu erwecken. Bequemlichlichkeit und Reinlichkeit ist das, was ein vernünftiger und mannhafter Bürger in seinem Hause suchen wird. *) Will er seinen Reichthum schimmern lassen, so wird es ein für seinen Ehrgeitz weit mehr kitzelnder Gegenstand seyn, wenn er durch Aufführung eines kostbaren öffentlichen Gebäudes sich ein ewiges Denkmal stiftet, das die späteste Nachkommenschaft noch mit Dank und Rühmung seines Namens ansehen wird. Indessen würde ich doch den so für sich schon gemässigteren Privatluxus lieber in Gebäuden und Gärten, als in Kleidern, und Mobilien, und in diesen lieber noch als in Gastmälern und Ergötzlichkeiten sehen; je

---

*) Non Domo Dominus, ſed Domino Domus honeſtanda eſt. Cavendum eſt igitur, præſertim ſi ipſe ædifices, ne extra modum ſumptu et magnificentia prodeas, quo in genere multum mali etiam in exemplo eſt. Cic. de off. lib. I.

nach dem Grade der Dauerhaftigkeit, wo ich dann auf dasjenige, was mit einemmal verzehrt ist, auch den wenigsten Aufwand gemacht zu sehen wünschte. Ohnedem bestehet das eigentliche naturgemässe Vergnügen, so uns Essen und Trinken verschaffen können, nicht in der Menge sondern in der Abwechslung. Die Liebhaber der grossen Gastmale kommen mir vor, als Leute, die ihr ganzes Leben gerne in ein Paar Stunden geniessen möchten. Ich wünsche alle Tage eine andere Speise auf meinem Tisch zu sehen, aber eine ist mir gänzlich erkleklich. Sollten über diese Frugalität hin auch alle Künste des Apizius zu Grunde gehen, so würde der Staat noch immer dabey mehr gewinnen als verlieren. Pracht in der Kleidung sieht ebenfalls auch noch immer weibisch genug aus. Ein ganz unächter Gout hat Stein und Metalle auf die Kleider genagelt, die mehr zur Last, als zur Zierde dienen. Ein schönes Frauenzimmer ganz in feines weisses Leinen gekleidet, und so reinlich wie ein Täubchen, das sich eben gebadet hat, ist mir immer doch das reitzendeste, was man hier auf Erde sehen kann. Die bunten Farben verunstalten schon in etwas die Natur, und der Schimmer von Gold und Edelsteinen raubt den Schönen einen Theil der Aufmerksamkeit, die doch so vorzüglich nur ihnen gewiedmet seyn soll. Doch hat von einem mässigen Kleiderpracht der Staat weniger Nachtheil, und in Rücksicht seiner Fabricken, und des Handels noch immer einige Vortheile zu gewarten; als von dem schwelgerischen Aufwand des Gaumens Die Baukunst aber nebst der Mahler- und Bildhauerkunst sind für den Staat und die Erhebung des menschlichen Geistes überhaupt noch weit interessanter als alle Künste der Färber und Weber. Da-

rum kann es der Staat auch weit williger ansehen, wenn seine Bürger in Gebäuden einen mässigen Pracht lieben, als wenn sie ihr Geld in Kleidern und auf die Küche verschwenden. Die Gartenliebhaberey aber steht mit dem Ackerbau, und der ländlichen Oeconomie so nahe in Verbindung, daß es der Staat immer als Gewinn ansehen kann, wenn sich der Gont des Gartenwesens verbreitet. Er hat sogar hievon manche Bereicherung an fremden ihm sonst unbekannt gebliebenen Produkten zu erwarten, von denen sich in der Ferne bisweilen grosser Nutzen zeigen dörfte. Gründe genug, warum der Staat dem Aufwand auf Gärten am wenigsten Gränzen zu setzen Lust tragen wird.

Mit dem übermässigen Luxus ist der Bettel sehr nahe verwandt, indem dieser oft gerade zu aus jenem erfolget. Für sich ist es klar, daß in einem geordneten Staate kein Bettler seyn könne; Arme aber werden immer seyn, zu deren Verpflegung nothwendig Anstalten getroffen seyn müssen. Die Religion empfiehlt sie dem Mitleiden ihrer Nebenmenschen, und läßt es hiebey bewenden. Hiemit ist den Schurken oft besser, als den Armen geholfen, indem jene das Mitleiden oft besser zu erregen wissen, als der schüchterne Dürftige. In den auf solche Weise dann nicht genug besorgten Armen fallen dem Staat seine Bürger anheim, die er doch nicht verwahrlosen darf, weil die Armuth nicht nur eine Mutter des Elends, sondern auch oft der schlimmsten Lasterthaten, und der Unsicherheit des Eigenthums ist. Es wird nicht schwer seyn, schickliche Anstalten hierüber zu treffen, wenn man nur im Ernst den Armen helfen, und nicht bloß dieselbe sich vom Hals schaffen will. Wie aber diese

Anstalten in der Hauptsache getroffen seyn mögen, so scheint es mir immer nicht räthlich, die Bestimmung wem und wie weit jedem die Armenverpflegung zu statten kommen solle, einem einzigen Mann zu überlassen. Diese Art von Einrichtung ist von der einen sowohl als der anderen Seite allerley Unrichtigkeiten und Mißbräuchen am meisten blosgestellt. Zwar ist es nothwendig bey jeder Gemeinheit einen, oder nach der Grösse der Gemeinde auch mehrere rechtschaffene Männer zu Armenpflegern zu ernennen, denen dann die wirkliche Vertheilung des Allmosens, und Verpflegung der Armen zu besorgen obliegen wird. Die Gemeinheit selbst aber sollte immer durch Stimmensammlung ausmachen, wem diese Armenhilfe, und in wie weit sie ihm angedeihen solle. Die Gemeinde kennet gewiß das Bedürfniß ihrer eigenen Mitglieder am besten. Es sind also hier nicht so leicht Unterschleife zu befürchten, und es wird auch der Gemeinde selbst immer daran gelegen seyn, die aus Liebe zum Müssiggang sich einschleichen wollende Betrüger von ihrer Mildthätigkeit auszuschliessen, und wird also auf solche Weise den Armen am richtigsten geholfen werden, ohne sich auf der anderen Seite der Gefahr auszusetzen den Müssiggang zu begünstigen. Gar oft wird die Gemeinde durch Beyschaffung einer schicklichen Arbeit ihr Allmosen ganz oder zum Theil ersparen, und dennoch ihre Arme durch derselben eigene Hände wo nicht ganz, doch zum Theil zu erhalten wissen; denn selten ist das Bedürfniß so groß, daß eigene Hilf ganz und gar nichts mehr vermöchte, und ich habe gar oft bemerket, daß es den Armen, die eben in nichts setzen können, nicht so eigentlich an Brodt, als vielmehr an brodtbringender Arbeit erman-

gelte. Die Gemeinheit wird nur mit einer oder der anderen Fabrik sich in Verbindung setzen dörfen, um immer einige Arbeit anschaffen zu können, von anderen Auswegen nichts zu gedenken *).

Die Anschaffung einer Arbeit, die freylich immer menschlich, das ist so gefodert werden muß, daß man bey einer mässigen Arbeit seinen nicht allzuknappen Unterhalt finden möge, wird beynebens immer das beste Mittel seyn, den Diebereyen zuvorzukommen. Wenn jeder leicht Arbeit, und bey nicht allzu schwerer Arbeit ein genießbares Brodt finden kann, die Gesellschaft selbst auch stets ein wachsames Aug über ihre Mitglieder hat, und genau beobachtet, ob die Ausgaben, die ein jeder macht, mit seinem Erwerbe in rechtem Verhältnisse stehen, so werden die Diebereyen äusserst selten werden, und wenn auch hie oder da eine solche sollte begangen werden, so wird der Dieb doch dabey die Unannehmlichkeit haben, daß er, sobald er von dem gestohlnen Gebrauch machet, sich einer allzugrossen Gefahr aussetzen muß entdekt zu werden; daß aber einer das Diebshandwerk meh-

*) Sehr wohl wären zwey Erinnerungen, welche Montesquieu l'Esprit des loix. l. XXIII. chap. XXIX. hierüber macht, zu beherzigen.

Quelques aumones, que l'on fait a un homme nud dans les rues, ne rempliſſent point les obligations de l'Etat, qui doit a tous les citoyens une ſubſiſtance aſſurée, la nourriture, un vêtement convenable, & un genre de vie, qui ne ſoit point contraire à la ſanté.

— j'ai dit que les nations riches avoient beſoins d'hôpitaux, parce que la fortune y etoit ſujette a mille accidens: mais on ſent que des ſecours paſſagers vaudroient bien mieux, que des établiſſemens pérpétuels. Le mal eſt momentané: il faut donc des ſecours de même nature, & qui ſoient applicables à l'accident particulier.

mehrere Jahre ungestraft sollte treiben können, wird kaum eine Möglichkeit seyn. Da nun dieses Handwerk, so wie andere, erst durch lange Uebung sich vervollkommnet, so werden wir doch wenigst grosse Meister in dieser Kunst nie zu gewarten haben.

Ein Hauptaugenmerk verdienen wohl auch die Volksergötzungen, ja sogar auch die Spiele der Kinder, indem diese Dinge immer, so wie sie den Charakter des Volks gewöhnlich am besten verrathen, so auch auf seine Sittlichkeit den stärksten Einfluß haben. Ein Staat, der diese Quelle recht zu benutzen weiß, wird immer anbey Gelegenheit finden, nicht nur die Vergnügungen seiner Bürger auf mancherley Art zu verändern und zu vervielfältigen, welches doch auch schon für sich als grosser Gewinn angesehen werden muß, sondern es würden ihm dieselbe wohl auch dienen können, allerley Kenntnisse auf die leichteste und angenehmste Art zu verbreiten, und selbst der Sittlichkeit eine gewisse Stimmung zu geben. Die Spiele müssen niemal blos zeitverderbende Kurzweilen seyn *), sondern

*) Ludendi etiam quidam modus retinendus, ut ne nimis omnia profundamus, elatique voluptate in aliquam turpitudinem dilabamur. Suppeditant autem & campus noster & studia venandi honesta exempla ludendi. Sed pertinet ad omnem officii quæstionem, semper in promptu habere, quantum natura hominis pecudibus, reliquisque brutis antecedat. Illa enim nihil sentiunt nisi voluptatem, ad eamque feruntur omni impetu. Hominis autem mens discendo alitur & cogitando; semper aliquid aut inquirit aut agit, videndique, & audiendi delectatione ducitur. Cic. de offici lib. I. Es wäre also blos viehische Wollust, wo die Seele leer ausgehet, und menschliche Ergötzung muß zugleich der nach Kenntnissen immer gierigen Seele eine Befriedigung gewähren, wenn anderst Cicero eine Lustparthie anzuordnen verstanden hat.

müssen immer zugleich auf Belehrung und Sittenbesserung antragen. Der Erfinder derley zwekmässigen Spiele verdiente immer die gröste Achtung des Staats, so gut als irgend ein anderer Erfinder einer wegen ihrem grossen Nutzen wichtigen Sache. Ich muß es aber anderen überlassen sich in diesem Fache Ehre und Dank zu verdienen, indem ich mich sehr wenig hiezu aufgelegt finde. Doch einige allgemeine Grundsätze nebst einigen Beyspielen will ich gleichwohl bey fügen.

Die allerrohesten Volksergötzungen bestehen im Schmausen, das dem Geist gar nichts giebt, und auch die Sinnlichkeit eher zerstöhret, als vergnüget. Nichts wäre erwünschlicher, als daß der grosse Haufe von diesen vernunftlosen, der unvernünftigen Thiere selbst noch unwürdigen Freuden abwendig gemacht, und auf die feinern Vergnügungen des Geistes gelenket werden könnte. Es ist zu hoffen, daß das Beyspiel geschätzter Männer, und die bessere Bekanntschaft des gemeinen Mannes mit seiner Vernunft etwas würken möchte. Doch wird immer nöthig seyn, daß der Staat den gemeinen Mann mehr seiner Achtung würdige, und dafür besorgt sey, ihm würdigere Ergötzungen zu verschaffen. Denn da es eine wahre Nothwendigkeit ist Ergötzungen zu haben, so wird man gleichwohl bey den schlechtesten, und unwürdigsten stehen bleiben, und mit den Schmausereyen vorlieb nehmen, so lange man das bessere entweder nicht kennet, oder aber solches zu erreichen die Kräfte, und also auch die Hofnung nicht hat. Unsere Spiele, bey denen ich nicht gewinnen kann, wenn nicht mein Nachbar verliert, sind eben so leere und unwürdige, und bisweilen noch gefährlichere Zeitvertreibe, als jenes,

indem die Zech hier oft über alles Erwarten groß wird. Wenigst ist es immer ungesellschaftlich, daß ich in jenem mein Vergnügen suchen solle, was nicht ohne Verdruß des anderen ablaufen kann. Es wäre also gewiß nöthig auf die Einführung eines anderen Gout in den Vergnügungen bedacht zu seyn.

Für das männliche Geschlecht schienen mir nebst der Jagd, die immer eine in allen Rücksichten sehr schätzbare Hauptergötzung bleiben wird, die militärischen Uebungen allerley schicklichen Stoff zum Vergnügen darzubieten, wenn nur ein geschikter Freudenkünstler denselben bearbeiten möchte. Verschiedene Manövers und Evolutionen, wenn sie nicht blos nach einer steifen Taktik, sondern nach freyeren gymnastischen Grundsätzen vorgestellt, und ausgeführt würden, wären, glaube ich, sehr geschikt die Jünglinge einer Gemeinde, und alles, was in derselben männlich heißt, zu beschäftigen und zu ergötzen, versteht sich, daß auch zugleich für Abwechslung gesorgt seyn müßte.

Ja ich glaube, daß auch das weibliche Geschlecht hieran Theil zu nehmen nicht ungeneigt seyn würde, wenn diese Uebungen in Form eines Tanzes mit Musik würden vorgenommen werden. Für das Frauenzimmer einmal wüßte ich mir zu ihrer Ergötzung nichts schicklicheres vorzustellen, als **Tanz und Musik.** Nur müßte der Tanz nicht nur ein steifer Menuet, oder ein Ersticken drohender Walzer seyn. Abwechslungen ohne Zahl fänden hier statt, und selbst auch lehrreiche Tänze wären keine Unmöglichkeit. Man erlaube mir ein Bisgen auszuschweifen. Wie leicht ließ sich nicht unser ganzes Sonnensystem, die Bewegungen aller Haupt- und Nebenplaneten in ihren proportirnirlichen Entfernungen, wie auch den Umlaufszeiten in

einem Tanz vorstellen? Wo also der gemeine Mann ein sinnliches Bild von demjenigen vor Augen hätte, dessen Erfindung unseren sinnreichsten Köpfen die gröste Ehre macht, und nun bloß in Büchern steht, die nur von einem Theil der Gelehrten gelesen werden? Diesen astromomischen Tanz würde ich den Sphärentanz heissen, und würde die Zeit nicht für verloren halten, die mit Erlermung desselben hingebracht werden müßte, indem auch so immer Ergötzung sich finden wird. *) Wie müßte es für Seladon vergnüglich seyn, wenn er seine Geliebte durch seine Anziehungskraft gezogen, immer in einer schicklichen Nähe als Mond um sich herum führen könnte? Eben so habe ich auch eine Idee von geographischen Tänzen, die ich aber bey mir behalten will, um meine Leser nicht zusehr zu ärgern. Indessen finde ich doch die Sache thunlich und reich an Ergötzlichkeit.

Das Theater ist zu allen Zeiten für eine schickliche und lehrreiche Volksergötzung gehalten worden. Es

---

*) Der Staat wird es doch immer für Gewinn halten, wenn er grosse Naturkenntnisse, wie immer, unter den gemeinen Mann bringen, allgemein verbreiten kann. Denn in eben dem Maaß, in welchem die Summe jener Kenntnisse wächst, in eben dem Maaß wird die Verstandesblödigkeit, und mit derselben die Geneigtheit zum Aberglauben abnehmen; je weniger werden gefährliche Charlatane über das Volk vermögen. Immer, auch in Rücksicht der Sitten, und Sicherheit ein höchst wichtiger Vortheil. Selbst in Rücksicht der Religion sind solche Ideen, wie die Idee von unserem Sonnensystem, und die Ausbreitung dieser Ideen von wichtiger Bedeutung. Gewiß wird man auf diesem Weg leichter dahin gelangen, sich eine auch was reelles an sich habende Vorstellung von der Grösse und Unermessenheit des göttlichen Wesens zu machen, als durch alle jene Aussichten, welche die Theologie an Handen giebt, nicht möglich ist.

wird ihm auch diese Ehre von niemand streitig gemacht werden können. Nur müssen die Schauspieler ihr Drama nicht bloß in einer engen und finsteren Stube aufführen, wenn das eigentlich eine Volksergötzung seyn soll. Die alten römischen Schauspiele und Theater waren diesem Zweck besser angemessen. Es ist aber bekannt, wie sehr diese zaubernde Vorstellungen auf die Phantasie des Menschen würken. Der Staat wird also Sorge tragen müssen, damit nicht wiedrige der Gesellschaft nachtheilige Würkungen entstehen, und doch der Geist des Dichters in seinem Flug nicht zu sehr gehemmt werden möge.

Spiele, welche einen unmittelbaren Einfluß auf Beförderung der Oeconomie hätten, sind mir keine bekannt, ich müßte dann nur das Pferdrennen dahin rechnen, indem hiedurch die Pferdzucht in etwas befördert werden möchte, indessen glaube ich doch, es sollten sich wohl auch ökonomische Spiele erfinden lassen, die nicht minder angenehm als nützlich seyn könnten.

Die Spiele der Kinder betreffend haben schon andere geschickte Erzieher gezeigt, wie man den Kindern spielend allerley nützliche Kenntnisse beybringen könne. Ich begnüge mich diesen Gedanken der weiteren Bearbeitung guter Naturkenner zu empfehlen; nur das wünschte ich, daß die Kinder niemal mit derley Spielen bekannt würden, wo die einen sich auf die Unkosten der anderen lustig machen, und die Spielfreude nur auf unangenehme Neckereyen und Beschimpfung hinaus lauft. Immer ist von derley ungesellschaftlichen Vergnügungen zu beförchten, daß sie in den weichen Herzen der Kinder einen schlimmen Eindruck zurücklassen, und sie geneigt machen möch-

ten, die Beschimpfung anderer für einem Spaß zu halten, und im Necken ein Vergnügen zu suchen.

Ohne noch also ein Wort von Strafen und Belohnungen zu sprechen, hätten wir anmit schon mancherley Wege gefunden, auf welchen der Staat den Sitten seiner Bürger beykommen, und auf ihre Bestimmung mit Nachdruck einwürken wird können. Alles wird auf kluge Einrichtungen, Belehrung, und zeitliche Zurechtweisung ankommen. Strafen und Belohnungen sind freylich auch nicht ohne Würkung, wenn der Staat dieselbe geschickt und zweckmässig anzuwenden weiß. Jedoch halte ich denjenigen Staat für den besten, der das Sittengefühl seiner Bürger auf einen solchen Grad von Delicatesse zu bringen weiß, daß jeder in der Tugend selbst seine süsseste Belohnung, so wie in dem Laster seine empfindlichste Strafe finde und fühle. Der laute Beyfall einsichtiger, und rechtschaffener Bürger gränzet nahe an jene schon von der Natur mit der Tugend verknüpfte Belohnung. Wo aber die Belohnung mehr den Ehrgeitz, oder die Habsucht reizet, mag dadurch eben so leicht böses als gutes gestiftet werden. Denn die Tugenden müssen nicht blos gethan, sondern auch aus ächten tugendhaften Beweggründen gethan werden. Von den Strafen wünschte ich, daß sie nicht so fast durch ihre Grösse fürchterlich, als vielmehr durch ihre Unausweichlichkeit abschröckend seyn möchten. Die genaueste Aufsicht, damit es dem Strafbaren nicht leicht möglich sey zu entwischen, wird immer weit mehr nützen, als die fürchterliche Strenge der verwahrloseten Strafgesetze. Der listige Uebelthäter wird der schärfsten Gesetze nur spoten, wenn sein verschlagener Kopf ihm offene Wege zeiget, der nachspürendnn Gerechtigkeit zu entwischen.

Sind aber diese Wege so gut möglich, von allen Seiten verschlossen, so wird er sich viel eher zum Rechtthun anschicken. So fürchterlich die Strafen sind, welche die Religion dem Laster ankündigt, so sieht man doch gemeiniglich, daß dieses wenig hievon gerührt werde, für eins, weil diese Strafen immer sehr entfernt geglaubt werden, fürs andere weil die Religion selbst auf der anderen Seite wieder allerley leichte oder wenigst für leicht gehaltene Mittel darbietet, jenen angedroheten Riesenstrafen zu entgehen. Mehr als alle Vorstellungen des noch einmal so übermenschlich brennenden Höllenfeuers würde ein Staat gegen das Laster vermögen, wenn es möglich wäre, daß derselbe seine Einrichtungen so sicher und genau treffen könnte, daß mit der kleinsten Uebelthat schon ein zimmliches obgleich nicht übermenschliches Maaß von Unannehmlichkeiten auf den Uebelthäter unausweichlich zurück fiel. Immer ist es leichter, den Menschen gleich beym ersten Schritt, da er die Lasterbahn betritt, auf den rechten Weg zurück zu weisen, als ihn, wenn er schon sehr weit darauf fortgeschritten, wieder die ganze durchwanderte Strecke hin, zurück zu führen. Es muß also ein vorsichtiger Staat das Principiis Obsta der Aerzte so viel möglich zu befolgen bedacht seyn.

Zu Verhütung grösseres Unheils sowohl, als grosser Lasterthaten wird es nicht wenig beytragen, wenn dem verirrten Menschen die Rückkehr so viel möglich erleichtert, und er niemal in die traurige Nothwendigkeit gesetzt wird, um kleinere Fehler zu bedecken noch grössere zu begehen. Die ewige **Verbindungen**, wodurch der Mensch, gewöhnlich in der Unerfahrenheit der Jugend noch, sich selbsten fesselt, und in eine seine ganze Lebenszeit durch nicht mehr abzuändern-

de Lage versetzt, sind von der äussersten Bedenklichkeit für den Staat. Der Mensch ist für sich ein unbeständiges veränderliches Wesen. Die Speise, die er nun liebt, wird ihm nach einigen Jahren nicht mehr schmecken. Wollet ihr ihm sie dann doch noch als seine Leibspeise aufdringen, so wird sich nur sein Eckel vermehren, und er wird sie wohl gar mit Unwillen von sich speyen. Gebet der Natur Raum. Ohne die Flatterhaftigkeit zu begünstigen treffet doch ein solches Mittel, daß eine Aenderung wenigst nicht ganz zur Unmöglichkeit wird. Eben die Unabänderlichkeit verdrüßlicher Dinge bringt Lebenseckel, und hat den Staat schon gar sehr oft seiner rechtschaffensten Bürger vor der Zeit beraubet, auch oft, was noch für schlimmer angesehen werden mag, sie um Tugend und Rechtschaffenheit gebracht. Es ist immer hinreichend, wenn die Auflösung solcher Bande, welche man dauerhaft zu wünschen Ursache hat, schwer gemacht wird. Unmöglich muß sie niemals seyn. Der Mensch ist Mensch, und menschliche Dinge müssen immer auch menschlich behandelt werden.

Eben so ist auch der Geschlechtstrieb ein in Rücksicht der Sitten sowohl, als des gesellschaftlichen Wohlstands höchst wichtiger Gegenstand, der um so vielmehr vom Staate beherziget zu werden verdient, da die Religion ihn in Ordnung zu bringen sich am meisten verlegen zeigt, indem sie sich anderst nicht mehr zu helfen weiß, als daß sie den einen Theil der Menschheit in unauflösliche Fesseln schlägt, den anderen Theil aber durch Vorstellung des brennenden Höllenfeuers, theils durch die unnatürlichste Gesetze vom Genuß zurück zu scheuen sich vergeblich beeifert. Immer muß ich darüber erstaunen, daß beynahe in allen Staaten

der Mensch als eine Last angesehen, und so der Anwachs der Menschheit so viel möglich verhindert wird. Die Staaten machen es hierinnfalls nicht besser, als nichtswürdige Eheleute, die der Wollust zwar so viel möglich, dabey aber so künstlich pflegen, damit sie ja nicht durch die auf sie fallende Last vieler Kinder dieselbe allzutheuer bezahlen möchten müssen. Mir scheint, daß die naturwidrigen Einrichtungen den Menschen in keinem Stüke so weit wie in diesem von seiner Naturbestimmung abgeleitet haben. Auf der einen Seite will man ihm alles versagen, und man ist kühn genug ihn aufzufodern, daß er der Natur durch eine gänzliche Verachtung ihrer Reitze den Trotz bieten solle; auf der anderen Seite aber werden seine Begierden durch eine solche Menge ausschweifender Gebräuche entflammet, daß sie ihn immer weit über das Ziel hinüber führen, das die Natur gesteckt hat. Die Natur suchet die Fortpflanzung des Geschlechts und die Erhaltung der einmal aufgestellten Thiergattungen. Die Wollust ist nur die Lockspeise, damit der lastscheue Mensch sich ihrem Willen nicht entziehen möge. Und nun suchen wir nur die Wollust, und bekümmern uns nicht um die Fortpflanzung. Beschämt durch die Mässigkeit der Thiere oder vielmehr mit einer Unverschämtheit, die unter den unvernünftigen Thieren nicht statt findet, wollen wir auch denn noch nichts von Enthaltung wissen, da die Natur ihren Zweck schon ganz erreicht hat, und nun einzig Ruhe wünschet um ihr Werk zu vollenden. Die Thiere gehorchen, der Mensch allein ist taub zu ihrer Stimme. Vergeblich hat die Natur dem befruchteten Weibchen seine ungesellschaftlichen Phantasien eingeflößet, um das ruhestöhrende Männchen für nun von demselben zu ver-

scheuchen. Trotz der Natur will man noch immer Liebesgenuß erzwingen, da doch die electrischen Zauberkräften durch gegenseitige Mittheilung ihr Uebergewicht bereits aufgehoben und sich in Ruhestand gesetzt haben. Eben so unnatürlich sind die so häufig bemerkten allzuvoreiligen Temperamentsausbrüche der noch unreifen sinnlichen Werkzeuge. Der Grund von allen diesen Uebeln kann nicht wohl in der Natur, er muß vielmehr in unseren naturwidrigen Einrichtungen liegen, die aber in diesem Stück wohl schwerlich jemal so gut werden verbessert werden können, daß nichts mehr zu wünschen übrig bleiben sollte. Wenigst so lange nicht im allgemeinen der Natur und Vernunft ihre Rechte, aus deren Besitz unser ewige, und eben so unnatürliche als unersättliche Durst nach Genuß sie dermalen ganz verdrängt hat, wieder eingeräumt, unsere Lebensart und Sitten mehr auf das einfache zurückgebracht seyn werden, laßt sich wenig anderes hoffen, als daß die Phantasie den Meister spielen, und wir die armselige Sclaven dieser thorrechten Gebieterinn bleiben, und so unter dem Joch der eingebildeten Bedürfnisse, und selbst erweckten Lüste stets fort seufzen, und nur immer unter Stutzerwünschen schmachten werden, wenn es auch noch so sehr Zeit wäre, männlichen Muth zu zeigen, und das feigherzige Venusspiel mit Verachtung, wenigst mit kalter Gleichgültigkeit anzusehen.

Indessen so lange der Natur nicht ganz entgegen gehandelt wird, so bleibt für den Staat immer noch einger Trost. Viel eher kann er durch Entvölkerung als durch auch noch so starke Bevölkerung leiden. Ich meine doch immer, der Staat hätte Grund, jeden Menschen, der ihm geboren wird, für Gewinn

zu halten, und wenn ihm auch gleich bange werden möchte, wo er seinen Gewinnst allen unterbringen wolle, so bedenke er, daß die Aepfel des Jahrs nur einmal reifen, und eine Mutter doch beynahe ein Jahr Zeit brauche, ehe sie ihm eine Frucht zu liefern im Stande ist. Wenigst werden ihm jährlich nicht wohl mehrere Kinder können gebohren werden, als zu diesem Geschäfte tüchtige Mütter vorhanden sind. Unstreitig wird er aus allen diesen, wenn auch nicht so mancherley Umstände ihm einen grossen Theil derselben wieder vor der Zeit entziehen sollten, lauter tüchtige, die Gesellschaft zierende, und stärkende Bürger bilden können, und dazu können ihm bey schicklichen Einrichtungen die Hülfsmittel niemal mangeln. Die Vater- und Mutterliebe ist für sich schon allzustark, als daß man fürchten dürfte, es würden auch andere, als unglückliche Eltern ihre Sprößlinge dem Staat überlassen. Wer sich anderst zu helfen weiß, thut es gewiß; vorzüglich wo die Sitten nicht sonst äusserst verdorben sind. Wer sich aber anderst nicht zu helfen weiß, verdienet das Mitleiden des Staats. Sollte die Anzahl der Menschen dem Staat würklich anfangen zulästig zu werden, so wird er immer noch auf Gottes Erdboden verlassene Plätze finden, wo er mit Zugabe einer gehörigen Aussteuer, und Nachhilfe eine Kolonie von seinen überflüssigen Bürgern wird absetzen können, die nun obgleich nicht in sclavischer Abhängigkeit, jedoch in freundschaftlicher Verbindung mit ihrem Mutterstaat zu verbleiben sich wünschen wird. So weit wird es schwerlich kommen, daß wir den Schöpfer durch allzustarke Bevölkerung nöthigen möchten, uns neue Welten zu schaffen; denn er hat der Bevölkerung schon für sich theils in den Leidenschaften, theils in

dem physischen Elementenkriege ein starkes Gegengengewicht entgegen gesetzet.

In allen diesen Dingen, die einen so starken Einfluß auf die Sitten und das Wohl der Bürger haben, wird die Religion wenig, gute Staatseinrichtungen hingegen alles vermögen, und ich bin zuversichtlich der Meinung, es werden alle Religionseiferer zusammen genommen nicht einen einzigen Punkt vorweisen können, wo die Wohlfarth des Staats ohne Einförmigkeit der Religion nicht durch andere schon aus dem Grunde, weil sie der Staat ganz in seiner Gewalt hat, weit schiklichere Mittel sollte erzielet werden können; folglich wird niemal ein Grund übrig bleiben, warum die von der Natur so sehr verabscheueten Zwangsmittel zu Hilf gerufen werden sollten, um jene phantasirte Einförmigkeit zu erzwingen. Gewiß aber ist hingegen, daß durch Aufhebung alles Religionszwangs schon selbst eine der stärksten Quellen des menschlichen Elends werde gestopft werden. Die Klugheit wird also jedem Staat, dem nicht das willkürliche Herrschen, sondern das Wohl seiner Bürger wahrhaft am Herzen liegt, die Nothwendigkeit auferlegen, hierinn von den alten, sich von den Eroberungszeiten herschreibenden, und ganz das Gepräg des gewaltthätigen Eroberungsgeistes an sich tragenden Sitten abzuweichen, alle Bürger ohne Ausnahm von allem Religionszwang zu entfesseln, und jedem es zu überlassen, wie er sich hierinn gegen seinen Gott einzig und allein verantworten möge. Die Erfahrung bestätiget es bereits genug, wie heilsam eine gänzliche Religionsfreyheit den Staaten sey, indem diejenigen Staaten, welche diese Religionsfreyheit unter ihre Staatsgrundsätze aufgenommen, von

der Zeit an sich sichtbar besser befinden, und an innerer Ruhe und Festigkeit unläugbar vieles gewonnen haben. Möchten doch die Religionsdiener eben sowohl als die Staatsmänner diese so heilsame Wahrheit erkennen, und ihrem Nebenmenschen die völlige Freyheit gönnen, die dem Menschen als ein ihm anerschaffenes Naturrecht gebühret, daß nämlich in Religionssachen jeder denken, reden und handeln möge, wie er sich nach seinem Gewissen verpflichtet findet. Ist eine Einförmigkeit in der Religion möglich, so ließ sich hoffen, daß dieselbe auf diesem Wege selbst noch am ehesten zu erhalten seyn möchte, indem ein jeder seine Gedanken frey an den Tag geben, und anmit auch alle Gelegenheit haben wird, dieselbe durch die Belehrung anderer immer mehr und mehr zu berichtigen. Wenn man so, wo dem menschlichen Verstand alle Wege zur Wahrheit geöfnet sind, dieselbe nicht finden, oder wenigst nicht allgemein erkennen kann, so wird man wohl genöthiget seyn den Schluß zu machen, das Loos der Menschheit müsse eben schon dieses seyn, daß wir hier auf Erde mit Wahrscheinlichkeiten uns begnügen, mit dem schwachen Bilde des getrübten Spiegels vorlieb nehmen müssen, bis die Zeit kömmt, die das Räthsel auflösen, und uns die Sache selbst, die wir nun so gerne sehen möchten, vor Augen stellen wird. Dieß wird uns ja nicht hindern, daß wir nicht in brüderlicher Eintracht und Liebe hier mit einander sollten leben, uns gegenseitig, dem Zweck der Gesellschaft gemäß, alles mögliche Vergnügen machen, und so die Erde wo nicht zum Himmel, wenigst zu einem angenehmen Paradies sollten umschaffen können. Möchte doch der seinen Edelmuth fühlende Mensch die Stimme der Natur

recht verstehen, und den ihm anerschaffenen, ihn wahrhaft zierenden Freyheitssinn niemal in jene unnatürliche so viel Unheil stiftende Herrschsucht ausarten lassen. Nicht herrschen, sondern in gutem Einverständniß leben ist naturgemäß, und macht uns glücklich. **Niemand wird ungestraft die Ordnung der Dinge verkehren, die es dem Schöpfer beliebet hat festzusetzen.**

[illegible] und die ihm vorschreiben, [illegible] niemals in eine un[illegible] [illegible] Gemeinschaft [illegible] [illegible] sondern in [illegible] leben ist naturgemäß, und macht [illegible]. **Niemand wird ungestraft die Ordnung der Dinge verkehren, die es dem Schöpfer beliebet hat festzusetzen.**

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Von der Schädlichkeit des Religionszwanges Die Sache nur nach gemeinem Menschensinne betrachtet

[S.l.] 1793

Polem. 2457
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10776340-3
VD18 14627825-001